

1789




1848

L. O. Muck

L I B R A R Y



~
Zur Erinnerung an
Pfingsten 1927 in an seine
Time.



Digitized by the Internet Archive
in 2025

Ernst Heilborn
Zwischen zwei Revolutionen

Dieses Buch wurde als dritter Band der achten
Jahresreihe für die Mitglieder des Volksverbandes
der Bücherfreunde hergestellt und wird nur an diese
abgegeben. Den Einband entwarf Friedrich Otto Muck

Der Druck erfolgte in Weiß-Fraktur durch die
Spamersche Buchdruckerei in Leipzig

Nachdruck verboten

Copyright 1927 by Volksverband der Bücherfreunde
Wegweiser-Verlag G. m. b. H., Berlin

Zwischen zwei Revolutionen

Der Geist der Schinkelzeit

(1789–1848)

von

Ernst Heilborn

★



1 9 2 7

Vollverband der Bücherfreunde

Wegweiser-Verlag G. m. b. H.

Berlin

DD

66

. H4

Die Frage der Zeit

Zeit ist ein Unbegriffnes, und wahrscheinlich, höherem Ratschluß zufolge, Unbegreifbares.

Doch hat man eine Vorstellung von Zeit, die dann zuweilen in eine lebendige Empfindung übergeht. Auf einer Reise, etwa in der Hauptstadt eines fremden Landes, mag man es erfahren, daß man durch die Räume eines Museums geht — man kennt die Namen der Maler nicht, weiß nichts von ihrem Werk — aber in irgendeinem Saale hat man die Gewißheit: diese Landschaften, diese Bildnisse mit gerade diesem Gesichtsausdruck können nur in einem nicht zu verkennenden Jahrzehnt entstanden sein. Es ist denn auch kein Zufall, wenn aus der Zeit, die hier begriffen werden soll, es gerade die Stimme eines Malers ist, die vernehmbar wird und erklärt: „Die Arten der gewählten Darstellungen oder das Darstellungsvermögen im Gebiete der bildenden Kunst scheint in gewissen Zeitabschnitten sich sehr deutlich und deutsch auszusprechen, sowohl in der Verschiedenheit der geistigen Richtung als in der Verschiedenheit der praktischen Ausführung. Selbst die Art, Gewänder zu zeichnen, die Art, alles hart oder alles weich und verbläsend zu sehen, oder es doch zu machen; oder alles flach oder alles rund zu sehen. Oder auch luftperspektiv entweder gar nicht beachtet, oder zu stark bezeichnet. Auch in der Ferne entweder alles übertrieben braun oder blau oder violett oder grün zu sehen.

Diese Wahrnehmungen, so sonderbar, ja lächerlich sie auch klingen mögen, sprechen für die Meinung: die Menschen sind nicht so frei über Zeit und Ort erhoben, als es viele glauben."

Und dieser selbe Abseitige und Einsame, in seiner Seele Landschaft Suchende, der Maler Caspar David Friedrich, der diese Worte in seinen „Bekenntnissen“ niederschrieb, rätselfte auch an dem Begriff der Zeit: „Wer aber regiert mit unsichtbarer Hand die Richtung der Zeit und lenket den Sinn so vieler auf ein Ziel, bald hierhin, bald dorthin? Mehr als ein bloßer Zufall ist es doch wohl? Ich spreche zwar hier von unbedeutenden Dingen; aber dieselbe unsichtbare Hand leitet vielleicht auch nach selben Gesetzen die größeren Weltbegebenheiten."

Kultur der Schinkelzeit: Das weist auf den deutschen Norden und vergegenwärtigt ein Erstarken protestantischen Empfindungslebens, und aus ihm heraus eine Daseinsregelung, eine Alltagseinpassung, einen künstlerischen Stil. Man wird aber auch auf den katholischen Süden hören müssen, um zu der Oberstimme die Unterstimme zu erhörchen, und Wien wird sprechen, Berlin zu deuten.

Kultur der Schinkelzeit: Eine Spanne weltweiten Geschehens bei heimatlicher Enge; äußerer Not bei innerem Reichtum; künstlerischer Großtat bei handwerklicher Beflissenheit. Was aber den Betrachter mit einer Wehmut erfüllt, aus der ein Sehnen aufsteigt; was wie Abendrot — und es verglüht nicht — über der seelischen Landschaft dieser Jahrzehnte zu trösten scheint, ist doch die Empfindung: es war die letzte „organische“ Zeit, von der wir wissen.

Noch immer ist sie uns — und es ist, als wollten wir sie damit freundlicher beschwören — die Zeit unserer Großväter, unserer Großmütter geblieben. Noch immer sitzt für uns hinter dem Fenster dieser Zeit und hinter den weißen Gardinen die alte Frau, und ihr Haar ist dicht, ob auch ergraut, sie liest in einem Buch, das wir alle kennen, und um sie ist Friede. Wir sehen diese Zeit in der Patina, die sie für unseren Blick angesetzt hat, und deren weiches Grün zaubert uns ein Idyll. Man wird aber erkennen, daß hier, wie nur irgendwann, Kampf gewesen ist, und daß hier wie stets Vergangenheit der Gegenwart lügt.

Kultur der Schinkelzeit: Immer ist Zeit in Ewigkeit und Ewigkeit in Zeit. Man ist sich dessen auch bewußt, daß Zeit irgendwie abzugrenzen immer ein Notbehelf bleibt; muß das aber schon geschehen, so wird man nicht etwa die Lebensdaten Schinkels (1781—1841), sondern die Jahre 1789 und 1848 zu Grenzmarken setzen. Und damit steht dies Halbjahrhundert zwischen zwei Revolutionen. Man wird im neptunischen Wellengang die vulkanische Eruption erkennen (Napoleon und sein Reich) und wie sie wieder in den Fluten versinkt — soweit, was je lebendig war, zu sterben vermag.

Man hört auf die Stimmen der in diesen Jahresläufen Lebenden, um zu erfassen, was ihnen ihre Epoche bedeutete.

Dorothea Schlegel empfindet diese Zeit (1808) als eine „geheimnisreiche, ahnungsvolle, vorbereitende“, und Rahel schildert sie (1811) als die „des sich selbst ins Unendliche bis zum Schwindel bespiegelnden Bewußtseins“; damit sind gleichsam zwei Warten gestellt; die eine erschließt den

Blick in Himmel und Wolken, die andere ins Menschengetriebe.

Damals (1814) erschien Karl Friedrich von Savignys Schrift „Über den Beruf unserer Zeit zur Gesetzgebung“, und der wesentliche Gedanke, den er darin durchführte, war, nachzuweisen, wie sehr Kraft und Wille des einzelnen an das Maß der Begabung seines Zeitalters gebunden sei und daß jeder Kulturfortschritt mit Kultureinbuße verbunden sein müsse. Rahel aber hatte schon 1812 geschrieben: „Wissen Sie, was ich bemerke, woraus größtenteils das Unglück der Zeiten besteht? Daß eine immer in die andere greift, und nicht die neue in die alte, sondern die alte noch in die neue.“

Goethe, in dessen Blickeinstellung bei selbstherrlicher Persönlichkeitswahrung immer ein Höchstmaß an Objektivität ist, zieht die Epoche zehn Jahre später (1825), daß eine mittlere Kultur gemein werde; dahin strebten, seiner Auffassung nach, die Bibelgesellschaften, die Lancasterische Lehrmethode und was nicht alles; auch mißfiel ihm, daß alles jetzt „ultra“ sei, alles transzendiere unaufhaltsam, im Denken wie im Tun.

Dazu die Stimmen der Mißvergnügten, der allzu jungen Bettina, des allzufrüh gealterten Grillparzer und des einigermaßen depossidierten Pückler-Muskau. Bettina, das Kind, sprach (1806) von einer Zeit der Ebbe, weil keine tiefere Erkenntnis, kein reiner Wille, den eigenen Geist zu steigern, sie treibe. Grillparzer, der Greis, glaubte (1822) eine Abnahme an Phantasie bei doktrinären und demagogischen Bestrebungen, der alle Kunst töte, feststellen zu können, nannte die Nation (1848) wetterwendisch und in ihren Überzeugungen unklar, und Pückler-Muskau meinte, der Zeitgeist gehe wahrlich in Siebenmeilenstiefeln, weil — der Fürst selber

nur noch „Hintersassen“, aber keine „Untertanen“ mehr hatte. Daneben klingt Ernst Moritz Arndts Ausspruch wie gesetztes Manneswort; er ist sich bewußt, in einer Zeit geistiger und politischer Umwälzungen und Bewegungen zu stehen, mit welcher wenige frühere Zeiten verglichen werden könnten (gesprochen ist das vor den Befreiungskriegen); auch begrabe die Zeit die eigenen Geburten so schnell, daß heute vergessen sei, was gestern gewesen.

Einer, dem es nicht vergönnt wurde, sich mit Taten ins Buch der Geschichte einzuschreiben, dem es vorbestimmt war, als Sechszwanzigjähriger 1814 bei Montmirail zu fallen, dem denn nun aber freilich eine seltene Beobachtungsfähigkeit, mit Ahnungskraft verschwistert, gegeben war, Alexander v. d. Marwitz, schrieb etwa ein Jahr vor seinem Tode: „Es ist eine wunderliche und wirklich mystische Zeit, in der wir leben. Was sich den Sinnen zeigt, ist kraftlos, unfähig, ja heillos verdorben, aber es fahren Blitze durch die Gemüter, es geschehen Vorbedeutungen, es wandeln Gedanken durch die Zeit und zeigen sich wie Gespenster in mystischen Augenblicken dem tieferen Sinn, die auf eine plötzliche Umwandlung, auf eine Revolution aller Dinge deuten, wo alles Frühere so verschwunden sein wird wie eine im Erdbeben untergegangene Erde, während die Vulkane unter entsetzlichem Ruin eine neue, frische emporheben. Und der Mittelpunkt dieser Umgestaltung wird doch Deutschland sein mit seinem großen Bewußtsein, seinem noch fähigen und grade jetzt keimenden Herzen; seiner sonderbaren Jugend (ich meine die physische, unser junges Volk).“

Tiefer, scheint es, läßt sich diese Zeit in der Tat kaum begreifen. Denn beides ist in den Worten des Fünfundzwanzigjährigen, der Blick für die Kleinheit der Menschen, die Ahnung von der Größe des Geschehens. Und das ist vielleicht

immer so: die Menschen bleiben, die sie waren. Es ist aber ein Schicksal und ein Wille in solcher Zeit, die ruft sie auf und braucht sie, wie sie sind.

Wenn es wahr ist — und das trifft gewißlich zu — daß es dieser Zeit vergönnt war, ihren Lebenswillen in allen Äußerlichkeiten des Wohnens, Wirkens, Verkehrs zu eigenartigem Ausdruck zu bringen; sie ihr seelisches Empfinden in Einklang damit versetzte; sie ihr Schicksal in entsprechendem Verstehen auf sich nahm; sie ihre Gemütsregungen in der Landschaft wiedererkannte, die Antwort auf Daseinsfragen im Tode fand; sie demgemäß „Stil“ im hohen Sinne besaß und ihn schöpferisch betätigte: — dann ist es auch wahrscheinlich, daß sie sich selbst ihren Mythos schuf.

Wenn es gelingen könnte, den Mythos dieser Zeitemspanne zu erspüren, dürfte man sich getrösten, von der lebendigen Seele der Kultur der Schinkelzeit berührt worden zu sein.

Es fällt auf, daß dieser Zeit eine neue Märchenfigur entsteht, und das ist die Lorelei. Sie taucht in Brentanos Rheinmärchen auf und ist dort die Tochter der Phantasie, die sie mit einem schönen Jüngling, dem Widerhall, den sie in einem Felsen sitzend fand, erzeugte. Die Lorelei ist Hüterin des Rheinhorts, und wenn sie ein lautes Wort hört, oder ein Schiffer einen Schrei tut, so erschallt das Geschrei siebenfach, zum Zeichen ihrer Wachsamkeit. Bei ihrem Eintritt in die Dichtung der Zeit ist die Lorelei also nichts als das Echo, das in bestimmter Rheingegend vernehmbar wird. Aber die

Lorelei lehrt in Brentanos bekanntem Gedicht „Zu Bacharach am Rheine wohnt eine Zauberin“ wieder und hat nun bestimmte Physiognomie gewonnen und ein menschliches Schicksal erfahren. Als eine Männeverderberin steht sie vor dem geistlichen Gericht, aber, in tiefster Seele von ihrer Schönheit ergriffen, vermag der Bischof nicht, sie zu verdammen. Sie selbst klagt ihre Schönheit als ihr Verderben. Sie soll ins Kloster gebracht werden, erbittet aber als letzte Gunst auf dem Sange dahin, auf einen Felsen steigen zu dürfen, um in den Rhein zu blicken. Sie sieht den Schiffer im Kahne, nennt ihn ihren Liebsten und stürzt sich hinab. Das Echo nimmt klagend ihren Namen auf.

Die Lorelei ersteht neu und abermals gewandelt in Eichendorffs Gedichten. Bei Namen genannt ist sie nur einmal im „Waldgespräch“, sie warnt und betört und tötet, die Hexe, und ihr Schloß steht auf hohem Felsen am Rhein. In dem kurzen, im Zwiegespräch zwischen der Lorelei und dem ihr Verfallnen gehaltenen Gedicht steht die Zeile: „Wohl irrt das Waldhorn her und hin.“ Aber wenn auch nicht bei Namen genannt, wird die Lorelei in anderen Gedichten Eichendorffs erkenntlich. Sie ist die „Zauberin im Walde“, die Goldhaarige, die dem süßen Florimunde die Perle aus ihrer Halskette reicht und ihn in den Tod lockt: seit er gestorben und sie geschwunden, sind die Wunderlieder der Vögel und das Horn im Walde verstummt. Sie ist abermals die Nixe auf dem Stein in „Der stille Grund“, die ihr goldenes Haar flücht und so wunderbar singt — und wo sie gesungen, da treibt halbzerschellt ein Nachen. Ein letztes Weben ihrer Wesenheit meint man aus dem Gedicht „In Danzig“ zuerspüren, wenn auch nichts geblieben ist als ein Rauschen in der Luft, ein uraltes Lied, das erklingt und den Schiffer gefährdet. — „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, / Daß ich so

traurig bin —": Heine nimmt das Motiv auf und gibt ihm den letzten, den ins Volksbewußtsein gedrunghenen Ausdruck.

Was all diesen Gedichten gemeinsam (bei Betonung oder Verwischung des rheinischen Ursprungs): Eine Frauengestalt entwächst der Landschaft. Sie singt, oder es ist doch um sie herum ein Klingen. Sie lockt in den Tod.

Noch weiß man nicht, was diese Gestalt für das Zeitbewußtsein bedeutet, und ob das in ihr seinen Mythos gefunden haben kann.

Der Schattenriß der Zeit

Worin hatte doch Rahel das Unglück der Zeiten erblickt? „Daß eine immer in die andere greift, und nicht die neue in die alte, sondern die alte noch in die neue.“ Von der Epoche, die hier vergegenwärtigt wird, gilt das bis in des Wortes letzte Schwere. Und die „alte“ Zeit war diesmal gewiß nicht die „gute“, sie trug darüber hinaus die Physiognomie seelischen Greisentums und den hippokratischen Zug.

Ein gealterter und vereinsamter Mann — in lebensferner Dämonie — hatte Friedrich der Große die langen späten Jahre seiner Regierung hindurch den preußischen Staat gelenkt; — es war ein ausgesprochenes Altersregiment in Habgier und Lüsternheit, Willkür und Schwäche, das sein Nachfolger Friedrich Wilhelm II. führte. Die unselige zweite und dritte Teilung Polens bezeichnen die äußere Politik in ihrem ungezügelten Nachthunger, das Wöllnersche Religionsedikt die innere in ihrem schwächlichen Mißtrauen. Wie es damals am Hofe und in der Stadt ausgesehen, erzählt man aus einer Schilderung Schadows, des gewiß zuverlässigen, die Varnhagen aufgezeichnet hat: „Zur Zeit Friedrich Wilhelms II. herrschte die größte Niederlichkeit, alles besoff sich in Champagner, fraß die größten Leckereien, frönte allen Lüsten. Sanz Potsdam war wie ein Bordell; alle Familien dort suchten nur mit dem Könige, mit dem

Hof zu tun zu haben, Frauen und Töchter bot man um die Wette an, die größten Adligen waren am eifrigsten. Die Leute, die das wüste Leben mitgemacht haben, sind alle früh gestorben, zum Teil elendiglich, der König an der Spitze." — Dem Erben blieb die Hinterlassenschaft aus beidem, der Teilung Polens und dem Wöllnerschen Religionsedikt.

Denn diese Teilung Polens glimmt, wie Blut aus der Asche, im Fortgang der geschichtlichen Entwicklung bei jedem scharfen Luftzug wieder auf. Sie findet in dem Frieden zu Basel (1795), in dem Deutschland das linke Rheinufer einbüßen sollte, ihre naturgesetzliche Ergänzung, sie erneuert sich in gewisser Weise im Frieden zu Campo Formio (1797), im Frieden zu Luneville (1801). Man könnte in dem unwürdigen Länderschacher, der (1803) im Reichs-Deputationshauptschluß zum Austrag kam, und in der Errichtung des Rheinbundes (1806) die Anwendung dieser Machtpolitik auf Deutschland selbst, das Sichauftoben einmal wachgerufener gewalttätiger Instinkte sehen. Dem Wöllnerschen Religionsedikt aber war in der Reaktionszeit, die auf die Freiheitskriege folgte, etwas wie Auferstehung und ein sehr ungeistiges Pfingsten beschieden.

Besteht eine Art neptunischen Wellenganges zwischen den Revolutionen, der großen französischen des Jahres 1789 und der sehr schwächtigen deutschen 1848, mag man die revolutionär aufgerufene Zeitstimmung im Bilde eines Meeres begreifen, das Winde aufpeitschen, das gestillt wird, um wieder anzuschwellen, immer aber die schweren Wogen in gleichbleibender Richtung wälzt — so ist es, als bildete sich aus solchem Meer heraus unvorhergesehen, vulkanisch, ein felsiges Eiland, das dann wieder in den Fluten versinkt: das Napoleonische Weltreich. Denn in dieser Zeitspanne ist

es, als wären alle Kräfte, hüben und drüben, unter vielfachem Atmosphärendruck gespannt, zum Ausbruch gekommen. Aber der Wellengang, ob auch unter dem vulkanischen Geschehen überhört, über der gigantischen Eruption aus den Augen gelassen, nimmt doch seinen sicheren und unaufhaltsamen Fortgang. Und andererseits: dies Napoleonische Reich, ob nun auch unter den Fluten begraben, ist nicht tot, sowenig es Tod im Sinne des Aufhörens für irgendein organisches Lebewesen gibt; es wirkt fort; Anschauungen, die es wachgerufen, Lebensgewohnheiten, die es gepflegt, politische Instinkte, die es großgezogen hat, wurzeln und keimen weiter, gewiß in Frankreich, aber auch in ganz Europa, und nicht zum wenigsten in Deutschland.

Man spricht von Reaktionszeit, wenn man an die Jahre nach den Freiheitskriegen denkt. Aber das trifft gleichsam nur das Kleid oder die Zeituniform mit den Ordenssternen. Man könnte, wollte man auf den lebendigen Organismus und den Blutgang in den Adern blicken, mit besserem Recht von Revolutionszeit sprechen. Denn das Streben nach politischer Mündigkeit ist im Volke nicht ertötet, es nimmt zu. Und jede der reaktionären Maßnahmen der Regierungen ist letzten Endes nichts als Stachel, es unter peinigenden Hautreizungen wachzuhalten.

Was diese Reaktion innerlich bedeutete, ist in den beiden Tatsachen, daß Schleiermacher in seinen Predigten und Universitätsvorlesungen polizeilich überwacht wurde (1823) und in dem Ausspruch des Ministers Eichhorn (1844): „Wenn Fichte käme und wollte jetzt hier Reden halten wie an die deutsche Nation im Jahre 1808, ich wäre der erste, sie ihm zu verbieten“, zur Genüge gekennzeichnet: es war der Versuch eines Kampfes gegen den Geist. Man scheute nicht davor zurück, ihn in seinen lautersten Vertre-

tern zu treffen. Man glaubte, den lebendigen Geist unter Stein und Mörtel begraben zu können.

Den äußerlichen Gang der Ereignisse kennzeichnen ein paar Daten, die wie Sprossen einer Leiter aufsteigen. Auf das Wartburgfest (1817) folgt der Aachener Kongreß (1818), dem Humboldt bereits mit großem Mißbehagen zusieht; an die Ermordung Kotzebues (1819) fügen sich die Wiener Schlußakte (1820), die die Vereinbarungen der Karlsbader Ministerkonferenz über Verschärfung der Zensur und Beaufsichtigung der Universitäten festlegen und Metternich die beherrschende Stellung sichern; die Teplitzer Beschlüsse (1833) mit ihrer weiteren Beschränkung der Rechte der Stände hinken nach; denn inzwischen hat die vorwärtsdrängende Strömung aus dem fernen griechischen Freiheitskrieg (1821—29) Antrieb gewonnen, die Julirevolution des Jahres 1830, die polnische Revolution der Jahre 30—32 haben in naher Nachbarschaft die Welle hochgerissen. Das Jahr 1833 aber bezeichnet, als Gründungsjahr des Deutschen Zollvereins, auf scheinbar abliegendem und anders geartetem Untergrund das Einsetzen einer Bewegung, die irgendwie in den damals als revolutionär empfundenen Wellengang einmünden und ihm neue, gleichsam dem Boden entstiegene Kräfte zuführen sollte.

Im Panorama dieses Zeitgeschehens steht die Figur Friedrich Wilhelms III. als die eines Besorgten und Zögernden; er trägt, scheint es, hausväterliche Kleidung; ein Mahner an das, was in allem Wandel gesicherter Besitz bleiben sollte; ein Pflichtbewußter; eine Postkutschennatur, die eines Tages in der Eisenbahn aufwacht; ein kalligraphisch Schreibender, dem hastende Geister diktieren. Folgt auf ihn (1840) Friedrich Wilhelm IV., so scheint nicht nur die erhöht stehende Figur, es scheint vor allem die Beleuchtung ver-

ändert. Der Neuankömmling stellt sich nicht ins Tageslicht, er sorgt vor allem, daß künstliches Dunkel um ihn sei. Ein Anspruchsvoller, der wenig Ansprüchen genügt; ein Träumer, der Zukunft in Vergangenheit sucht; ein Begabter, der Raum zu geben hat; ein Unfruchtbarer; der Nichtverstehende und Unverständne.

Man sieht, wie ein Mann — er ist zeichnerisch begabt — nach seinen Angaben und in Anlehnung an überkommene ehrwürdige Stile einen Altar bauen läßt. In seiner Eigenschaft als Oberhaupt der Kirche steht er im Begriff, die Einweihungsrede zu halten — da fällt lebendiges Feuer vom Himmel und auf den geschmackvollen Altar hinab.

In dieser Zeit war Jugendungestüm.

Dem Vorwärtsschreitenden erscheint die erstiegene Höhe niedrig. Vergewaltigt man sich aber diese Steinhardenbergische Gesetzgebung in ihrer menschlichen Auswirkung, so mutet das Erreichte ungeheuer an, das wahrhaft Wesentliche scheint gesichert zu sein. Aufhebung der Erbuntertänigkeit und freies Eigentumsrecht; Städteordnung; Gewerbefreiheit; dazu die Gesindeordnung des Jahres 1810: was seit Menschheitsgedenken als unerläßliche Menschheitsfron gegolten hatte, war abgefallen — man möchte nicht sagen, vom Sturmwind fortgerissen, sondern vielmehr durch innere Triebkraft ausgeschieden — an jeden einzelnen war der Ruf ergangen, sich fortan aus eigener Kraft seine Arbeitsstätte im Staatsganzen und für das Staatsganze zu sichern, gewiß nicht Freiheit, aber der Raum zur Kraftentfaltung, gewiß nicht Gleichheit, aber die Möglichkeit, sich den Bevorzugten gleichzustellen, war gegeben. Auch

vergißt man heute viel zu leichtfertig die ungeheuren Schwierigkeiten, die zu überwinden waren und überwunden wurden. Um nur ein Beispiel anzuführen: die Ritterschaft in Pommern besaß 260 Seviertmeilen, darunter 100 Quadratmeilen bäuerliches Land; durch die Edikte des Jahres 1811 wurden 70 Quadratmeilen freies Eigentum der Bauern.

An diesen umwälzenden Neuordnungen, die doch zugleich Neuschöpfungen waren, bemessen, erscheint die Verfassungsfrage beinahe untergeordnet, so sehr sie auch in jenen Zeitläuften im Brennpunkt des Interesses stand und als der eigentliche Maßstab galt. In dem Deutschland, in dem unter Vorgang Bayerns (1818) die Südstaaten eine Verfassung erhalten hatten, mußte das Preußen der Stein-Hardenbergischen Gesetzgebung, und nicht einmal zu Unrecht, als das rückständige, sogar als das fortschrittfeindliche Prinzip erscheinen. Es ist aber, als wäre das Bei- und Nebeneinander widersprechender Züge wesentlich gewesen, dieser Zeit die ihr eigentümliche Physiognomie zu geben.

Widersprechend denn auch das Aussehn der Figuren, die damals als politische Geschäftsträger fungierten, der Diplomaten. In seinen „Denkwürdigkeiten des eignen Lebens“ rühmt sich Varnhagen, als preußischer Gesandter am Badenschen Hofe, der Badenschen Sache — es galt den Rückfall der Pfalz — durch zahllose selbstgeschriebene Zeitungsartikel und Zeitschriftenaufsätze, die selbstverständlich ungezeichnet blieben, gedient zu haben. Also ein höchst modern anmutender Typ: der Diplomat als Journalist. Und in denselben Denkwürdigkeiten erzählt derselbe Varnhagen von dem „Kollegen“ Verstett, der sich in gleicher Angelegenheit beim Kaiser Alexander von Rußland Gehör verschaffte, zu weinen anfing, in Verzweiflungsausbrüche verfiel, in immer ge-

steigertem Weinen den Kaiser anslehte, bis der, einigermaßen dekontenanciert, dem Bittenden willfahrte. Eine höchst patriarchalisch anmutende Figur: der Diplomat als Herzensbeschwörer.

Die Zeit der unausgeglichnen Gegensätze.

Und diese Zeit, die wir im Bilde von Großmutter's Zimmer erblicken — an den getönten Wänden hängen die Schattenrisse, der runde Tisch vor dem Sofa ist sauber gedeckt, die bescheidene aber doch sehr sorgfältig zubereitete Mahlzeit wird aufgetragen — war eine Epoche der denkbar schwersten wirtschaftlichen Erschütterungen.

Man weiß, welch ungeheure Lasten Napoleon den besiegten Staaten auferlegte — aus Preußen wurden nach der Schlacht von Jena 159 Millionen und im Verlauf der folgenden Jahre weitere 300 Millionen gezogen, man kennt die Praxis der französischen Generale, die sich von den besetzten Städten die „Glocken ablaufen“ ließen, man denkt an Schadow, der seine Goldne Medaille Rom in Kriegsnöten beisteuerte, das „Gold gab ich für Eisen“ der eingetauschten Trauringe ist geradezu Symbol der Freiheitskriege geworden, man weiß aber auch von den Gehaltsabzügen, die die Beamten „freiwillig“ auf sich nehmen mußten, und von den gefährlichen Folgen der Verordnungen über die Selbstbesteuerung des Haus silbers. In Kriegszeiten schien das alles ertragbar, aber der siegreiche Friede brachte kaum Besserung. Die dauernden Militärtransporte hatten die Landstraßen nahezu unbefahrbar gemacht; die Aufhebung der Kontinental Sperre hatte ein Anfluten englischer Waren zur Folge, und die etwa zu 30 Prozent unter Erzeugungspreis

angebotene englische Baumwollenware tötete die einheimische Fabrikation; die fast durchgängig direkte Besteuerung in Preußen lastete ungemein schwer; im Jahre 1820 setzte das ein, was man unter preussischem Sparsystem versteht und was in harten Budgetkürzungen zum Ausdruck kam. Es war „die arme Zeit“, und der Staatsrat berechnete, daß in ganz Preußen nur etwa 8000 Familien jährlich 24 Thlr. zu Steuern vermochten; von inländischen Zeitungen und Zeitschriften wurden kaum 43 000 Exemplare verkauft; der Tagelohn für ländliche Arbeiter stand in den altpreußischen Provinzen auf 3 bis 4 Sgr. Ein Aufschwung trat erst mit dem Jahre 1828 ein und war im wesentlichen der Mötschen Finanzführung zu verdanken. Es wuchs aber die Dichtigkeit der Bevölkerung auf der Seviertmeile in den Jahren 1816 bis 1831 von 2006 auf 2521 Köpfe, seit 1822 konnte der Konsum an Kolonialwaren ständig steigen.

Ermöglicht war die Durchführung der Stein-Hardenbergischen Gesetzgebung mit ihrer Aufhebung der Erbuntertänigkeit, ermöglicht war die Volksverpflegung in diesen Jahren lastender Teuerung nur durch Thaers Anbahnung einer Intensivierung der Ackerwirtschaft: die Not hatte gleichsam aus sich heraus den Helfer gestellt. Für die Industrie bedeutete das Jahr 1833 mit Gründung des Deutschen Zollvereins den Aufschwung: bereits im Jahre 1844 sah Berlin im Zeughaus eine Industrieausstellung des Preussischen Zollvereins (der 1827 die erste Berliner Industrieausstellung vorangegangen war).

Seit 1826 erfreute sich Berlin der Gasbeleuchtung, 1838 wurde die Eisenbahn zwischen Berlin und Potsdam eröffnet: Varnhagen durfte verzeichnen, daß im Durchschnitt täglich über zweitausend Personen, an manchen Tagen bis gegen viertausend, fuhren.

Aber man gewinnt erst letzten Einblick in die wirtschaftlichen Verhältnisse der Zeit, wenn man vergegenwärtigt, daß es die Epoche war, in der beides entstand: die großen Vermögen und das Proletariat. Merkwürdigerweise war es Hegel, der als einer der ersten Blickschärfe besaß, das zu erkennen.

— Man wünscht zu erfahren, wie sich in dieser Zeitspanne der schweren wirtschaftlichen Erschütterung die unserem Bewußtsein lebendig Gebliebenen durchs Dasein schlugen. Man begehrt aus dem Buch der allgemeinen Erwägungen hinaus und auf die Straße und in das bescheidene Heim.

Schon im Jahre 1799 müssen — in dieser Unausgeglichenheit der Einnahmen und der Ansprüche — befremdende Zustände in Berlin geherrscht haben. Fichte, der sehr Zuverlässige, schreibt unter dem 17. August dieses Jahres aus Berlin an seine Frau: „Ich kenne einen Kriegsrat, der einen Bedienten in prächtiger Livree hält. Dieser kocht verwichenen Sonnabend für seine Familie ein halbes Pfund Rindfleisch und sechs Pfund Kartoffeln und Mohrrüben zum Mittagessen. Es findet sich, daß das Fleisch nicht weich gekocht ist; es wird sonach nur das Gemüse gespeist und das halbe Pfund Fleisch den andern Tag wieder gekocht zum Sonntageessen. Seine Frau wäscht das Hemd, das sie den Sonntag tragen will, Sonnabends selbst in ihrer Stube und geht indes ohne Hemd. — So sollen gar viele Berliner leben. So freilich können wir es nicht.“

In diese nicht eben geregelten Verhältnisse bricht die Kriegsnot ein. Schadows tägliche Ausgaben für Einquartierung betragen (1808) 7 Thlr., das Wiener Vermögen seiner Frau wurde bereits 1807 durch den Kurs auf den fünften Teil gebracht. Von der Teuerung des Jahres 1809 berichtet Wilhelm von Humboldt getreulich und in Einzelheiten seiner

Frau: Berlin sei zu einem Dorf geworden, man gehe im Frack zu Fuß an Hof, wenn man etwas bekannt sei, in Stiefeln; das Rindfleisch kostet 4 Sgr. das Pfd.; für aufgenommenes Geld zahle man 15 Prozent; die Verordnung über die Abgabe von 6 Gr. auf das Lot vom Haus Silber habe zur Folge, daß die Leute ihr Silbergerät vielfach vergraben; viele lassen sich mit Fleiß überfahren, um dergestalt zu einem Schmerzensgeld zu kommen; es gibt ihrer aber auch, die statt des geforderten Mindestmaßes von 5 Prozent eine freiwillige Abgabe von 10 Prozent ihrer Besoldung leisten: „Du glaubst nicht, was die Besseren hier jetzt patriotisch sind.“ Noch im Jahre 1814 ist die Teuerung arg: „Wir aßen für 1 Thlr. 4 Gr. Courant Salzeier und Salat“, schreibt Schleiermacher aus Belgis.

Die Schwere der Hungersnot brachte der Winter 1816 auf 1817, zu der der trostlose Zustand der deutschen Verkehrsverhältnisse das seine beitrug: 20 000 Deutsche wurden zur Auswanderung gezwungen, von denen etwa ein Zehntel nach dem russischen Polen zog: Varnhagen fand die Auswanderer in solchen Scharen und in so beklagenswertem Zustand Morgen für Morgen vor der Thür seiner Amtswohnung in Karlsruhe, daß er es nicht übers Herz brachte, sie unverpflegt weiterziehen zu lassen; Rahel, die half, wo sie helfen konnte, und der sich beim Anblick so vielen Elends das Herz zusammenkrampfte, schrieb, daß man Brot aus Baumrinde esse und tote Pferde wieder ausgrabe, und Dorothea Schlegel zog als Moral aus so trüber Erfahrung den Satz: „Alles, was die Regierungen hergeben, alle Almosen, Zuschüsse usw. werden nicht die wieder wohlhabend machen, die durch Kriege, mangelhafte oder gar verkehrte Anstalten, durch Luxus, Unglauben, Population, Maschinen, Tabellen und egoistische Berechnungen elend gemacht sind.“

Bereits 1826 tritt eine Finanzkatastrophe ein, und Lea Mendelssohn schreibt: „Hier allein sind achtzehn Häuser gefallen, worunter die festgegründetsten . . . Bekannte von uns sitzen im Gefängnis, andere haben sich das Leben genommen; die Zerstörung, Mutlosigkeit, der gegenwärtige Ruin und die trübe Aussicht für die Zukunft sind nicht bange genug zu schildern.“ Im Jahre 1831 wird Schinkel zu Beratungen zugezogen, ob es möglich sei, der Arbeitslosigkeit durch Inangriffnahme öffentlicher Bauten zu steuern, aus dem Jahre 1841 hört man von neuer Teuerungswelle: „Alle Preise steigen, das Geld allein wird wohlfeiler.“

Und dazu bleibt — dunkler Hintergrund zu allem Wechsel des Zeitgeschehens — das gespenstische Elend der Weber im schlesischen Gebirge. Varnhagen notiert (1844) in sein Tagebuch: „Der Oberpräsident von Merckel hat aus Schlesien berichtet, die Not der Weber im Gebirge sei nicht so groß als der Lärm, den man davon mache; auch sei es keine außerordentliche, sondern nur die gewöhnliche, seit vielen Jahren dort einheimische; so gut wie dieses Jahr hätte man schon vor zehn Jahren dort Unterstützung bedurft, würde man auch nach zehn Jahren noch derselben bedürfen. Dieser Bericht war hier den Oberbehörden und dem Hofe ganz willkommen, dergleichen hört man gern, das Gewissen wird erleichtert und die Sorge ruht aus.“

Gewiß, der Tag füttert den Tag und macht ihn wieder hungrig. Man verschließt den Blick vor den Gewaltvorgängen, um mit dem Bürger wohl eingezäuntes Dasein auszugenießen — nur daß hier auch der Zaun morsch und baufällig geworden ist.

Man betrachte die Gehaltsabstufungen etwa des Jahres 1822. Es scheint in keinem Verhältnis zu stehn, wenn der Oberbürgermeister von Berlin ein Gehalt von 5500 Thlrn.,

der Bürgermeister ein Gehalt von 3500 Thlrn. bezog, während E. T. A. Hoffmann als Kammergerichtsrat nur 1600, der Baurat Langerhans nur 1380 Thlr. erhielt. Und man blickt tiefer in die sozialen Verhältnisse der Zeit hinein, wenn man zu den Subalternen hinabsteigt. Der erste Rendant von Berlin stand sich auf 1050 Thlr., ein Stadtsekretär auf 1100, ein Registrator auf 700, ein Kanzlist auf 450, die Nuntien wurden mit 300, die Magistratsdiener gar mit 150 Thlrn. abgefunden. Schleiermacher bezog 1802 als „Hosprediger“ in Stolpe — er verabscheute den Titel — 630 Thlr., er veranschlagte seine Einnahme aus Kollegiengeldern in Halle 1804 auf 30 Thlr. im Semester, während er im Jahre 1830 in Berlin allein seine Kollegelderausstände auf 12000 Thlr. bezifferte, die Witwenpension für seine Frau aber nur 460 Thlr. jährlich betrug. Die höchsten Gehaltsstufen lernt man durch die Humboldts kennen: Staatsräte bezogen 1810, aber auch noch 1820, 2000 Thlr. Gehalt, Minister (1810) 8000, Humboldt als Gesandter in Paris (1814) 26000, Bülow als Gesandter in London (1827) 25000 Thlr. Im Jahre 1842 sind die Ministergehälter auf 12000 Thlr. gestiegen, Savigny aber bezieht 4000 Thlr. mehr als jeder andere Minister. — Der Kriegsrat aber, von dem Fichte erzählte (1799), der 800 Thlr. Besoldung hatte, bezahlte für einen guten Bedienten monatlich 12 Rthlr.

Die Wohnungspreise — man nimmt zunächst wieder das Jahr 1822 als Norm — hielten sich in bescheidenen Grenzen. Man fand in Berlin ein Logis von 4 Stuben und Zubehör am Mühlendamm für 120, am Neuen Paßhof für 180, am Sendarmenmarkt für 210 Thlr., eine Parterrewohnung von 6 Zimmern Unter den Linden für 300 Thlr. Im Jahre 1810 berechnet Schleiermacher eine Berliner Beletage in bester Gegend auf 250 Thlr., Humboldt mietet im selben Jahr die

untere Etage im Rußischen Palais, Leipziger Str. 3, mit 22 bis 24 Piecen für 550 Thlr. — der Preis habe „ehemals“ 800 Thlr. betragen. Für möblierte Zimmer zahlt Fichte in Berlin (1799), drei Fenster vorn hinaus, eins hinten hinaus, 360 Rthlr., im Jahre 1808 zahlt Dorothea Schlegel in Wien für eine möblierte Wohnung — „vier Treppen hoch und der Eingang zum Zimmer durch das kleine, ziemlich dunkle Schlafzimmer, ohne Bettgardinen, ohne Fenstergardinen, die Meubles ganz ordinär und unzusammenpassend, aber reinlich und rechtlich, ohne Lehnstuhl, ohne Sofa, bloß geflochtene Stühle“ — 60 Papiergeulden, Börne aber findet 1821 in Stuttgart zwei sehr schöne Zimmer mit Aussicht ins Freie für 10 Gulden, in Frankfurt zahlte er 15. Rietschel hatte 1837 in Dresden ein Haus mit Garten für 10000 Thlr. gekauft, er verkaufte es 1847 für 20500 Thlr., die Häuser werden seiner Ansicht nach im Wert fallen, da tausend Wohnungen freistünden und immer mehr gebaut werde.

Man gewinnt über den Gehältermaßstab hinaus Einblick in die Gesamtkosten gutbürgerlicher Lebensführung. Im Jahre 1790 glaubt Humboldt, mit seiner Caroline von 1600 bis 1800 Thlrn. gut leben zu können, 1795 berechnet Fichte die Kosten seiner Berliner Lebenshaltung auf 1200 Rthlr. im Jahre, Schleiermacher gibt seiner Frau 1810 für den Gesamthaushalt (ausschließlich Wohnung) 75 Thlr. monatlich — Humboldts Freundin, die bescheidene Charlotte Diede, schlägt sich (1815) mit 10 Thlrn. monatlich durch — Humboldt verbraucht auf seinem Gut Burgörner 1822 für vier Personen in der Woche 5 Thlr. 21 Sgr., das ist 20 Sgr. pro Tag, 5 Sgr. für die Person. Börne bezahlt sehr guten Mittagstisch im ersten Gasthof Stuttgarts 1822 mit 42 Kr., Alexander v. d. Marwitz bringt mit Rahels Hilfe

seine Geliebte, die ein Kind von ihm erwartet (1812), bei sehr ordentlichen Berliner Bürgersleuten unter und hat für Quartier und gute Verpflegung den Tag 8 Gr. zu bezahlen. So bescheidener Preisbemessung (Rahel versichert, und man glaubt's ihr, daß die Leute beinahe nichts dabei verdienen) entspricht es, wenn Börne 1821 erzählt, daß im Münchener Krankenhaus die Gesamtspflege nicht mehr als 1 Gulden 30 Kr. kostete, und das Herrnhuter Brüderhaus (1822) in Dresden Kost für Bedürftige zu 6, 8, 10 Gr. pro Person abgibt.

Die Sommerwohnungen waren wohlfeil (Rahel mietet 1808 in der Schloßstraße in Charlottenburg Stube, Kammer, Küche für 6 Thlr. monatlich), doch hört man auch von billigen Reisen. Schinkel kommt 1824 auf der Reise nach Neapel mit seinem Freund Waagen zusammen mit den mitgenommenen 600 Thln. aus, und Kügelgen — das klingt nun freilich ganz wie das Märchen aus der guten alten Zeit — kehrt im Frühsommer 1819 in dem Städtlein Oderan bei einem Wirte ein, wird mit Nierenbraten, geschmorten Pflaumen, Butter und Käse beköstigt, erhält gutes Nachtquartier, Kaffee und frisches Weißbrot zum Frühstück, und hat dafür zu zahlen „zwei Groschen und acht Pfennig — wenn es dem jungen Herrn nicht zuviel ist“.

Verhältnismäßig hoch waren — und das spricht für den Geist der Zeit — die Honorare für künstlerische Leistungen. E. T. A. Hoffmann bezog als Kammergerichtsrat ein Gehalt von 1600 Thln., für eine mittellange Erzählung erhielt er ein Honorar von 330 Thln. Unter dem Siegel des Geheimnisses teilt Humboldt 1797 Caroline mit, daß Goethe 1000 Rthlr. für „Hermann und Dorothea“ bekommen habe — „das macht 12 Gr. für jeden Vers“ — dagegen sind Grillparzers Honorare (500 Gulden Papiergeld für die „Ahn-

frau", 3 Dukaten für „Sappho“) befremdend niedrig. Im Jahre 1809 verschafft Humboldt Rauch eine jährliche Pension von 400 Thln., im Jahre darauf sichert er Zelter eine Pension von 500 Thln. (Caspar David Friedrich bezieht 1824 als außerordentlicher Professor in Dresden nur 200 Thlr., Rietschel 1832 als Professor in Dresden nur 300 Thlr.). Dagegen verdient Zelter mit seiner Musik am Auferstehungstage (1807) 800 Thlr., mit seiner Karfreitagsmusik (1818) 1551 Thlr., Rauch erhält — der König ist gegen ihn verärgert, und die Bezahlung fällt daher „sehr karg“ aus — für die Königin Luise etwa 8000 Thlr. (1836). Am erstaunlichsten sind die Einnahmen, die der Kongreß von Aachen Friedrich Seng, dem offiziellen Schriftsteller, einträgt —: Varnhagen veranschlagt sie auf 4400 Dukaten, 700 Pfund Sterling, 6000 Gulden, wobei nur die größten Beträge berücksichtigt seien.

Trotzdem die arme Zeit, und die Jahre lagen nunmehr weit dahinten, da Alexander v. Humboldt sich 1804 in Paris samtene gestickte Kleider für 70 Louisdor hatte anfertigen lassen. Der Bürger hatte 1822 Gelegenheit, Leibröcke für 16—20 Thlr., Überröcke für 7—22, Tuchbeinkleider für 5 bis 8, Sommerpantalone für 3 Thlr. zu kaufen. Kostspielig war auch die Frauenkleidung nicht, bis auf die modischen Schals. Bei der Morgenpromenade in Franzensbad sollen die Kaschmirschals zu 1500 Thlr. und mehr den Kies der Alleen „gefest“ haben.

Noch fehlte jeder soziale Ausgleich. Man denkt an Hegel zurück und daß er Blick für beides hatte, das Aufkommen der großen Vermögen und das Entstehen des Proletariats. Es ist die Zeit, in der die Rothschilds zu einer Weltmacht wurden, die Zeit auch, in der die Maschine (zumal in England) die Tausende entrechtete und versklavte. Friedrich

Wilhelm IV. aber plante (1843) den „Schwanenorden“ zum „ritterlichen“ Kampf gegen Armut, Elend und Not.

Es ist die Zeit der tiefen, bis an die Wurzeln des Staatslebens greifenden Erschütterung der Autorität. Wohl wurde an Autorität damals auch in Familie und Geselligkeit, in Standesgeltung und Geburtsvorrechten gerüttelt, — bis aufs letzte der Grundlage beraubt wurde sie im staatlichen Gefüge. Und was das Merkwürdige ist: dieser Umsturz kam auf Rechnung derer, die alles dabei zu verlieren hatten. Es waren die Fürsten, die das Fürstentum seines Ansehns beraubten.

Der Ausgang auch dieser Bewegung ist in den Teilungen Polens zu suchen. Hier ist Treitschke unverdächtigster Zeuge, und er schreibt: „Wenn die Teilung selber eine Tat gerechter Notwehr war, so zeigte doch die Wahl der Mittel den sittlichen Verfall des Preussischen Staates. Durch Wortbruch und Lüge, durch Bestechung und Ränke jeder Art erreichte er sein Ziel.“ Und Wortbruch und Lüge, Bestechung und Ränke blieben die Mittel in jenen häßlichen Vorgängen, die der Reichs-Deputationshauptschluß des Jahres 1803, die Mediatisierungen von 1806 bezeichnen, nur mit dem Unterschied, daß deutsche Fürsten hier auf solche Art widereinander wüteten, jeder Würde vergaßen, auch der, die gesellschaftlichem Anstand Selbstverständlichkeit bleiben sollte. Nicht einmal an Szenen des Zuhältertums gebrach es. Und kaum einer dieser Fürsten, dem die Erkenntnis gekommen wäre, wie groß der Verlust bei solchem Gewinn war. Letzten Endes bezahlte man die Ländersegen mit dem Fürstentum als solchem.

Es ist denn auch ein bedenkliches Zeichen der Zeit, wenn kurz vor der Schlacht von Jena mehrere Prinzen des königlichen Hauses, im Verein mit Stein und Blücher, es für angängig oder notwendig erachteten, einen „Appell“ an den König zu richten, der nichts anderes bedeutete, als ihm seine Politik vorzuzeichnen. Und dann sind es gerade die Jahre der Erneuerung des Preussischen Staates und der Freiheitskriege, die der königlichen Autorität schweren Abbruch thun. An diesem Wege stehn die Tafeln mit den Namen der Schill und Yorck wie Meilensteine. Gewiß, Varnhagen übertreibt, wenn er schreibt: „Alle Berichte und Erörterungen bestärken mich in der alten Überzeugung und Einsicht, daß niemand wegen der Unfälle jener Zeit zu beschuldigen ist als der König selbst; er hat den ganzen Verlauf des Unglücks bereitet und herbeigeführt. Ich muß aber noch weiter gehen und behaupte, die Herstellung im Jahre 1813 ist nur geschehen, weil der König nicht einwirkte, sondern überwunden und beseitigt war, überwunden durch die Franzosen, beseitigt durch Yorck, Hardenberg, Scharnhorst, Blücher; Preußen war damals ein Gemeinwesen ohne König, doch wurde der Name geehrt und benutzt.“ — Übertreibung gewiß, aber doch eben Übertreibung aus dem neuen Zeitempfinden heraus.

Und wie gehn die Freiheitskriege zu Ende? In dem erneuten Länderschacher des Wiener Kongresses, und wieder verlieren die Gewinnenden. Es ist aber, als sollte sich solche Saat immer wieder und aus sich selbst erneuern, und als schösse sie dadurch zugleich üppiger ins Kraut. War dieser Länderschacher in sich schon Satyrspiel, und verschmähten es die Fürsten nicht, sich auf solcher Bühne in Rüpelmasken vor aller Öffentlichkeit zu zeigen, so stellten sie sich in den Streitigkeiten um den Rückfall der badischen Pfalz in häßlicherer Nacktheit zur Schau.

Man vergegenwärtige, und es ist ungeheuerlich: als der Großherzog Karl von Baden im Jahre 1818 starb, war der gesamte Hofstaat davon überzeugt, er sei auf Geheiß des Königs von Bayern vergiftet worden! In Wirklichkeit scheint seine geheimnisvolle Krankheit allerdings anderen Ursprungs gewesen zu sein. Alexander von Sternberg nennt sie „der Art, daß sie keuschen Frauen ein Entsetzen einflößt“.

Der makellose Hausvater, der tief innerlich anständige Mensch: dennoch mußte auch Friedrich Wilhelm III. wie unter einer Peitsche des Zeitgebots an der Erschütterung der Fürstenautorität, und sei es gerade kraft seiner ängstlich bürgerlichen Eigenschaften, mitwirken. Der Durchschnittsouverän der Zeit schien es geradezu als seine Sendung aufzufassen, das Fürstentum gehässig, lächerlich, verächtlich zu machen. Was der Londoner Ehescheidungsprozeß, der sich zum großen Teil auf deutscher Bühne und bei weit offenem Vorhang abgespielt hatte, an Schmutz zutage gefördert, wie er deutsche Höfe und deutsche Diplomaten in aller erdenklichen Gesinnungsniedrigkeit gezeigt hatte (1820), war kaum einigermaßen in Vergessenheit geraten, als das unwürdige Spiel des Herzogs Karl von Braunschweig (1823) dafür sorgte, die Gemüter von neuem aufzureizen. Und wieder ein paar Jahre später: — „Ich ging spazieren (in Homburg) in das Lesezimmer, in den Spielsaal; der Kurfürst von Hessen in weißem Haar und Bart saß wieder unter allem Gefindel und spielte mit Rollen Goldes, schimpflich anzusehen!“ (Varnhagen).

Sewiß, es war auch früher von deutschen Fürsten gesündigt worden; nur, daß eben damals, in dieser Zeit der Großväter und Großmütter, das Zeitbewußtsein wach geworden war und daß — Lächerlichwerden gefährlicher ist

als Schandtat. Noch gibt es eine Autorität unter Furcht, keine bei Übersehen und Geringschätzung.

Und das war das Unheil, daß sich Komik auch an die nahezu tragische Figur des vierten Friedrich Wilhelm heftete. Man war nun doch „sehr früh aufgestanden“ und empfand ihn als einen „Verspäteten“. Der Kreis von Männern, die er um sich scharte — als überlebte Greise fielen diese seine geistigen Paladine dem Spott anheim. Man erzählte sich von seinen wunderlichen Manieren, wie er alles, was er benutzt hatte, Mantel oder Bürste oder Schnupftuch, einfach zu Boden fallen ließ — und lächelte. Man besaß geschärftes Gewissen für die sozialen Anzuträglichkeiten der Zeit, hörte von seinem Schwanenorden — und lachte.

Dazu die Sünden der Beamten, die im verfassungslosen Staat nicht den Tätern selbst, sondern den Staatsoberhäuptern zu Lasten fielen, und das um so schmerzlicher, als immer noch Ehrfurcht da war, und Zweifel an ihr würgte. Grillparzer spricht von dem Vorgehn gegen die sehr harmlose Gesellschaft „Die Ludlamshöhle“ und schreibt: „Es war damals ein Polizeidirektor in Wien, den ich wohl einen Schurken nennen darf.“ Prozesse gegen Männer wie Jahn und Arndt, das Zensurverbot (1824) gegen Fichtes Reden —: aber es wußte doch jedermann, der nur ein Mindestmaß an Bildung besaß, daß der Staat sich gegen seine treuesten Diener, der König gegen die, die ihm sein neues Preußen geschaffen und geschenkt hatten, ganz ohne Anlaß versündigte.

So begreift man: es ist die Zeit, in der die politischen Morde aufkommen, in der der Sozialismus bei den Massen Eingang findet.

Aber wie immer in dieser Zeit die Widersprüche beieinander wohnen: Trug ein unverantwortliches Beamtentum in falscher Dienstbeflissenheit dazu bei, die Fürsten-

autorität zu untergraben, so erstand doch eben damals recht eigentlich die preußische Beamtenautorität. Den Beamtenstaat zu schaffen und fest zu gründen, das war, aufs Wesentliche angesehen, Hardenbergs letzte Regierungshandlung gewesen. Die gedieh ihm. Die überlebte ihn. Treitschke zeichnet das Bild: „Wenn die steifen, sparsamen Berliner Seheimen Räte im Sommer nach Karlsbad oder Ems kamen, um sich von den Plagen des arbeitsreichen Winters zu erholen, dann ärgerte sich der gemütliche süddeutsche Badegast an dem scharf absprechenden Wesen der gestrengen Herren um so gründlicher, da er ihnen die geistige Überlegenheit selten bestreiten konnte.“ Und Brentano läßt sein Gedicht, in dem er alle Jugendnöte aufzählt, in den Trostvers ausklingen:

„So geplackt und so geschunden,
Tritt man endlich in den Staat;
Dieser heilet alle Wunden,
Und man wird Seheimerat.“

Die Zeit der niedergehenden staatlichen Autorität, — aber man begreift diese Epoche erst vollends, wenn man sich vergegenwärtigt, daß eben damals Altväteranschauung, oder etwas wie Familiensinn, oder politische Romantik, zu wärmendem Herdfeuer geschürt, aufgeboten wurden, die schwindende Autorität zu ersetzen, vielleicht durch etwas Besseres, durch etwas wie bürgerliche Liebe. Bei aller Kärglichkeit der königlichen Persönlichkeit, — man wünschte sich, und darum erfand man sich Anekdoten:

Nun hatte Friedrich Wilhelm III. den Mann, bei dem er in den schlimmen Königsberger Tagen gewohnt hatte, in Berlin im Tiergarten angetroffen, erkannt und ins Theater eingeladen; nun hatte er dem Müller von Sanssouci, der, in Not geraten, ihm seine Mühle zum Verkauf angeboten hatte, durch eine Geldzuwendung sein Eigentum erhalten...

Wenn Fürstenautorität in diesen Zeitläuften bis auf die Knochen abfaulte — von unten war dieser Prozeß nicht ausgegangen.

Damals aber, in dieser Spanne zwischen den Revolutionen und in dieser Epoche niedergehender Autorität erwuchs, was recht eigentlich Seele der Zeit ist: das neue Vaterlandsgefühl.

Man blicke den Bildnissen, die uns aus diesen Jahrzehnten und zumal denen der Freiheitskriege überkommen sind, in die Augen, es ist ein Leuchten darin, und das heißt bei Jünglingen und Männern freudigere Todesbereitschaft, bei Frauen, aber auch schon bei Jungfrauen, demütigere Mutterschaft.

Der Vaterlandsbegriff war Preußen aus Friedrichs des Großen Siegen erwachsen; das Gefühl entzündete sich recht eigentlich an Napoleons Gewaltthatigkeit.

Wenn man auf den einen blickt, Schleiermacher, der dieses Gefühl vorlebte, dann meint man die Jahre festlegen zu können, in denen es, scheinbar ungesäte Pflanze, dem Boden entwuchs. Im Jahre 1804 schreibt Schleiermacher in einem Brief: „Auch ist es mir wirklich etwas, im Vaterland zu bleiben, in einer alten und sicheren Ordnung der Dinge, unter einerlei Schicksal und Gesetz mit den meisten Menschen, die ich liebe, und zwar unter Gesetzen, die ich mir schon angeeignet habe, die ich im Ganzen liebe und ehre und weiß, daß sie zum Guten hinführen können und sollen“ —: so spricht der Pfahlbürger. Und nun im Jahre 1806, abermals in einem Brief: „Bedenken Sie, daß kein einzelner bestehen, daß kein einzelner sich retten kann, daß doch unser aller Leben eingewurzelt ist in deutscher Freiheit und deutscher

Gefinnung, und diese gilt es" —: Worte des in Begeisterung Entflammten, und ein paar Monate später wird Deutschland bereits der unvernichtbare Kern Europas genannt.

Und gleichzeitig (1807) taucht nun bei Fichte die Forderung einer Vaterlandsleidenschaft auf — „nicht der Geist der ruhigen bürgerlichen Liebe der Verfassung und der Gesetze, sondern die verzehrende Flamme der höheren Vaterlandsiebe, die die Nation als Hülle des Ewigen umfaßt, für welche der Edle mit Freuden sich opfert und der Uedle, der nur um des ersten willen da ist, sich eben opfern soll", eine Auffassung, die später ähnlich bei Hegel wiederkehrt und aus der Überhitzung flimmert. Das aber, wissen wir, ist immer geschichtliche Notwendigkeit: jede Wahrheit, gleichviel ob des Gefühls oder der Erkenntnis, muß im Superlativ hinausgerufen werden, um im Positiv zu wirken. Und doch tut es wohl, aus demselben Jahr das besonnene Wort Ernst Moritz Arndts zu vernehmen: „Wir wollen durch die Bürgerschaft zur höheren Menschlichkeit: darum müssen wir unser Volk und unser Vaterland lieben."

Zur Fackel, an der sich das Gefühl entzünden konnte und die ihm leuchtete, wurde recht eigentlich die deutsche Sprache. Sie galt denn auch Fichte als die beinahe einzig lebendige unter abgestorbenen Schwestern, und Humboldt schrieb noch 1816: „Man mag sagen, was man will, so ist die deutsche Sprache der einzige Schlüssel der Menschheit." Aus solcher religiösen Versenkung in den Geist der Sprache erwuchs auch die Anschauung des deutschen Charakters, die damals allgemein wurde; die Humboldt übernahm und der er doch den an eigenem Erleben abgetönten Ausdruck lieb, wenn er (1818) an Caroline schrieb: „Ich glaube wirklich, daß der deutsche Charakter, auch in der Masse, durchaus der menschlichste und mithin edelste ist. Er hat gewiß am wenigsten von der Heftig-

Feit und Gewalttätigkeit, die im einzelnen tierisch und in der Masse wie eine Naturmacht, Sturm und Ungewitter erscheint. Es ist selbst gut in ihm, daß er, ohne Not, nicht einmal als Masse zu handeln liebt, das individuelle Dasein vorzieht, und daß nur wenig dazu gehört, damit er in diesem sich vom bloßen Naturwillen zu einiger, mehr oder minder hohen Ideenbeschäftigung erhebt."

In einem Humboldt zum mindesten mußte denn auch die Empfindung wach werden, in welchem Geiste die damals eruptiv aufgeisende „deutsche Frage" begriffen werden mußte, konnte notwendigerweise nur Scham darüber sein, wie sie mißbraucht wurde. Ein anderer begab er sich auf den Wiener Kongreß, ein anderer verließ er ihn. Aber bereits 1813 durchschaute er Metternich und daß der nicht begreife, daß es wirklich im intellektuellen und moralischen Sinne ein Deutschland gebe, das nicht Preußen und nicht Österreich sei, und erstaunlich frühe kam ihm das Bedenken, der Aufschwung im Handeln könne mit geistigem Niedergang verbunden sein; später sah er klar, daß das beiseitegeschobene Preußen Beruf und Möglichkeit besessen hätte, für Deutschland und Europa vorandeutendes Beispiel zu sein. Schleiermacher aber blickte bereits 1813 nach einem wahren deutschen Kaisertum aus, fähig, das ganze deutsche Volk zusammenzuschließen, dabei bereit, den einzelnen Ländern und ihren Fürsten ein Höchstmaß an Freiheit zu lassen.

War der Niedergang des Autoritätsempfindens dem deutschen Volk recht eigentlich von seinen Fürsten, ihrer Schwachheit und Würdelosigkeit diktiert worden, so war dies neue Vaterlandsgefühl, bodenkräftig erwachsen, als ein Geschenk des Bürgertums, zumal des geistig lebendigen, dem Volksganzen, aber auch den Fürsten, dargebracht worden. Kunst, Wissenschaft und Heer hatten in ihren geistigen Vertretern

zusammengewirkt, den lebendigen Samen zu streuen, und so ist es früh als Symbol empfunden worden, daß sich in der Frühstunde des Tages, an dem das Blücherdenkmal in Berlin enthüllt werden sollte, drei Männer auf dem noch menschenleeren Platz zusammenfanden: der Schöpfer des Denkmals, Rauch, Hegel und Sneisenau.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse sollten das ihre dazu beitragen, der einmal entzündeten Flamme Nahrung zu bringen. Pferd und Wagen standen in dem verarmten Deutschland nur noch einer sehr kleinen Minderzahl zu Gebote, die Fußreisen waren aufgekommen. Nicht nur mehr der Handwerksbursche, auch der Student und junge Künstler, auch gereifte Männer pflegten sich auf Fußwanderungen zu begeben, sie befreundeten sich dem Lande inniger, der Preuße lernte in seinem sächsischen Quartiergeber den Deutschen kennen.

Nichts spiegelt deutlicher die innere Entwicklung als das Bild, das sich der Bürger vom Militär machte.

Im Sommer 1798 weilte Ernst Moritz Arndt zwei Monate in Wien und legte seine Eindrücke in einem Buch nieder. Dem österreichischen Soldaten, heißt es da, fehle das Point d'honneur ganz, er stehe unter dem untersten Pöbel; die Unteroffiziere seien gebildeter als die Offiziere. „Ich will keineswegs die Preußen in Schutz nehmen, die wieder zu hölzern und steif sind, aber als bessere Soldaten erscheinen sie wirklich, und genießen auch bei ihren Untergebenen und im ganzen Staate einer größern Achtung.“ Und nun das Militär, das in die Freiheitskriege hinauszieht: „Die Kon-
skription kommt hier gar nicht zustande, so viele Menschen lassen sich anwerben: die wohlgezogensten; Juden und alles; ach! es möchte jeder den alten Ruhm wieder aus der Erde graben. Wie die seigneurs sehen unsere Soldaten aus, höflich, comme il faut: wie die Franzosen. Sie bekommen keine

Schläge mehr!!" So Rahel. Aber die Wendung tritt abermals ein, und die Freiheitskriege liegen jetzt weit dahinten. Selbst Treitschke kann nicht umhin, zu erwähnen, daß der Kommandeur der preußischen Garde, Herzog Karl von Mecklenburg, darauf aus war, im Gegensatz zu den Linienregimentern in seinem Offizierkorps wie in seiner Truppe ein düsterhaftes Wesen zu züchten, und Alexander von Sternberg, Erzreaktionär und selbst der Adelsstolzen einer, schreibt: „Ist ein Stand in den Ruf gekommen, daß er sich absichtlich starr absondere, daß er sich um das Wohl des Ganzen nicht kümmern, so ist ihm damit der Hauptnerv seiner Bedeutung als Mitglied des Staatskörpers gelähmt. In diese unglückliche Stellung geriet das Militär in Preußen, das einst so vergötterte Militär, und wir finden es beim Ausbruche der Feindseligkeiten isoliert, in offener Parteilstellung den Massen gegenüberstehen.“ Damit ist das Jahr 1848 eingeläutet.

Das Vaterlandsgefühl war aber, einmal entzündet, glutvoll geblieben; fragt sich nur: „Was ist des Deutschen Vaterland?“

Inmitten der Freiheitskriege, kurz vor der Schlacht von Belle-Alliance, steht im Buch der Geschichte ein Vorgang verzeichnet, der erschreckend dartut, was die Frage Arnolds nach dem Vaterland des Deutschen jenen Zeiten bedeutete: die sächsischen Truppen meuterten gegen Blücher; sie stürmten sein Haus; er mußte fliehen, entging mit Mühe dem Tode. Darauf Kriegsgericht: die Rädelsführer werden erschossen, die Fahne der sächsischen Garde wird vor der Front verbrannt, die Truppe wird heimgeschickt.

Was ist des Deutschen Vaterland? Wie sich das Vaterlandsgefühl an inbrünstigem Erfassen der deutschen Sprache entzündet hatte, so konnte auch jetzt nur die Sprache aus

sich heraus Antwort geben: „Soweit die deutsche Zunge klingt / Und Gott im Himmel Lieder singt.“

Auf die Tragik der Freiheitskriege aber folgte auch hier das Satyrspiel der Reaktion. Denn nun kam — wiederum in Sachsen — der Begriff der „Mußpreußen“ auf, die Main= grenze wurde eben dadurch, daß die süddeutschen Staaten Verfassungen erhalten hatten, Preußen sie schuldig blieb, zu einer Scheidungslinie, die sich um so härter eingrub, als hier Gefühls= und Empfindungstürme in die hüben und drüben aufgepflanzten Staatenfähnlein bliesen. Die Wiener Schlußakte wurden offenkundig zu einer Fanfare des Partikularismus, und man wird schwerlich etwas Bezeichnenderes für die allgemeine Begriffsverwirrung ausfindig machen können als jenen Wiener Erlaß Friedrich Wilhelms III. an die Einwohner der neuen Provinz Posen, in dem es hieß: „Auch Ihr habt ein Vaterland und mit ihm einen Beweis meiner Achtung für Eure Anhänglichkeit an dasselbe erhalten. Ihr werdet meiner Monarchie einverleibt, ohne Eure Nationalität verleugnen zu dürfen.“ Rückblickend erinnert man sich daran, daß eine preußische Kabinettsorder aus dem Jahre 1799 den Besuch außerpreußischer Bäder verboten hatte.

In der Jugend, in den Kreisen der Burschenschafter zumal, wurde der Gedanke an ein einiges Deutschland, um das Humboldt und Schleiermacher und Arndt gewußt hatten, zu Hoffnung und Willensziel. Zu der Verwirklichung trugen auch hier die wirtschaftlichen Verhältnisse das Wesentliche bei, und es scheint auch hier „Erde“ ihr Geschöpf, den Menschen, gegängelt zu haben. Recht eigentlicher Schöpfer der deutschen Einheit wurde der Preußische Zollverein, und das dumpfe Bedürfnis des Tages ratifizierte die Träume der Begeisterung.

Mit dem Aufblühn des Vaterlandsgefühls mußte auch der Staatsbegriff entscheidende Wandlung erfahren, wie denn Schleiermacher 1806 nichts so sehr beklagt hatte als das Fehlen lebendigen Staatsbegriffes; den meisten bedeute der Staat nichts als eine Art Maschine.

Wirklich hatte auch Humboldt in seiner Jugendschrift das Wesen des Staates möglichst negativ zu fassen gesucht, im Hinblick auf den höchsten Lebenszweck, der Individualität ein Höchstmaß an Kraft und Bildung zu sichern. Durch Seng kam dann die historische Staatslehre zu ihrem Recht, Fichte und Hegel war es vorbehalten, der Zeit ihr Wort zu geben. Denn nun heißt es bei Fichte: „Der vernunftgemäße Staat läßt sich nicht durch künstliche Vorkehrungen aus jedem vorhandenen Stoffe aufbauen, sondern die Nation muß zu demselben erst gebildet und heraufgezogen werden.“ Als Mittel für den höhern Zweck der ewig gleichmäßig fortgehenden Ausbildung des rein Menschlichen in der Nation wird der Staat erkannt. Erzieher und Erziehungsideal zugleich. Der Erziehungsgedanke kommt dann auch bei Hegel zur Geltung, zugleich aber tritt ein ganz Neues in Erscheinung: „Der Staat ist die Wirklichkeit der sittlichen Idee — der sittliche Geist als der offenbare, sich selbst deutliche, substantielle Wille, der sich denkt und weiß und das, was er weiß, insofern er es weiß, vollführt.“ Wenn man so will, die Transzendenz des Staates.

Merkwürdig aber: etwas von dem Fichteschen Gedanken wird gleichzeitig (1807) von dem Maler Philipp Otto Runge ausgesprochen. Und Caspar David Friedrich war es vorbehalten, das neue Vaterlandsgefühl zu malen.

Man blickt auf die Erfindungen und Entdeckungen der Epoche, denn vielleicht ist es mehr als nur menschlicher Aberglaube, vielleicht rufen Zeit und Erde sich wirklich unter dem Menschenvolk die Kräfte auf, die befähigt sind, ihrer, der Zeit und der Erde, notwendig gewordener Entwicklung zu dienen.

Völlig gewandelt wird das Verkehrswesen durch die Erfindung der Lokomotive (Stephenson 1825 und 1829), der die Nugbarmachung eiserner Schienen (C. Nixon 1803) vorangegangen war, und die durch die Dampfbremse (Stephenson 1833) recht eigentlich erst verwendbar wurde. Die Erfindung der Drehbrücke (Walter 1804) und der Hängebrücke (Roeb-ling 1840) konnten dem neuen Beförderungsmittel zugute kommen, es scheint aber auch verwandten Zwecken zu dienen, wenn Carl von Drais (1817) in der Draisine dem Fahrrad vorarbeitete, und der Bankier Jacques Laffitte (1819) den „Omnibus“ ins Leben rief: das Volk in seiner breiten Masse sollte wohl beweglicher gemacht werden.

Neben die Erfindung der Lokomotive tritt die des Dampfschiffs (Fulton 1807) wie naturgebotene Ergänzung, die Konstruktion der Schiffschraube (Kessel 1826 und Smith 1836) macht recht eigentlich den Dampfer lebensfähig. Und wieder bildet sich ein Kranz neuer Einrichtungen um die zentrale Erfindung: es werden die ersten Rettungsapparate für Schiffbrüchige (Manby 1808) erfunden, Fresnel führt (1821) wesentliche Verbesserungen der Leuchtturmfeuer ein, Francis (1838) baut Rettungsboote aus kanneliertem Stahlblech mit stählernen Luftkästen.

Die Menschheit wurde beweglicher gemacht, es wurde gleichzeitig — wieder durch die Maschine — die Menschenansammlung in bestimmten Zentren verdichtet. 1801 war (Evans) die erste Hochdruckdampfmaschine erbaut worden,

die die Grundlage für die Entwicklung des Dampfzuges abgab, sie war von Woolf (1804) wesentlich verbessert worden, es folgen, um nur ganz Wesentliches namhaft zu machen, die Erfindung der Dampfheißwasserheizung (Braithwaite und Ericsson 1830), die der Druckmaschine für Kattundruck (Perrot 1834), die der Nietmaschine für Dampfkesselbau (Fairbairn 1838), der Dampfzange (Mammy 1844), während die Dampfheißwasserheizung schon 1817 (Ludwig Gall) vorangegangen war, das Drahtseil 1827 (Julius Albert) und die ersten brauchbaren Maschinen zur Drahtseilfabrikation (Newall 1837) hergestellt wurden.

Und diese Zeit, die uns Ruhe zu atmen scheint, erfindet sich den Telegraphen. 1833 legen Gauß und Weber in Göttingen die erste deutsche Telegraphenverbindung, 1835 konstruiert Morse den Schreibtelegraphen, 1836 führt Stephenson den Telegraphen in den Eisenbahnbetrieb ein.

Es ist, als hätte die Erde in dieser Epoche nach Kräftigung verlangt, oder als wären alle Fortschritte der Zeit, nicht zum wenigsten die Stein-Hardenbergische Gesetzgebung, nur durch Intensivierung des Ackerbaus ermöglicht worden. 1804 hatte Théodore de Saussure die Humustheorie begründet, 1809 hatte Thaer, auf Saussure fußend, die Resultate der Naturwissenschaften der Landwirtschaft nutzbar gemacht, 1840 hatte Liebig die Verwendung künstlichen Düngers angebahnt, während 1804 bereits von Alexander von Humboldt der Guano empfohlen worden war und Sprengel (1830) seine Stickstofftheorie entwickelte. Die Filtration der Mistjauche wurde von Bromer (1836) gelehrt, im gleichen Jahre von Chadwick die Anlage von Rieselfeldern empfohlen, 1848 wurde von Fowler bereits die Idee des Dampfzuges erfaßt. In dieser Epoche wurde aber auch die Rübenzuckerfabrikation (Franz Karl Achard 1801) erfunden und die Be-

reitung des Spiritus aus Zuckerrüben (Dubrunfaut 1824) ins Werk geleitet.

Dem Haushalt kamen denſelbar mannigfache Erfindungen zugute. War ſchon 1802 der Gaſometer (Pepys) erfunden worden, ſo wurden 1814 die erſten Gaſlaternen in London angezündet (Winzler), im Jahre 1826 erhielt Berlin Straßenbeleuchtung mit Gaſ. Den Wohnzimmern kam zunächſt die Erfindung der geflochtenen Kerzendochte (Cambacères 1834) zugute, die die Lichtſchere außer Dienſt ſetzte, und die der Moderateurlampe (Franchot 1836), die der Großväterbehaufung am abendlichen Tiſch die ſanfte Helle gab. Für Kochzwecke kam die Berzeliuslampe (1808) ſehr bald in Betracht. Man lernte (1807) von François Appert das Einkochen bei luſtdichtem Verſchluß und die Steriliſierung durch Franz Ferdinand Schulze (1836), man mochte ſich dabei des neu erfundenen Emaillegeſchirrs (Pleiſchl 1836) bedienen. Die Zündhölzchen weiſen eine lange Erfindungsgeſchichte auf (1805 Chancel, 1832 Kammerer, 1848 Böttger), die Stechnadeln kamen aus Amerika (Hunt 1817), die Stahlfedern aus London (Perry 1830). Die Nähmaſchine wurde 1836 von Madersperger vorerſt mehr angeregt als erfunden, ſie war von Howe (1847) gebrauchsfähig gemacht worden, die Plattſtich-Stichmaſchine hatte Heilmann (1828) konſtruiert. Es gab ſeit 1817 (Struve) Selterwaſſer, ſeit 1833 Briſketts (Ferrand und Marſais), ſeit 1844 war die Möglichkeit der Herſtellung von Linoleum (Salloway) gewieſen.

Auch die Künſte wurden in ihrer Weiſe populariſiert: Der Erfindung der Lithographie (Senefelder 1796) folgte die des Zinkguffes (Seiß 1833), der Salvanoplaſtiſt (Jacobi 1836), der Daguerreotypie (Daguerre 1839), während die Erfindung des Holzpapiers (Keller 1843) das Buch und

die Einführung des gleichmäßigen Portos (1840 in England) den Brief billig machten.

Auch die medizinischen Entdeckungen und die Wandlungen in der Heilkunst führen beredte Sprache. In dieser Epoche gewinnt man durch die Entdeckung der Narkose, die in sich eine Kette von Einzelfortschritten darstellt, die Möglichkeit tiefgreifender Operationen (1799 Anästhesie durch Lachgas: Davy; 1803 das Derosneschesalz: Derosne; 1844 Lachgas bei Zahnoperationen: Wells; 1846 Einatmung von Schwefeläther: Jackson; 1847 Chloroform: Simpson). Die Diphtherie wird 1818 gekennzeichnet und durch Tracheotomie und Alaunbehandlung bekämpft (Bretonneau); die Brightsche Nierenkrankheit wird 1827 (Bright), die Basedowsche Krankheit 1840 (von Basedow) erkannt; die Trichinose 1835 (Sir Richard Owen) nachgewiesen, die Leukämie 1845 (Virchow) aufgezeigt. Im Chinin (1820 Caven-
tou und Pelletier), im Jod (1820 Coindet), im Pepsin (1835 Schwann) gewinnt die Heilkunde neue Mittel.

Sehr viel charakteristischer waren für den Gesichtsausdruck der Zeit, viel mehr wurden auch in Laienkreisen die Erfindung der Homöopathie (Hahnemann 1810) und die Entdeckung des hypnotischen Zustandes (1841 James Braid), der Mesmers Versuche vorangegangen waren, beachtet. Hier fand eine breite, aufhorchende Schar unter den Gebildeten, was sie für ihren Hausbedarf an Mystik brauchte.

Die Zeit in ihrem inneren Streben erspürt man deutlicher auf dem weiten Gebiete der Hygiene. Es war die Rückkehr zur Natur, der Helferin. 1796 gab Hufeland seine „Makrobiotik“, 1838 Feuchtersleben seine „Diätetik der Seele“, und beide riefen, wie verschieden geartet sie sonst sein mochten, den Willen im Menschen auf. 1796 empfahl von Vogel die Benutzung der Seebäder zu gesundheitlichen Zwecken, 1798

wendete James Currie kalte Begießungen an, 1811 führte Jahn das Turnen ein, 1825 begründete Ling die schwedische Heilgymnastik. Diese Zeit brach (1810 Esquirol und 1839 John Conolly) mit dem Zwang im Irrenwesen, sie gab den Blinden (1829 Louis Braille) die Punktierschrift, sie schuf sich in der Kuhpockenimpfung (1797 Jenner) und der antiseptischen Bekämpfung des Kindbettfiebers (1848 Semmelweis) die vielen, für das gesamte Volkswohl segensreichen Arbeitsgebiete. Sie gab auch (1801 Valentin Rose) dem bedächtigen Bürger das Natron in seine Hausapotheke.

Eisenbahn, Dampfschiffahrt, Telegraph; das Entstehen größerer Fabrikbetriebe; die Intensivierung des Ackerbaus; die hellere Straße und das lichte Heim; die schnellere Feder und der billige Brief; Nähmaschine und Stednadeln; Turnen und Kaltwasserhygiene —: diese Zeit macht den Menschen beweglicher und verjüngt ihn, macht ihm den Boden ertragreicher und befreit ihn vom Zwang der Scholle, macht ihm sein Heim lichter und öffnet ihm die Welt, verwischt die Standesunterschiede und züchtet das Proletariat — in dieser Zeit ist der Ruf einer Stimme, die an viele Ohren dringt, aber niemand vermag sie zu deuten.

Diese Zeit hatte auch den Auf- und Niedergang eines Weltreichs mitangesehen, sie hatte sich zu bislang unerhörtem Kräfteaufgebot aufgerafft.

Diese Zeit hatte auch den Bruch der Autorität herbeigeführt und sich ein neues Vaterlandsgefühl geschaffen.

Der Atem stürmt und die Frage gellt, und doch ist in dem allen auch viel Stille. Soviel aber ist bereits gewiß: In dem Rätsel der Zeit ist bei jedem Ja auch das Nein.

Das lebendige Kleid

Aus einer Sehnsucht nach der Antike war der Stil der Zeit, mag er nun Empire oder Biedermeier heißen, geboren worden, nur daß die Generationen, die die Fackel aneinander weitergaben, unter dem Begriff der Antike Verschiedenes verstanden, unter dem gleichen Lösungswort sehr anders gearteten Zielen zustrebten —: jetzt war in dem Ruf die Begeisterung für Schönheit und Menschenwürde gewesen; später galt er der Tapferkeit; wieder später verbrüdete er zu Tugend; er war lezthün der Wille zur Freiheit geworden. Wichtiger beinahe als der Begriff, der wechselnde, scheint denn auch die gleichbleibende Sehnsucht, die ihn sich erkor. Sehnsucht bestimmt recht innerlich den Stil der Zeit.

Im Namen solcher Sehnsucht könnte man das Empire die haltungsgewährleistende, das Biedermeier die verzärtlichte Antike nennen. Im Empire herrschte noch die alte Gesellschaft, im Biedermeier hat das Bürgertum Besitz ergriffen. Bleibt in aller Wandlung der Respekt vor der geraden Linie.

Entscheidend die Sehnsucht. So betrachtet, erscheint es selbstverständlich, daß sich die Baukunst in jenen Jahrzehnten, vor Aufgaben des öffentlichen, zumal des kultischen Lebens gestellt, neben den antikisierenden vielfach gotischer Ausdrucksformen bediente: die eine Sehnsucht war der andern

wert und konnte sie nicht Lügen strafen. Es wird sich nur zu erweisen haben, ob die Baukunst der Zeit, gleichviel ob an antike oder gotische Formensprache gebunden, ihr eignes zeit- und sehnsuchtsbedingtes Empfinden derart zum Ausdruck zu bringen vermochte, daß sie, Überkommenes ausagend, sich selber sprach.

Gleichviel; im bürgerlichen Hausbau wird unmittelbar die Sehnsucht zur Erfüllung. Und es trifft sich seltsam, daß das stilgerechte Empirehaus doch ohne Stil im Lebenssinne bleibt, das stilfreiere Biedermeierhaus aber noch heut lebendiges Zeugnis für das, was man organischen Stil nennen möchte, ablegt.

Das mag einem nirgends so vor Augen treten, wie in dem kleinen Kurort Baden bei Wien. Dort wurden durch den Brand des Annetages 1812 nicht weniger als 137 Häuser eingeäschert, es entfaltete sich eingangs der zwanziger Jahre eine reiche Bautätigkeit, die nun ein nahezu einheitliches Stadtbild schuf.

Man geht durch die Krümmen und in Kreissegmenten geführten und ansteigenden Gassen mit den niederen gelben Häusern, auf denen das hohe dunkle Ziegeldach ruht. Die lebendige Linie der Gasse erzwingt sich den mitfließenden Grundriß der Häuser. Überall sind Schneidungen zwischen den Bauflächen. Dem Baum ist Raum gelassen, seinen organischen Wuchs zwischen dem Mauerwerk aus Menschenhänden zu vollenden.

Diese Krümmen und ansteigenden Gassen durchschreitend, weiß man aus unmittelbarem Empfinden heraus: die Generation, die sich hier die Wohnstätten bereitete, hatte über Zeit und Raum frei zu gebieten; sie liebte das erkorene Stück Erde und dachte nicht anders, als darauf seßhaft zu bleiben, solange ihr Erdendasein gegönnt war. Hier und

nur hier sollte Wiege und Sarg ihrer Nachkommenschaft stehen. Und indem Zeit über diesen Raum strich, sollte sie weilen.

Man öffnet einen der schweren Torflügel mit dem Messinggriff und tritt in das Tonnengewölbe des Eingangs. Auch darin ganz willkürliche Schneidungen. Hier und dort ein Einbau, aber beileibe nicht in irgendwelcher Proportion eingesetzt; vielmehr nur dem Zweck dienend, dem Zweck gehorchend. Und vielfach beobachtet man, daß Eingangs- und Ausgangstor schräg zueinander gestellt sind, als hätte sich das Gewölbe selber organisch ausgewachsen. Man tritt in den Hof. Eine Freitreppe auf Balkenlagen führt in das erste Stockwerk, wo's eben bequem erschien. Sie trägt ihre eigne Überdachung. Hier ein Stück Galerie, das keine Fortsetzung findet. Dort ebenso willkürlich, ebenso notgeboten, Loggien. Überall Schneidungen. Nirgends nur steinerne Fläche, sondern überall Holz und Eisenwerk, das sie unterbricht, durch das sie atmet, Kraft dessen sie zu Bewegung auffordert und am Leben teilnimmt.

Die Fenster laufen selten in gerader Linie, noch wahren sie den abgemessenen Abstand. Sie verschmähen es auch, sich durchgängig den gleichen Ausmaßen zu unterwerfen. Seltsamerweise aber ersteht so durchaus nicht ein unruhiger Eindruck, vielmehr wird die Ruhe gebieterischer. Denn beides ist in der Ansicht solcher Biedermeierhöfe: das Zweckbewußtsein und das sänftigende Gefühl, daß ein langer Tag die Gewohnheit des Vaters an die des Sohnes weitergab.

Die Höfe sind gepflastert, und zwischen den Steinen mag Gras aufschießen. Auch ist Platz für einen hochgewachsenen Baum, nur wird er selten in der Mitte stehen. Er schoß auf, wo Gott ihn ins Leben rief, oder Großvater ihn bei festlicher Gelegenheit pflanzte. Der Brunnen steht da, wo der

Rutengänger den Quell erspürte. Für Stauden- und Farnengruppen ist in einem Winkel Platz. Je länger man weilt, desto mehr scheint es des Grüns zu werden, hinter jeder Ecke, und es sind deren sehr viele, entdeckt man neues. Auch freut man sich nun des Efeus, der den Baum umspinnt, und des Blumenkastens dort vor dem Fenster.

Aber vielleicht sind all diese Ecken und Winkel nur dazu da, damit die Hausfrau bequemer die Wäscheleine zu spannen vermöge und das Holz Platz finde, um, aufgeschichtet, im Winter zur Hand zu sein? Man weiß in diesen Häusern nie, ob das Naturgebot bestimmend war, oder die künstlerische Absicht, oder das dumme Verlangen des werktätigen Alltags.

Aber vielleicht ist dies das Letzte, daß all jenes Widersprechende sich in Selbstverständlichkeit zusammenfand und damit der Unterschied aufgehoben wurde zwischen Natur- und Kunst- und Alltagsforderung und sich das Leben dieser Generationen derart organisch in die Landschaft einbaute.

Man hat den Hof verlassen, man durchschreitet das Tonnen- gewölbe wieder und steht in der Gasse. Die Fassade des Hauses weist die strenge Linienführung der Antike, Säulen grenzen symmetrisch ab, das Siebelfeld zeigt Medaillons mit antiken Figuren. Aber diese Fassade steht nicht für sich allein, sie ist Teil der Landschaft, und in die antike Formensprache reden die nahen Bäume, spricht das Grün — gleichsam nur in leicht abgewandelter Dialektfärbung — hinein.

Diese Generationen hatten Sinn für Häuslichkeit, und das in durchaus ungewöhnlicher Bedeutung des Wortes.

Es gibt einen Ausspruch Wilhelm von Humboldts, den man in dieser Beziehung als Motto über die seelische Kennzeichnung des Zeitempfindens setzen möchte und dem es nachzudenken verlohnt. Im Jahre 1814 schreibt er gelegentlich aus Dijon an Caroline: „Ich habe immer die Eigenheit, mir jeden Ort, durch den ich komme, als bleibenden Aufenthalt vorzustellen, und denke mir jeden Morgen, wie die kleinen Mädchen und Hermann (seine Kinder) im Garten herumlaufen würden.“ Darin ist, auf die Fremde angewandt, dies tiefinnerliche Daheimsein. Es bleibt aber auch nicht ohne Eindruck, wenn Bettina schildert, daß sie ihr abendlicher Spaziergang an Armeleutewohnungen vorbeiführt, sie in die erleuchteten Fenster blickt und sich vorstellt, daß ihre Lieben in solcher Enge und Dürftigkeit miteinander haufen könnten, und ihr das ein Gefühl des Friedens gibt. Und wieder ein anderes, aber lezthm an das gleiche Ziel gebundenes Empfinden sucht sich Ausdruck, wenn Schwind einmal ganz dumm für seine Person feststellt: „Mir ist schon leicht, wenn ich in ein schönes Zimmer komme.“

Diesem Sinn für Häuslichkeit wohnte bei den Verufenen Stilgefühl inne. Wieder ist es Wilhelm v. Humboldt, der das feine Empfinden dafür hat, daß Silber als Hausgerät auf dem Lande „nicht einmal hübsch“ sei, und der jugendliche Alexander v. d. Marwitz schildert in einem Brief die neue Wohnung, die er in Potsdam bezogen hat, und schließt daran die Worte: „Sehen Sie aus dieser Zimmerbeschreibung, wie ich leben muß. Ganz einförmig.“ Die Umgebung diktiert also dem Menschen. Zu lebendigem Kleid wird die Häuslichkeit.

In Berlin scheint man das nicht nur willig hingenommen, sondern mit allerlei kleinen Ehrgeizregungen gesteigert zu haben. Ein Wort von Schadow wird dafür bezeichnend, der

gelegentlich in einem kurzen Lebensabriß schreibt: „Sein Haus, seine Wohnung und Werkstatt, welche er der Gnade seines Königs verdankt, sind eigens für sein Kunstfach eingerichtet. Sein eigener Hang zum Splendiden hat ihn freilich in der Auszierung etwas über das Notwendige hinausgeführt. Dies aber ist im allgemeinen die Weise seiner Landsleute, der Berliner.“ War das ihre Weise, so kam Zeit, sie eines anderen zu belehren; die „arme Zeit“. Gabriele von Humboldt, die doch Ansprüche zu erheben berechtigt war, bekam zu ihrer Ausstattung an Polstermöbeln ein einziges Sofa, und bald genug sollten die neu erfundenen, sehr billigen Steindrucke den gang und gäben Wandschmuck in der Wohnung des Bürgers bilden. Auch war das eine Sofa durchaus nichts Selbstverständliches. In Tübingen erzählte man noch nach Jahrzehnten von dem „reichen“ Buchhändler Cotta, dessen Wohnung „sogar“ ein Sofa aufgewiesen habe.

Sehr anders Friedrich von Seng, Hofrat und Sybarit, der jederzeit seine Taschen für Nebeneinkünfte offenhielt, ohne dabei allzu ängstlich auf Art und Herkunft bedacht zu sein, und der trotzdem zeit seines Lebens in Schulden steckte. Über dessen Häuslichkeit lohnt es sich Grillparzer, den immer Verärgerten, zu vernehmen, und aus der Übersalzung die eigentliche Speise herauszuschmecken. Grillparzer erzählt: „Noch erinnere ich mich des widerlichen Eindrucks, den die Wohnung des Mannes auf mich machte. Der Fußboden des Wartesalons war mit gefütterten Teppichen belegt, so daß man bei jedem Schritt wie in einen Sumpf einsank und eine Art Seerkrankheit bekam. Auf allen Tischen und Kommoden standen Glasglocken mit eingemachten Früchten, zum augenblicklichen Naschen für den sybaritischen Hausherrn, im Schlafzimmer endlich lag er selbst auf einem schneeweißen Bette in grauseidenem Schlafrocke. Ringsherum Inventio-

nen und Bequemlichkeiten. Da waren bewegliche Arme, die Tinte und Feder beim Bedarf näher brachten, ein Schreibpult, das sich von selbst hin und her schob, ich glaube, daß selbst der Nachtopf ebenfalls durch den Druck einer Feder sich zum Gebrauch darreichte." Ein Häuslichkeitsbild, bei dem man nun doch nachdenkend verweilt. Denn eben damals begann es; und der Reichtum der sehr wenigen machte die vielen ärmer.

Das Möbel der Zeit ist aus Mahagoni gefertigt, diesem dunkel erglühenden, in der Maserung gleichsam ein befremdendes Lebensgeheimnis offenbarenden Holz. Mahagoni ist die Sehnsucht nach der Fremde im Heim, und als die ärmere Zeit es durch Birnbaum ersetzte, hieß das nichts weniger als Verzicht leisten auf eine Sehnsucht. Im Empire hatte das Mahagoni sich mit Bronze geschmückt, sich dadurch Haltung und Würde gegeben; auch die tat es im Biedermeier ab. Stolz in seiner Farbenscheu, hatte das Empire das Mahagonimöbel an die weiße Wand gerückt, deren architektonische Linien nur eben mit Gold abgesetzt sein durften; allenfalls mochte die sehr hell gehaltene Papiertapete eine schwache Musterung aufweisen; zu einer Art von Altar war der Ofen geworden, er mußte sich gelegentlich in einer Säule oder gar in einer Statue verstecken; eine besondere Mission erhielten die Gardinen. Befremdet, aber keineswegs unangenehm berührt, schreibt Humboldt im Jahre 1814 aus Arc: „Ich habe hier Bettgardinen, wie ich sie nie sah. Die Dame nennt sie Espagnolles, sie werden indes ganz zahmerweise in Langres gekauft. Es ist schwarz gedruckte Leinwand, und es sind lauter Ruinen Roms darauf, der Jupiter Stator, der Titus- und Konstantinsbogen, das Pantheon gar nicht übel, wenigstens sehr treu. Dabei fehlen die Leute mit dem Saltarello nicht. Es sind

immer süße Erinnerungen . . ." Die Drapierung der Fenstergardinen wurde dann im Biedermeier zu ganz eigener, sehr geschätzter Kunstfertigkeit; es mußten verschiedenfarbige Schals durcheinanderspielen; was der Tapezierer hier leistete, entschied für die Augen der Zeitgenossen über den Eindruck des gesamten Zimmers.

Sein eigentliches Möbel schuf sich das Biedermeier in der Servante, diesem Schrank mit den gläsernen Wänden und dem Spiegel in der Rückwand. Die Servante — was ist sie? Ängstlich gehütete Wohlhabenheit; oder treu bewahrtes Väterangedenken; oder nie benutzter Besitz; oder den Blicken, aber nicht den Händen preisgegebene Familienchronik. Im großen besagt die Servante dasselbe, was diese Statuetten oder Uhren oder Leuchter unter Glasglocken erzählen; sie wissen von einem Besitz, den man nicht gefährden, von einer Sehnsucht, an die man nicht rühren darf. Die verzärtlichte Antike, das war das Biedermeier.

Vor allem sind es Gläser und Tassen, die in der Servante Unterschlupf und Ausstellung finden, und diese Gläser und Tassen sind denn nun in der Tat beredte Illustrationen zur Herzenschronik der Zeit. Immer wird eine Sehnsucht durch ihr Gegenspiel geweckt und verhäuslicht, immer muß Ferne da sein, um die Nähe traulicher zu machen. Man liebt die farbige Darstellung von Reiterkämpfen auf dem Frühstückservice; Jagdszenen auf dem Glas, das der Servante anvertraut wird; nackte mythologische Schönheiten auf der Kaffeetasse. Wieder auf einem Glas wird eine Sonnenuhr abgebildet; eine andere Tasse darf die gefährlichen Spielkarten zeigen; auf dem faltigen weißen Porzellantuch des Briefbeschwerers liegt die Hand der Fanny Elßler mit Armband; Alexander I. in grüner Jägeruniform erscheint in transparenter Schmelzmalerei auf dem Kanftbecher, es

mögen ihn aber auch der heilige Antonius, das Kruzifix betrachtend, oder schnäbelnde Vögel zwischen Blattornamenten, oder Chinesen in antik stilisierter Gewandung ablösen. Aufs Wesen angesehen, bleiben solche scheinbaren Gegensätzlichkeiten das gleiche: eine für den Hausgebrauch abgerichtete Sehnsucht, ein Traulichermachen des Heims durch das Befremdende. Auch fehlt es nicht an gutem Zuspruch: „Jeder Tropfen verlängere dein Leben“; „Nie eine trübe Minute“; „Quand ce Coq chantera mon amitié finira“. Es darf aber auch der Vossische Hexameter versichern, daß nichts so wünschenswert und erfreuend, als wenn Mann und Weib in herzlicher Liebe vereinigt, ruhig ihr Haus verwalten. Was der Kaiser Alexander und die mythologischen Schönheiten und die Chinesen im Bilde waren, das ist hier der Hexameter als solcher in sich. Er heroisiert die Gemütslichkeit.

Wie kaum eine andere, kannte diese Zeit das zärtlich einspinnende Gefühl.

Sehr bezeichnend dafür, wie Schleiermachers Braut (die Ehe sollte nachher andere Weisen lehren) sich ihre künftige Häuslichkeit ausmalte. In einem Zimmer sollten möglichst viele Bücher stehen, denn es sei so behaglich, darin herumzustöbern. Würde dann in der Dunkelstunde die Lampe angezündet, so würden die Kleinen auf seinem Schoß sitzen und er sie „spielend unterrichten“. Und wieder später, wenn die Kinder zu Bett geschickt wären, würden sie zu zweit allein sein und lieb und traulich plaudern. Es ist in anderer Hinsicht ebenso echtes Biedermeier, wenn in der Schleiermacherschen Behausung die denkbar schlechteste Stube zum Schlafzimmer gewählt wird. „Die Sache ist nämlich die, daß die Breite der Kammer nur wenige Zoll größer ist als die Länge einer ordentlichen Bettstelle.“

Von Humboldt erfährt man, was er in seine Ehe mitbringt: ein Duzend recht hübsch gearbeitete Rohrstühle, ein Sofa aus Birnbaumholz, zwei niedliche Kommoden mit Marmorplatten, einen Schreibtisch und Betten; das ist das Wesentliche, und so schaut's, abgesehen von ihrer Mitgift, im Jahre 1791 bei ihm aus. Bei der Übersiedlung nach Wien im Jahre 1810 aber sind auch aus diesem Jakobsstab zwei Heere geworden, denn das Umzugsgut umfaßt nunmehr 26 Kisten mit einem Gesamtgewicht von 69 Zentnern, davon zirka 20 Zentner Wäsche, 10 Zentner Betten, 15 Zentner Bücher.

Schleiermachers sind (1819) bei Schwager Arndt zu Besuch, und man blickt in das Zimmer. Die Wände hängen, Börne berichtet's, voll alter Kurfürsten mit langen Perücken und den dazugehörigen Prinzessinnen. Auf dem Tisch, der auch etwas „Lämmermayerisch“ aussieht, steht eine silberne Dose mit zwei Kammern und zwei Deckeln darauf, „damit es nicht hineinregnet“, mit zwei verschiedenen Salzsorten gefüllt. Charakterisierend fügt Börne hinzu: „Altdeutsch, bürgerlich.“

Bei Marwitz in Potsdam gewinnt man den Eindruck eines vornehmen Junggesellenquartiers. Drei Zimmer, das eine mit großscheibigen Fenstern, Paneelen, einer roten Tapete, um die eine Weingirlande läuft, zwei Tische, schwarz überzogenes Sofa, Spiegel mit goldenem Rahmen, Bett; von den beiden anderen Zimmern hat das eine eine hübsche grüne Tapete, „an der meine Augen sich von Zeit zu Zeit erholen“. So also das Junggesellenheim; der es aber bewohnte, war doch von besonderer Art; denn wichtiger als die Zimmer wird ihm die Aussicht aus den Fenstern. Und eben dieses Heim ist es, an dessen Schilderung sich die bedeutsamen Worte knüpfen: „Sehen Sie aus dieser Zimmerbeschreibung, wie ich leben muß.“

Die gute rote Stube bei Rahel hat „heut“ besondres Aussehn, und das ist um so verwunderlicher, als man zunächst durchaus nicht ausmachen kann, warum dem „heut“ irgendwelche auszeichnende Bedeutung zukommt. Aber ein zierlicher Tisch ist in die Mitte gerückt, zwei Sardellensalate, Schüsseln mit Pflaumen- und Artischockenkompott, alles in Symmetrie aufgestellt, deuten auf die kommenden Freuden, die dann in Suppe, „zitterndem“ Rindfleisch mit Austernsauce, einem Hahn, einer Marktorte bestehen — und wenn auch sonst niemand daran gedacht hat, „Mama“ hat eben nicht vergessen, daß just „heut“ vor einem Jahr ihre Tochter Rose Hochzeit hielt, und das wird nun solcherart gefeiert. Es geschieht das in Rahels guter Stube, und weil es die ihre ist, fallen in die Schilderung der kleinen Festlichkeit bereits neckische Streiflichter der „neuen“ in die „gute, alte“ Zeit.

Wie immer man die Eingangs- und Ausgangsdaten einer Periode festlegen mag, Zeit bleibt stets: Übergang. Hier aber, in dieser Epoche der großen Umwälzungen und der zärtlichen Stille, macht sich das doppelt fühlbar — wie weite Empfindungsperspektiven öffnen sich, wenn man dem schlichten Briefsatz aus dem Jahre 1821 nachdenkt, den Gabriele von Bülow niederschreibt: „Sie wird von ihren Kindern ‚du‘ genannt, den Vater nennen sie ‚Sie‘“: also selbst zwischen dem Elternpaar etwas wie Scheidewand der Zeiten.

Es war aber die Epoche, die dem Menschen sein Staatskleid auszog und ihn höflich auf die Möglichkeit aufmerksam machte, daß es angängig sei, seinen Körper sauber zu halten.

Bisher war es darum flüchtig bestellt gewesen. Caroline v. Humboldt war damals die erste, die sich ein Badezimmer einrichtete; -- kein Zweifel, daß sehr viele ihrer Zeitgenossen das als höchst überflüssig, als frivol und unkeusch empfanden. Es war aber der englische Einfluß, der sich in dieser Hinsicht damals bereits in Deutschland durchzusetzen begann.

Es war die Zeit, in der die Standesvorrechte abbröckelten, und es ist wie Symbol ihres revolutionären Aufbegehrens, daß sie den Mann seiner würdevollsten Zier, des Zopfes, beraubte. Friedrich v. Raumer und Kriegsrat von Schütz waren die ersten, die 1801 in Berlin solchen Kopfschmuck abtaten, und sie wurden für nicht wenig aufrührerisch deshalb verschrien; 1806/07 fiel dann die Mehrzahl der Zöpfe in Hof- und Bürgerkreisen, 1808 wurde der Zopf bei der preussischen Armee abgeschafft. Aber Wilhelm v. Humboldt, der seiner tief inneren Natur nach ein Zeitloser war, wehrte sich noch 1809 dagegen, und noch im Jahre 1823 bedeutete es ihm besondere Feier und ein liebes Auftauchen von Kindheitserinnerungen, sich in Weimar wieder einmal „mit dem großen Quast“ pudern zu lassen, wie einst in Tegel, da man zu solcher Prozedur auf den Boden ging. Bettina aber hatte eines Tages, und schrieb darüber der Sünderröde, ihren ganz besonderen „Haarbeutel“-Traum.

Die Reaktion flammte sich an den Zopf, und der Kurfürst von Hessen — Humboldt nennt ihn deshalb „göttlich“ — sah bei seinem Wiedereinzug in Kassel einen Wachtmeister seiner Garde mit einem langen Zopf vorbeireiten und rief in tiefer Rührung aus: „Was für ein rechtschaffen attachierter Mensch, er hat seinen Zopf behalten!“ Er führte denn auch den Zopf wieder ein und erteilte den Offizieren, die im Besitz echter Zöpfe waren, Zopfgratifikationen. Als

er im Jahre 1821 starb, war das Zopfabschneiden erste befreiende That der neuen Regierung.

An Sonderlingen, die am Zopf festhielten, nicht weil sie Zeitlose, sondern gar so Zeitgebundene waren, fehlte es nicht. So der übelberüchtigte bayrische Minister Montgelas, den man neben dem jovial schlichten König im roten Gala Kleid mit langen seidenen Strümpfen und mit gepudertem Haare sah; so der König von Sachsen, der noch 1819 in seiner altväterischen Tracht mit Zopf und gepudert, die Hände in einem großen Muff vergraben, sich vom Schloß zur Messe zu begeben pflegte, Anführer eines gleichgespenstischen Zuges. Aber selbst auf einem Diner des Fürsten Hardenberg in Wien im Jahre 1814 waren noch neun gepuderte neben vier ungepuderten Zöpfen zu zählen, und als sich Grillparzer sehr gegen seinen Willen in Rom im Jahr 1819 einen italienischen Arzt ins Haus kommen ließ, erschien der in Perücke, Staatskleid und ellenlangen Manschetten, nicht anders, als ihn E. T. A. Hoffmann in der Figur seines Doktor Accoramboni ins Maskendasein scheuchte.

War aber der Zopf Symbol der zu Grabe getragenen Zeit gewesen, so fürte sich die aufbegehrende zu ihrem Wahrzeichen den Schnurrbart.

Es ist wirklich etwas daran, und politischer Umschwung sucht gern in der Kleidung Ausdruck. Rahel sah 1786 Mirabeau in Berlin, und er fiel ihr auf. Zwar trug er noch Hofkleidung, leicht gekraust gepudertes Toupet, Haarbeutel, Schuhe und Strümpfe, aber sein vornehmer Gesellschaftsrock neigte doch schon sehr „nach dem nachherigen englischen Anzug“.

Wie konnte es anders sein? Eine Zeit, die Mann gegen Mann als nahezu Gleichberechtigte stellte, ganz neue Verfahrsmöglichkeiten schuf, mußte ihm auch das Kleid geben,

das ihn beweglicher machte und ihm für jede Lebenslage Ellbogenfreiheit sicherte.

In dieser Epoche erhält der Mann den Anzug (und zwar aus England), den er, aufs Wesentliche hin angesehen, noch heute trägt. Seide und Samt wichen Tuch und Leder. Die lange Hose kam auf, der Bürger trat sein Pflaster mit Stiefeln.

Aus dem Riding-coat der Engländer wird der lang- und breitschößige Überrock, zunächst mit rotem Kragen, zu Blau, er gewinnt um 1815 seinen endgültigen Schnitt. Das enge Trikotbeinkleid wird in den dreißiger und vierziger Jahren weit, zeigt nun Musterung und Streifen und ist jetzt aus Tuch gefertigt. Für Straße und Gesellschaft empfiehlt sich der Frack; die Weste, das einzige Kleidungsstück, in dessen Wahl noch individueller Geschmack zur Geltung kommen kann und in deren Ausschnitt sich das Jabot zeigt, wahrt seit den zwanziger Jahren die Siletform. So angezogen, ist auch der Adelige und Hofmann Bürger geworden.

Aber will der Bürger unter allen Umständen nur Bürger sein? Es gibt zu denken, daß die Röcke derart auf Taille geschnitten werden, daß, wer auf guten Sitz hält, wohl oder übel gezwungen ist, sich einzuschnüren. Die Zeit zwischen den Revolutionen — und das Korsett für Herren kommt auf.

Noch trägt die Jugend keine Mäntel, für den Mann aber werden sie zu einem Kleidungsstück, bei dessen Wahl man einige Wohlhabenheit bekunden kann. Zeitweise zeigte der blaue Mantel fünf Kragen übereinander, auch durfte er mit weißer Taftseide gefüttert sein.

Seit 1815 etwa bedeutet Nachlässigkeit in Kleidung und Haltung: Eleganz. Alexander von Sternberg erzählt mit Ingrimm, daß er einen Minister selbst gesehen habe, der Herrenbesuch, auf der Bergère liegend, die Beine in der Luft,

eine Flasche Selterwasser zwischen den Knien, die Zigarre im Munde, zu empfangen pflegte. „Wenn Damen erschienen, war die Sache nicht viel besser.“ Der absichtlichen Nachlässigkeit in der Kleidung entsprach die Wahl dunkler Töne. Durch Brummel, den berühmten Dandy, wurde Schwarz die bevorzugte Farbe. Und setzte sich durch. Seltsam aber und bezeichnend dafür, wie selbst Moderationen der Vorbereitung, man möchte sagen, einer Art Präludium bedürfen: als Ernst Moritz Arndt im Jahre 1798 in Wien weilte, fiel es ihm auf, daß die Stutzer alle, „dieses zahllose Schöpfsheer“, schwarz angetan dahintänzten. Nicht minder charakteristisch auch, daß es später an Rückfällen ins Farbenfreudige nicht ganz gefehlt hat. Im Jahre 1829 gibt Felix Mendelssohn ein Konzert in London: „weiße, sehr lange Beinkleider, braune seidene Weste, schwarze Binde und blauer Fraß.“

Ehrgeiz der Künstler wird es in dieser Zeit — Mendelssohn bildet darin flüchtig eine Ausnahme — sich bereits durch den Anzug als Künstler zu dokumentieren, und wenn das wie Narretei anmutet, so ist es doch Narrentum aus einem ganz innerlichen, durchaus neuartigen, nur eben mißverstandenen Gebot heraus; denn eben jetzt begriff der Künstler seine unbürgerliche Sendung. In dem Paris der Künstlerquartiere führte das zu exzentrischen, den Bürger herausfordernden Kostümierungen, in Deutschland empfahl es die „teutsche Tracht“.

Man sieht Arnim und Brentano auf der Rheinfahrt: Arnim im weiten schlampigen Überrock, die Naht im Ärmel aufgetrennt, Ziegenhainer in der Hand, Mütze mit halb-abgerissenem Futter; Brentano fein und elegant, rotes Mützchen auf den schwarzen Locken, dünnes Röhrchen, Tabaksbeutel. — Tiedge sitzt neben seiner Ladypatroneß

auf dem Sofa, schmaucht aus einer sehr langen Pfeife und hat einen Schlafrock von wundersamem gelben Stoff mit großen roten Tulpen verziert an. (Seit 1830 wird das Rauchen „Mode“.)

Die eigentliche „teutsche“ Tracht, halbweite Beinkleider und verschnürte Litemä, war aus dem Geist der Freiheitskriege heraus wiedergeboren worden, hatte in keinem Geringeren als Ernst Moritz Arndt ihren Fürsprecher gefunden, und war abermals Ausdruck politischen Willens: vaterländisch und freiheitlich, hieß die Devise; man war in dem Maße rückwärtsgewandt, in dem man vorwärtsblickend zu sein wünschte, und kennzeichnete sich solcherart übermütig freiwillig der Polizei. Spielerei gewiß, und dennoch war die „teutsche“ Tracht auch Zeitsymptom. „Früh um 10 Uhr den 23. März kam in Mannheim ein Jüngling in altdeutscher Tracht an, der im Gasthose zum Weinberg, wo er abtrat, sich den Namen Heinrichs beilegte und Mitau als seine Heimat angab. Er fragte sogleich mit Eifer nach der Wohnung des Predigers Karbach, mit dem er bekannt zu sein vorgab, und hinterher scheinbarlich gleichgültig nach der des Staatsrats von Kogebue.“ Dieser Jüngling in altdeutscher Tracht hieß: Sand.

Letztes Kennzeichen der Mode dieser Zeit ist vielleicht die Modelosigkeit der vielen. Theoretisch hatte der Nivellierungsprozeß eingesetzt, fehlte nur noch die praktische Nivellierung durch die Großbetriebe der Konfektion, obgleich auch deren erste Anfänge (wenigstens für Frauenkleidung) auf die große Revolution zurückreichen. Man sehe sich doch die Kostümbildchen von Görres und Schleiermacher an, die Börne zeichnet: Görres im bestaubten, altdeutschen Rock ohne Weste, die nackte Brust durchs offene Hemd zeigend, dazu zerrissene Stiefel; Schleiermacher mit schwarzen, langen

Hosen, ein altes tuchenes Mützchen auf dem Kopfe, — auch sie Wanderer in die Zeitlosigkeit hinein.

Schwerer deutbar erscheint das Modegebot für die Frau. Und das versteht man. Denn diese Zeit, die den Mann ins Leben hinausfandte, fesselte die Frau enger an ihre Häuslichkeit und suchte in solchem Gegensatz ihren eigenen, seelischen Ausdruck.

Immerhin ist es charakteristisch, daß mit Eingang des 19. Jahrhunderts der hohe Haaraufbau lang niederfallenden Locken weicht, als hätte die gesellschaftliche Stellung von nun an wenig, der Wunsch, Geliebte und Mutter zu sein, alles zu bedeuten. Seit dem Jahre 1806 werden dann die Haare eng um den Kopf gelegt, das Netz und die Stirnlöschchen kommen auf. Auch die Perücken, sogar im betonten Farbenwechsel, setzen sich wieder durch, nur sind das Modefedheiten, von denen das deutsche Bürgertum kaum berührt wurde. Die deutsche Frau trug glatten Scheitel, die Haare im Nacken hoch oder niedrig aufgesteckt; die halblangen Locken zu beiden Seiten des Gesichts, die viele Bildnisse zeigen, kommen etwa 1834 auf. Einigermassen spielt auch die Politik in die Haartracht der Frauen hinein; Treitschke weiß von einer Pariser Haartour, die den Namen „Chemin de Mayence“ führte.

Die Schute ist die ganze Epoche hindurch der eigentliche Hut der Frau; sie kommt etwa um 1797 zur Geltung und behauptet sich bis in die vierziger Jahre. Neben ihr tauchen Barrett- und Zylinderformen auf, kehren wieder, um sich seltener zu zeigen und wieder unterzutauchen. Eine Zeitlang war der Turban sehr beliebt, und Alexander von Sternberg weiß von einem gealterten Hoffräulein zu erzählen, die im violett-samtenen Turban prangte, ein Enadengeschenk Seiner Hoheit des Herzogs August von

Sotha, das er — aus seinen abgelegten Hosen hatte fertigen lassen, ohne daß die Beschenkte je etwas von der Herkunft ihres Kopffschmucks erfahren hätte.

Nur eben die Angehörigen der führenden Stände trugen Hüte, die Dienenden begnügten sich mit der Haube; das blieb auch zwischen den Revolutionen strenge Scheidungslinie; inmitten der Frauenwelt wahrte Autorität überhaupt noch lange ihre Geltung. Häubchen und Haube waren aber auch seit Jahrhundertbeginn Haustracht der Frauen und jungen Mädchen, und es ist, als wäre auch darin dieser Zug der Zeit, den mütterlichen und hausmütterlichen Charakter der Frau zu betonen, zum Ausdruck gelangt.

Das Tragen von Schmuck, Armbändern, langen Ohrringen, Ringen, auch über den Handschuhen, kam auf. Ein kleines Juwel, an dünnem Goldkettchen über der Stirn getragen, gibt dem Damenbildnis der Zeit etwas von priesterlicher Weihe.

Rahel hat das Kostümbild einer Kriegsratswitwe aus dem Jahre 1794 gezeichnet: sie trägt weißatlasnen Rock, der ein Florfalbala hat, das den Rock nahezu deckt, und eine Karmoisintuchene Levite; „ein schwarzer Florhut von agreabler Fassung, worauf eine weiße Atergirlande residiert, bemüht sich umsonst, eine großquastige Frisur zu bedecken.“ Die ehrbaren Wienerinnen des Jahres 1798 erblickt Arndt in Rock und Schürze, mit einem feinen Kamisölkchen und einer Mütze auf dem Kopf, deren Spiegel fast aus purem Golde besteht. Die Kleider aus Seide oder feinsten baumwollenen Stoffen, auch die Schuhe reich mit Gold und Silber gestickt. Eine Tracht, vielfach fleidsamer nach Arndts Sinn, als die antikisierende Gewandung der Damen.

In die Frauenmode trug die Revolution den Kattun und die gemusterte Baumwolle hinein.

Kennzeichnend für die gesamte Zeit bleibt in Frauenhaltung und Frauentracht das Vordrängen des Busens, ganz so, wie die Renaissance den Leib betont hatte, wie die Jetztzeit einen Knabenhaften Charakter hervorzuheben liebt. Die sehr weibliche Frau, das Mutterschaft vorahnende Mädchen, die dienende Geliebte —: an einem Frauenideal entschwendener Jahrhunderte und annoch festgewurzelter Autorität sucht man inmitten der Erschütterungen einer unverstandenen Gegenwart den letzten Halt. Die Zeit der Großväter ist recht eigentlich die Zeit der zu Idolen erhobenen Großmütter.

Die kurze Taille, in der man vollbusig die Königin Luise abgebildet sieht, war etwa um 1794 aus England herübergekommen, und englisch war auch in seinen Ursprüngen das tiefdekolletierte und ärmellose Hemdenkleid. Bis zum Jahre 1804 etwa wies es die lange Schleppe auf. Um 1800 wird der Rock geteilt, es kommt auch die Tunika auf. Zu gleicher Zeit gibt Rahel einen Modebericht, der die schwarzen Kreppproben mit ungeheuren Schleppen, dazu viel schwarzem Krepp auf dem Kopf, schwarze Strümpfe und Schuhe ohne Spitzen empfiehlt. 1805 tritt die neue Taille mit Puffärmeln — in der sich die Romantik auf sich selbst besinnt — zutage, der Rock wird kürzer, nach 1810 sogar knöchelfrei. Um diese Zeit beobachtet Rahel, die, selber schlecht angezogen, leidenschaftliche Vorliebe für fleidsame Trachten hegte, daß die gleichmachende Mode bis in die verstecktesten Örter vorgeedrungen sei und die Kleinstädter und Kleinstädterinnen in den großen Reigen mit einbezogen habe. Das Jahr 1820 endlich notiert die Verlängerung der Taille, das Jahr 1822 das Weitwerden der Ärmel. Eine modische Farbenzusammenstellung verrät abermals Rahel, und zwar diesmal (1817) für ihre eigene Person: strohgelber Überrock mit blauen Bändchen, blauem Hut mit strohgelbem Band drunter

gebunden, Stehkragen von Blondens-Tüll, dazu den neu erstandenen weißen, langen, englischen Schal. Der Schal war es, der recht eigentlich die Dame ausmachte; er ersetzte den Mantel. Man berechnete den Kaschmirschal, den eine gutbürgerliche französische Braut zur Aussteuer mitbekam, auf 875 Thlr. — der der Rahel hatte aber „nur“ 57 Gulden gekostet, der Gulden zu 14 Gr.

Im Jahre 1822 blickt E. T. A. Hoffmann, in den Krankenstuhl gebannt und schmerzgekrümmt, aus „Vetters Eckfenster“ auf den Sendarmenmarkt. Die „rabiante Berliner Hausfrau“ trägt einen formverschmähenden Hut mit bunten Federn, gelbkattunenes Kleid mit Florbesatz und kurzem seidenen Überwurf und ziemlich honettem Schal, Schnürstiefel und blaugraue Strümpfe. Nicht weit von ihr das „leichtsinrige Kind der Verderbnis“, funkelnagelneuen Überrock von rosarotem Seidenzeug, der Schleier um den modischen Hut mit Spitzen besetzt, die nicht eben zarten Hände sind in weiße Glacéhandschuhe gepreßt.

Etwa um die nämliche Zeit macht Börne eine charakteristische Beobachtung. Er kommt nach Stuttgart, und es fällt ihm auf, daß das zehnte Frauenzimmer wenigstens in Trauer geht. Er rät auf Pest, doch ist's nur Modeeitelkeit. Weil schwarz sie kleidet, trauern die jungen Damen um entfernteste Verwandte.

Aus ebendemselben Jahrzehnt stammen wohl auch die „Toilettes parlantes“, von denen Alexander v. Sternberg erzählt. Er lernt sie am Weimarer Hofe kennen, und Ottilie v. Goethe soll ihre Erfinderin gewesen sein. Die Farbe des Kleides hat für den Eingeweihten Bedeutung, die Blumen, die man anlegt, bergen für den Tänzer ein Versprechen oder Versagen; in den Haaren der Geliebten ist die Antwort auf ein noch unerwidertes Billetdoux.

Wie das Schwarz in Stuttgart um 1820, so wird Weiß zehn Jahre später für die gesamte modische Welt die herrschende Farbe. Das Weiß der Unschuld? Wohl mag man es so nennen. Denn man spürt den Zusammenhang heraus, wenn es um dieselbe Zeit für Damen, zumal für junge Mädchen, schädlich wird, möglichst wenig zu essen. Börne prägt dazu den ironischen kategorischen Imperativ: „Esse nicht zu viel, liebe Tochter. Ein gesittetes Frauenzimmer soll nie Hunger zeigen. Dem Manne ist Essen ein sinnliches, dem Weibe darf es nur ein ästhetisches Vergnügen sein. Lache nicht, lächle; esse nicht, essele!“

Wieder zehn Jahre später (um 1840), und die Dame hat den Reifrock an.

Wie aber immer die Gegensätze hart aufeinanderdrängen: eben jene Jahre, die die Frau weiß anzogen, sie von den Speisen nur nippen ließen, brachten die Mode des Damenreißens auf.

Nicht ohne Einfluß war die „arme Zeit“ auf die Frauenmoden geblieben. Prinzessinnen und Hofdamen trugen Sommer und Winter Kleider aus Perkal. Das Staatskleid der Mutter der Fürstin Bismarck war aus rotem Kattun, mit gelbseidener Litze besetzt, gewesen. „Für Kattun gab ich Seide.“

Wesentlich erscheint: in dieser Zeit erwacht das, was man das Stilgefühl in der Mode nennen möchte. Börne schreibt: „Jede Versammlung von Frauenzimmern hat ihre Tonleiter, man kann nach Gefallen hoch oder niedrig auf derselben stehen, man kann einfach oder glänzend gekleidet sein, man kann aber, ohne Mißklang zu erregen, nicht in einer anderen Tonart auftreten: man darf kein Mollkleid anhaben, wenn die übrigen in Dur dasitzen.“ Und Dorothea Schlegel bekundet das feine Empfinden, daß es für eine Frau über vierzig

gleichgültig sei, was sie anlege, nur müsse sie sich vor allem Jugendlichen hüten, ihr Tun und Lassen müsse Ruhe atmen; jedes Gefallenwollen wirke lächerlich.

Bemerkenswert wird ein Unterschied zwischen Berlin und Wien zugunsten der Donaustadt. Zelter fallen bei seiner Wiener Reise 1819 die vielen schönen Frauen auf. „Höchster Anstand, auch bei Verdächtigen.“ Und Glasbrenner notiert, durch die Wiener Gassen schlendernd, die Damen in den Wagen seien wie zum Ball geschmückt; Blumen und Federn wiegen sich auf ihren Köpfen, Brillanten funkeln an den weißen Nacken, und um die losen leichten Kleider schlingt sich ein kostbarer Schal.

Es sind aber nunmehr nicht die Frauen in den Wagen, die für die Zeitstimmung entscheiden, sondern jene anderen an Wäscheschrank und Kochherd und — in den Sternen.

Lebendiges Kleid der Zeit ist recht eigentlich der Ausdruck im Antlitz des Menschen. Philipp Otto Runge gibt das Bildnis seiner Eltern: Wie sehr hat das Leben die beiden, den Mann und die Frau, hart gemacht! Das ist der Bürgerstand, der sich in Sorgen durchkämpft, dem Ehrbarkeit höchste Pflicht bedeutet und die eigentümlich protestantische Würde verleiht. Hände, die nicht greifen, sondern halten; Augen, für die es keine Ferne, sondern nur eben die Frage gilt, ob du rechtschaffen bist. Und wenn Julius Oldach seine Eltern malt, blickt der Vater ganz so drein, und nur auf den Augenlidern der Mutter ruht etwas von der Sehnsucht nach vergangener Jugend. Aber auch die „Bildnisgruppe“ von Peter Schwingen wahrt die gleiche protestantische Würde, und es darf einem bange sein um den Knaben zwischen diesem

Mann und dieser Frau, und wenn das deutsche Bürgertum, wie es sich auf diesen Bildern gibt, nach Freiheit fragen sollte, — gewähren wird es sie sicher nicht.

Man findet Männerbildnisse, auf denen diese bürgerliche Rechtschaffenheit bis ins Mönchische gesteigert ist, zugleich aber bedeutet die Steigerung eine Milderung; denn nun ist den Augen Fernblick gegeben und wahre Religiosität vermittelt: so malt J. A. Ramboux die Gebrüder Eberhard, so etwa, nur zärtlicher, nur echter Ferne zugekehrt, das Bildnis des Dr. C. Groß, das Franz Eybl auf der Leinwand festhält; wenn Philipp Veit im Doppelbildnis von Joh. Veit und Overbeck den ausgesprochen katholischen Seelenausdruck sucht, so scheint der, zum mindesten hier, dem Luthertum an innerer Freiheit überlegen zu sein.

Mitglieder des Hamburger Künstlervereins malt S. Sessler, und indem nur ein flüchtiger Blick diese Gruppe streift, sagt man sich, wie sehr deutsch alle diese Männer sind. Sie brauchen es nicht in der Tracht zu betonen, sie sind's als Mutterkinder deutscher Frauen. Man könnte sie sich auch schwerlich unverheiratet denken, sie werden allesamt gute Familienväter sein. Ist hier Auflehnung gegen das Bürgertum — was man durchaus nicht behaupten möchte —, so wäre es nur die Auflehnung in ein zärtlicheres Bürgertum hinein.

Die Wirkung der Musik auf den Menschen der Zeit malt J. Danhauser in seinem bekannten Bild „Liszt am Klavier“. Liszt spielt, und sein Spiel ist Aufblick. Es fällt aber auf, wie unter den Zuhörenden der gemeinsame Kunstgenuß zu Freundschaft drängt. Der im Vordergrund streckt den Arm nach dem neben ihm Sitzenden aus, die im Hintergrund lehnen sich aneinander. Und während es nun den Anschein gewinnt, als ob die Frau durch die einströmende Musik fromm-nachdenklich, in sich gekehrter würde, macht sie den Mann im Lehn-

fessel vorn weiblich, löst sie ihm die Glieder. Moritz von Schwind gibt sein Bild „Auf der Brücke“. Vielsältige Gestalten, im Verweilen, im Hin- und Herüber, und doch aufs Seelische angesehen nur eine: die Tugend. Zu Tugendfreudigen sind hier die noch eben starr Ehrbaren geworden, und damit tritt das Ideal neben die Wirklichkeit des Tages. Die Tugend zieht es ins wärmende Heim, oder die Tugend treibt es in die romantische Ferne, gleichviel, sie wird sich und ihrem guten Deutschtum allerorten Ehre machen.

J. Danhauser malt in Karl und Auguste von Lüttow ein junges Ehepaar, und indem man das betrachtet, sagt man sich: es gibt keine Leidenschaft! Die beiden gehören sehr eng zueinander, aber es ist eine gemeinsame Ferne, die sie vermählt. Das Bild scheint über das Wesen der Zeit viel mehr auszusagen, als in dem Schicksal zweier Einzelwesen beschlossen sein könnte. Es gibt keine Leidenschaft! Was durchaus nicht ausschließt, vielmehr dazu beiträgt, daß es reichen Kindersegen gibt. In ganz eigener Weise heiligt diese Zeit zwischen den Revolutionen die Ehe.

In der Königin Luise malt sie sich ihr Frauenideal. Bei Tischbein mutet Luise noch kindhaft an; aber man beachte auf dem bekannten Gemälde von Jos. Grassi den Gegensatz des voll und versprechend entwickelten Busens zu dem ganz unschuldigen Mund, während es sich auf dem Bild von E. v. Kügelgen bewußt aufdrängt, wie bürgerlich diese mit der Krone Geschmückte doch ist. Und damit ist wirklich Wesentliches des „lebendigen Kleides“ erschlossen. — Philipp Veit gibt das Bildnis der Freifrau von Bernus. blieb sie, die ebendiesen kindhaften Mund aufweist wie die Königin Luise, in der Ehe Mädchen? Es gibt keine Leidenschaft, es gibt nunmehr für Frauen auch kein Hochgestelltsein. Man möchte schreiben, Freifrau von Bernus oder das Veilchen.

Zeigt Karl Vegas der Ältere im „Familienbild“ die Mutter zwischen Töchtern, sind die Augen der jungen Mädchen fromm aufgeschlagen, die der Mutter auf das Buch gesenkt, so weiß man, ohne das Buch zu kennen, welcher Art es ist: erbaulichen Inhalts. Aber darüber hinaus: Franz Krüger malt die Fürstin von Liegnitz auf dem Pferde, und selbst dies Pferd ist „fromm“. Es könnte sich dem Löwen in Dürers Hieronymus im Gehäuse gesellen; nur daß es adlig geblieben, die Fürstin von Liegnitz aber, trotz Reitkleides und Reitzylinders, aufs Seelische hin angesehen, verbürgerlicht ist.

Franz Krüger gibt ein Mädchenbildnis im Schmuck der zu Ohrenschneden geflochtenen Zöpfe, und sie ist kindhaft, und in ihren Augen ist wache Frömmigkeit und Klaräugige Unschuld. Schwind zeichnet das junge Mädchen in „Morgensstunde“ nur vom Rücken aus, aber es ist ein Duft von frischer Wäsche und nicht nur ein Hauch, nein, ein erfrischender Luftzug von Unschuld um sie; auch etwas von der Unschuld, die in der Ehe bleibt. Von den beiden jungen Mädchen, die Bernhard Rausch malt, hat wieder die eine den Blick in die Ferne; aber diese Ferne ist doch nur wieder bürgerliche, gottwohlgefällige Häuslichkeit, in der es denn freilich nicht an Musik fehlen darf. Und damit steht man unmittelbar vor Jul. Louis Ashers Bildnis von Jenny Lind: Hausmütterlichkeit und Musik sind eins geworden.

E. Engert malt den Wiener Vorstadtgarten, und die anmutige Frau, die da zwischen Rabatten und Stauden in ihrem Häubchen sitzt, hat den Strickstrumpf in Händen, die aufgeschlagene Bibel auf dem Schoß. Das bürgerliche Ideal ist damit gleichsam in seinen äußeren Attributen festgehalten. Es gibt keine Leidenschaft, aber es gibt den Strickstrumpf. Der Strickstrumpf wird, Tieck's bösem Spottvers gemäß, so-

gar während der ehelichen Umarmung in Tätigkeit gesetzt. Der Strickstrumpf beeinträchtigt die Versenkung in die Bibel nicht. In Waldmüllers „Tante“ erkennt man, wie es um solche Frau in späteren Lebensjahren bestellt ist. Die Pflicht hat ihr den Nacken gesteift. Wenn diese bürgerlichen und gealterten Frauen, was selten geschieht, einmal lächeln, so ist das kein Zeichen für Fröhlichkeit, vielmehr halten sie es alsdann für ihre Pflicht, zu bekunden, daß sie gütig sind.

Es gibt keine Leidenschaft, es gibt nur Pflicht. Das ist das letzte, was all diese Menschenantlitz auszusagen haben. In dieser Pflicht werden die Hochgestellten bürgerlich, die Bürgerlichen gewinnen an ihr den steifen Nacken. Aber indem diese Zeit den Frauen die Leidenschaft nimmt, macht sie ihre Hingabe (versteht sich, in der Ehe) zu einem unnennbar süßen Versprechen. Diese Zeit zwischen den Revolutionen verbürgerlicht die Pflicht und romantisiert die Unschuld.

Drei Generationen — Zwei Städte

1

Es ereignet sich im Marktgewirr des Tages, daß, unvermittelt und unvorbereitet, eine neue Lösung vernehmbar wird. Niemand weiß, wer sie ausgegeben hat. Es ist da aber alsbald eine Gruppe junger Leute, die sich zu ihr bekennen, aus den wenigen sind überraschend schnell die vielen geworden, und nun ist kein Absehn mehr, denn schon scheinen die vielen die Gesamtheit zu bilden. Eine neue Generation ist entstanden.

Eine neue Generation? Bleibt Zeit in sich in tiefe Schleier gehüllt, so gibt man mit dem Wort von der neuen Generation einem Geheimnis Namen, von dessen Entstehen man nichts weiß. Das Entstandene aber trägt Tatsächlichkeit und nahezu Selbstverständlichkeit zur Schau, und wenn man einer neuen Generation die bestimmende Jahreszahl setzt, so denkt man etwa an die Zwanzig- bis Fünfundzwanzigjährigen, die um eben diese Zeit ins öffentliche Leben hinaustreten.

Das ist so und nicht anders, als wenn ein Mann, der viele Frühlinge erlebt hat, ein bestimmtes Frühjahr im Trieb der Sinne und der Seele als das seine erfüllt. Auch über ganzen Völkern mögen Gestirne kräftig werden.

Die Generation 1790

Den Generationen zwischen den beiden Revolutionen nachsinnend, denkt man gern an die Familie Humboldt, denn sie ist wie ein freistehender, doch geschützter Baum, in gutes Erdreich gesetzt, und wohl vermag man zwischen seiner Verästelung die Jahres-, seien es Generationenringe, abzulesen.

Jetzt aber, 1790, sind Wilhelm und Caroline Humboldt selber jung, und hinter ihnen erkennt man den langen Zug derer, die mit ihnen gemeinsam ins Leben wallfahrten.

Selten hat eine Jugend die Elterngeneration so übersehen, mit derart herablassender Ironie behandelt, wie diese in Selbstbewußtsein und Gefühlsüberschwang aufbegehrenden jungen Leute. Selbst ein Schleiermacher, der sich doch in ganz eigener Weise zu seinem Vater bekannt hat, spricht gelegentlich und mit erstaunlicher Überlegenheit von dessen „eigensinnigem Wankelmuth“, an den alle Vorstellungen verloren seien. „Wer kann so einem Mama-Kopf nachrechnen?“ schreibt Caroline an ihren Verlobten, und man sieht's, wie sie dabei mit den schwächtigen Schultern ärgerlich zuckt. Fällt ihr auch gar nicht ein, den ersten feierlichen Brief an Mama Humboldt selbst zu schreiben. Wilhelm von Humboldt hatte bereits proponiert, Caroline v. Wolzogen könne an ihrer Statt das Meisterstück aufsetzen, sie meint, er hätte am Flügsten getan, den Entwurf gleich mitzusenden, „in dem Stil, den Mama begünstigt“, entbietet sich dann aber neben der angepriesenen Caroline auch noch Lotte oder Schiller selber zu Helfern. Errät demgemäß auch gleich den Verfasser von Mamas Antwortschreiben. Ihren eigenen Vater bemuttert sie durchaus. Man müsse schonend mit ihm umgehen, denn „nichts mache die Menschen empfindlicher, als wenn man

Flein halte, was sie groß achten". Ein andermal: „Mama ist recht vernünftig. Möge ihre Vernunft auf Papa umgehen." „Papa ist herzlich gut, aber in seinen Kopf kommt ewig keine neue Vorstellung mehr." Man verzichtet von vornherein darauf, ihm etwas Klarzumachen. Diese Generation setzt sich zu Tisch und rückt den eben noch selbst benutzten Milchbecher und die Kinderbestecke auf den Platz der Alten, bindet denen auch fürsorglich das Lätzchen um, damit sie sich keine Flecken auf ihre Staatskleider machen.

Ein innerliches Verhältnis zur Familie besteht kaum. Er selbst, Wilhelm v. Humboldt, schreibt einmal: „Da hast Du das Porträt des Familienennuis. Ich nehme mich, so gut ich kann, lebe mit allen so wenig als möglich, gebe jedem soviel Recht als möglich, ohne dem anderen Unrecht zu geben, gehe meinen eigenen Weg und suche es einzig dahin zu bringen, daß alle mich achten und mir zunahezu kommen sich fürchten." Im Widerspruch dazu — und wie hold kleidet solche Inkonsistenz die Jugend! — malte man sich das eigene Alter mit allen Zaubern zärtlicher Idylle aus.

Man brauchte die Familie nicht, man verstand sich auf das Alleinsein. Dem schuf man eigene Weihe. Wo immer man auch weilte —: im Alkoven fand sich, unter der Birke am Waldrand stand, unsichtbar, das Altärchen mit der stets brennenden Flamme zum Kult des eigenen unverstandenen Ichs.

Zugleich die Zeit der nimmersatten seelischen Ansprüche. Man sucht Annäherung in Freundschaftsbünden. Ein zärtliches Du verschwifert. Die schnelle Träne im Auge ist Freimaurergruß der einander Verstehenden. Der Schmetterling Seele flattert von du zu du.

Es ist die Zeit, da man bei nahendem Gewitter ans Fenster tritt, und nun der Hauch des Namens „Klopstock" das

Unnennbare ausspricht, die sich sehr einsam fühlten, vermählt. Die Zeit, da ein neuer Frühling den Boden wie mit einem Teppich von blauen Glockenblumen überzieht; die läuten Schwärmerei. Nur soll man es nicht übersehen: in dieser Schwärmerei ist Geistigkeit.

Von Prüderie weiß diese überzärtliche Jugend nichts. Caroline schickt als Braut ihrem Wilhelm eine selbst angefertigte Zeichnung: „Wenn sich nur Mama nicht darob scandalisiert, denn der Theseus ist sehr im Stand der Natur.“

Vor allen Dingen: man fühlt sich anders als die andern. Wilhelm v. Humboldt spricht von seiner sehr traurigen frühen Jugend und daß ihn die Menschen gequält hätten, und keiner ihm etwas hätte sein können. Im Grunde aber ist man deshalb so anders, weil man sich doch nun sehr an „Grazie“ gebunden weiß. Man darf dem Wort den vollen Klang und den weithin reichenden Hall geben; denn Grazie muß nun in allem sein: in dem Kleid, das du trägst; in dem Glas, das deine Hand umspannt; in dem Menschen, dem du nahen magst; vor allem, in deiner eigenen Seele.

Bleibt sie aus, oder kargt die Umwelt damit — nun wohl, dann träumt man sie sich. Der junge Humboldt spricht es einmal aus, daß er sich die Menschen ganz bewußt idealisiere. Der Schmetterling „Seele“ wird im Bedarfsfall zum Adler und mag nun jeden hoch in die Lüfte tragen, und jeder wird zum Sanymed in seinen Fängen.

Es ist eine ganz eigentümliche „seelische“ Sinnlichkeit, die da aufschießt. „Oh, Wilhelm, komm in meine Arme, daß meine Seele in Dich überströme und ich die Deine empfange“, schreibt Caroline als Braut. Sie möchte auf seinem Schoß sitzen und ihn ansehen, denn dann ist es, als übertrüge sie ihre Seele am wahrsten und glühendsten in ihn über. Er seinerseits denkt an die Urgestalt der Charaktere, an die

Idee im platonischen Sinne, und wähnt hier den Grund zu finden, warum Liebe immer von Sinnlichkeit unabtrennbar, der Gegenwartigkeit der Geliebten bedürftend sei.

Ihre höchste Weihe empfing die Schwärmerei der Generation durch Verschwiegenheit. Von solcher Überglut der Empfindungen durfte nur der eine und die eine wissen. Die Welt verstand nicht. Wieder Caroline: „Aber die Menschen dürfen nicht wissen, was wir uns sind. Wenn sie unsere Gefühle ahndeten, schienen sie mir entweiht. Selbst gegen die Besten vermag ich nichts auszusprechen.“ Und diese Worte, die scheinbar eingeordnet und nur gleichberechtigt in den Wortkohorten dieser Briefe mitmarschieren, sind zum bestimmenden Leitsatz dieser Ehe geworden. Auch darin empfand er wie sie. Und so hebt damit jenes große Versteckspiel an, das Wilhelm und Caroline v. Humboldt vor ihrer Mitwelt und darüber hinaus mit ihrer Ehe getrieben haben. Sie sollte Konvenienzheirat, und nur das, scheinen, und schien es. Und war doch aus Herzensneigung entstanden, in tiefer und an Untreue gestählter Treue bewährte, über den Tod hinaus beseligende Liebesese gewesen. So gehütet, brennt denn freilich die geweihte Flamme heller. So in Verschwiegenheit eingebettet, ist Schwärmerei: Gefühl.

Diese Generation hat ihre eigene Ethik, und aus ihr leuchtet das Humanitätsideal. „Der Mensch schafft immer insoweit Gutes, als er in sich gut wird.“ Religiosität ist noch nicht, wozu Schleiermacher sie rief, Sinn für die Unendlichkeit, sondern vielmehr die Stimme des Menschentums im Menschen. Ein Sonnenaufgang, und man fühlt sich fromm, ohne doch beten zu können. (Das kann man aus dieser Keuschheit des Empfindens nur sehr selten.) Und Humboldt schreibt einmal: „Das macht mir die religiösen Zeremonien manchmal so lieb, daß sie lauter Äußerungen recht menschlicher, brünstiger

Liebe sind — das Weihen, die Reliquien, das Seligwerden, nicht durch Verdienst, nur durch Gnade und Buße (man beachte die unterschiedlose Zusammenstellung katholischer und protestantischer Normen!) — aber das macht sie mir auch so verhaßt, weil sie das zu Zeremonien gemacht haben." Religion ist dieser Jugend nicht Brot, sondern Kuchen.

Zum Prüfstein aller Religion wird — und das empfindet man denn freilich als ein Beglückendes — die Toleranz. „Nichts ist vermessener, als anderer Empfindungen despotisieren zu wollen, besonders über religiöse Gegenstände“, schreibt Caroline, sie betont es und kommt oft mit anderen Worten darauf zurück, er seinerseits dehnt das Gefühl auch auf die Häretiker der menschlichen Gesellschaft aus und erkennt im Verbrecher den Schwerzurichtenden. „Aber so sind die Besseren unter den Verbrechern meist Menschen, die nicht anders handeln konnten, und daß sie nicht anders konnten, ist theils so menschlich, theils so gut.“

Dem Volk gegenüber wahrte man den Standpunkt der aufgeklärten, teilnehmenden und hilfsbereiten Sutsherrschaft. Der revolutionäre Wind hat bisher nur an die fruchttragenden Ähren, noch nicht an die Wurzeln, Erdreich aufwühlend, gegriffen. Man selber aber wahrte sich eine innere Freiheit, von der keine Zeit vorher wußte, und die auch in der späteren Entwicklung ganz seltene Begnadung ganz Vereinzelter geblieben ist. Dieser Referendar Humboldt sagt sich, trotzdem er keineswegs sonderlich begütert ist, trotzdem er dabei auf harten Widerstand stößt, von seinem Amte los, nur um seiner inneren Entwicklung zu leben. Und sie sagt zu ihm, darin tust du recht. Den Freiesten der Freien sieht man hier in die Augen, und es ist beinahe selbstverständlich, daß so geartete Naturen vor Titeln geradezu zurückschauern. Man ist es satt, vornehm zu scheinen.

Mit dieser Generation von 1790 steht man geistig auf einer Höhe, von der es denn nur Abstieg gibt.

Es ist denn auch ein eigenes Befremden, ein schmerzliches Verwundern, mit dem diese sehr Freien, über Mittagshöhe hinausgelangt, die neue Jugend der Freiheitskriege in ihren eigenen Kindern heranwachsen sehn. Als Caroline im Jahre 1818 einmal um irgendeine Erlaubnis bittet, schreibt Humboldt: „Wie kannst Du um Erlaubnis fragen, liebe Seele, das ist gar zu sehr, als wenn Schleiermacher uns getraut hätte.“ In der That, es war die Uhr vom Kirchturm gewesen, die jener neuen Jugend der Freiheitskriege den Eintritt ins bewußte Leben geschlagen hatte.

Zwischen Wilhelm und Caroline von Humboldts eigene Jugend und die ihrer Kinder aber schiebt sich, wenn auch weniger ausgeprägt,

Die Generation 1800

Schleiermacher beschäftigt sich gelegentlich eingehender mit dem Charakter des jungen Börne und fühlt sich abgestoßen. Faulheit wirft er ihm vor und den Trieb, sich seinen eigenen Willen wegzuräsonieren. Geziert und unwahr mutet er ihn an. Was ihn aber sonderlich ansetzt, ist die weltschmerzliche Stimmung in diesem jungen Menschen, und aus seiner Empfindungsfrische heraus meint er: „Was hat ein gesunder junger Mensch, dem nichts abgeht, trübe zu sein? Aller Trübsinn kommt aus seiner Untätigkeit, die ihn schlaff macht.“ Man vermerke Zug für Zug dieser Charakteristik, und jedes Wort zielt in dem Maße, in dem es dem jungen Börne gilt, auf den jungen Brentano. Eine neue Zeitphysiognomie stellt sich dar. Sie trägt, an der Generation der Humboldts bemessen, den Ausdruck geistiger Ermüdung.

Es ist denn auch bezeichnend. Der Schwester gegenüber gefällt sich der junge Brentano in einer Präzeptorrolle, aber sein Mahnspruch bringt es nicht über die Worte hinaus: „Stelle dich nicht so heilig, nehme das Leben leicht und deine Pflichten ernst, lerne mit vernünftigen Leuten lustig und fröhlich umgehen.“ Worauf denn aus Bettinens Mund, ganz im Sinne dieser Generation, prompt die Antwort erfolgt: „Seh' ich mich um nach meiner Pflicht, so freut mich's recht sehr, daß sie sich aus dem Staub macht vor mir, denn erwische ich sie, ich würde ihr den Hals herumdrehen! so erpicht bin ich gegen sie.“ Man schlendert durchs Dasein, wird über dem Bestreben, das Leben leicht zu nehmen, schwermütig, und schon ziehen die Wolken herauf, die den Wettersturz von Jena ankündigen werden.

Wie jede Generation sich aus Gegensätzlichkeit zu der vorangegangenen entwickelt, ist man jetzt jedweder Empfindsamkeit überdrüssig geworden. Brentano meint, es sei was Miserables um einen empfindsamen Menschen, er selber werde mit jedem Tage gescheuter und unempfindsamer. Aus dem starken Freiheitsdrang der Älteren aber wahrt man sich doch zum mindesten — auch hier ist der Speer zum Schilde geworden — das Gefühl für innere Unantastbarkeit. Deren freut man sich, auf die legt man Wert. „Eines Strebens bin ich mir bewußt,“ schreibt Bettina, „weil sich alle meine Kräfte darin bewegen. Das ist innere Unantastbarkeit.“ Und das will denn freilich etwas besagen. Nur wäre Caroline v. Humboldt nie und nimmer darauf verfallen, die Worte aufs Papier zu setzen, aus dem einfachen Grunde, weil sie ihr gar zu selbstverständlich gewesen wären.

Mit der Auflehnung gegen Empfindsamkeit hängt es zusammen, daß diese Generation durchaus kein Bedürfnis nach Verheimlichung des eigenen Innenlebens hegt. Schon

reguliert man das eigene Gefühl nach jenem Ausmaß, das es vor der Öffentlichkeit aufweisen soll. Abermals Clemens Brentano: „Der gute Mensch hat keine Geheimnisse.“ Und wenn man dem, der diese Worte spricht, tiefer ins Auge blickt, weiß man: hier ist bereits die Rechtfertigung für bewußte Zurschaustellung der Empfindungen. Beide, Clemens wie Bettina, sind doch letzten Endes wie Schaubudenbesitzer, und wenn sie den Vorhang aufziehen, zeigen sie die bunten Tätowierungen am eigenen Körper. Es ist die Zeit der vor- eilig veröffentlichten, fürs schaulustige Publikum zurechtgerückten, selbstredigierten Briefergüsse.

Das religiöse Erlebnis hat noch immer nicht Tiefe gewonnen. Es flackert, nun auch noch des Menschheitsideals beraubt. Wie ist das charakteristisch, wenn Bettina einmal schreibt: „Was ist der Unterschied zwischen Gott und Menschen? — daß in ihm alle Lebensreize wach sind, und aber im Menschen schlafen sie.“ So geistreichelt man um die eigene Empfindungsarmut herum, und es ist schließlich nicht verwunderlich, daß das Alter später diesen selben Menschen mit trübem Aberglauben beantwortete, was Jugendfürwitz derart gefragt hatte. Geistige Verwurzelung aber findet diese Generation in vaterländischem Boden. Und somit ist doch der Ruf der neuen Zeit an sie ergangen. Diese Jugend erschaut ein ideales Deutschland. Erträumt es in ritterlicher und mittelalterlicher Frühzeit. Trägt es in die Zukunft hinüber. Fördert geschichtlichen Sinn. Weckt die entsprechende wissenschaftliche Forschung. Sucht Verständnis für Volkssitten und Volkssprache. Gewinnt, und sei es vorerst in Lied und Märchen, Zugang zum Herzen des Bauern und des Handwerkers. Bereitet in alldem geistig den Boden für —

Die Generation 1815

In seiner „Friedensrede eines Deutschen“ erzählt Ernst Moritz Arndt eine Anekdote, die nur den einen Fehler hat, nicht wahr zu sein. Danach soll, als ein siebenzigjähriger Kleist Magdeburg übergab, ein Siebzehnjähriger des gleichen Namens sich in den Fluß gestürzt und die Fahne, das Palladium des Regiments, mit sich in das Wellengrab getragen haben. Erfundener Vorgang, der eben durch die Tatsache des Erdichtetseins an Empfindungsschwere gewinnt, wahrer wird.

Sehr lebhaftes Gefühl für das Andersgeartetsein der neuen Jugend hat Wilhelm v. Humboldt. In den eigenen Töchtern und Schwiegersöhnen tritt es ihm befremdend nahe, daß eine neue Zeit jetzt offenbar neuer Menschen bedürfe. Er liest die Briefe wieder, die Schiller an ihn geschrieben, und dabei fällt es ihm auf, wieviel Mühe die Menschen damals hatten, sich mit sich selber zu beschäftigen; dagegen sei nicht ein Wort über öffentliche Angelegenheiten in den vergilbten Blättern zu finden. Jetzt aber reiße die genossene Erziehung, oder auch die öffentlichen Vorgänge, auch das Gebot der Zeit, die Jugend des nun heraufgehellten Tages zur Wirklichkeit hin; nur wenige blieben jetzt bei dem, was man in Wissenschaft und Kunst um der reinen Idee willen und ohne nach der Anwendbarkeit zu fragen, treiben könne. Er empfindet das so stark, daß er im Jahre 1816 einmal schreibt: „Es hat nie eine Epoche gegeben, wo überall und auf allen Punkten die alte und neue Zeit in so schneidenden Kontrast getreten sind.“

Nun endlich ist die Jugend fromm geworden. („Als hätte Schleiermacher uns getraut.“) Zwar darf man niemals, wo von Religiosität als Zeitstimmung die Rede ist, ein Tief-

innerliches erwarten; das wächst oft genug fernab der Straße, oft genug fernab der Kirche; als Zeitstimmung ist Religiosität nicht viel mehr als Kleid; das aber kann sehr modisch werden; man wähnt es bereits beglückend, ist es nur lebendiges Kleid zu nennen. So sind es wieder Humboldts, des Unreligiösen, Worte, die dieser neu aufschießenden Frömmigkeit die ihr zukommende Beleuchtung geben: „Ich habe es auch sehr gern, daß die Kleinen Dinger (seine Töchter) so fromm sind. Es fließt so ganz aus ihrem Gemüt und verwebt sich auch sehr schön in die Zeit, erhalte sie ja dabei.“

„Als hätte Schleiermacher uns getraut.“ Mit der neuen Zeit, und weil sie sich in deutsche Vergangenheit einkrampfte, aus dem deutschen Mittelalter die deutsche Zukunft herauszulesen hoffte, war auch eine neue Anschauung der Ehe in weite Volkskreise gedrungen. Patriarchalität wurde Stil. Das „Er soll dein Herr sein“ wurde nicht nur wieder sehr ernst genommen, — es ist, als hätte man auch sinnlichen Antrieb darin gesucht und gefunden. Es wird Pflicht der Frau, zu ihrem Manne aufzublicken (Humboldt belächelt das, aber es stößt ihn auch ab). Man wünscht sich ein Käthchen von Heilbronn im züchtigen Spitzenhäubchen an den morgendlichen Frühstückstisch. An seinem Schwiegersohn Hedemann fällt es Humboldt auf, daß er überall Schranken setze und Fesseln schmiede; er empfindet es ärgerlich, wie sehr diese religiösen, vaterländischen, sogar ritterlichen Ideen Freiheit und Größe des Gefühlslebens beeinträchtigen. Mit dieser neuen Auffassung der Ehe aber steht wieder eine Beobachtung in Zusammenhang, die Humboldt diesmal an seinem andern Schwiegersohn, Bülow, macht: die Männer ihrerseits seien prude geworden. Sie wagten es kaum noch, einer Frau frei ins Gesicht zu sehen, geschweige denn sich an ein Paar hellen Augen und einem frischen

Mund zu freuen. „Pflicht“ ist das Stichwort der neuen Generation. „Pflicht“ wird, nach Humboldts Empfinden, was man früher frei aus sich heraus getan hat. Adelheid wird „nach erfüllter Pflicht“, so schreibt sie selbst an ihren Mann, einen Spaziergang machen. Gabriele hat es sich „zur heiligen und ernstesten Pflicht“ gemacht, die Freude ihres Verlobten zu erhöhen, seinen Schmerz zu mildern. Dies gesteigerte Pflichtbewußtsein, und zumal im Weibe, — man begreift, wie sehr die Zeit zwischen den Revolutionen dessen bedurfte, aber man erkennt auch, wie Zeit sich ihre Menschen schafft: sie braucht dies neue Pflichtbewußtsein, und es ist da, aus einer Atmosphäre sehr verschieden gearteter Wolkenschichten gleichmäßig herabgetaut.

Daß diese Generation der „Pflicht“ der eigenen Elterngeneration sehr anders gegenübersteht, als die es der ihren gegenüber getan, ergibt sich aus der gesamten Gemütsstellung. Nun läßt man sich Briefe an die „Mama“ nicht mehr von andern aufsetzen. Man spricht nicht mehr zu den guten Alten, wie sie's verstehen. Man ist vielmehr glücklich, „solche lieben herrlichen Eltern zu haben“; und daß der Vater ihr wünschte, noch dies Jahr möge ihr die Hochzeit bringen, findet dieselbe Gabriele „sehr lieb und gütig“ vom „lieben Vater“.

„Pflicht“ auch ist es geworden, sich deutsch zu fühlen. „Oh, meine teure Gabriele, ich beschwöre Dich bei der Liebe, die ich heiß und rein zu Dir im Herzen bewahre, vergiß nie, daß Du eine Deutsche bist.“ Und ihre Antwort: „In Deutschland bin ich geboren, dort habe ich Dich kennen und lieben gelernt, bin dort die Deine geworden, und Du bist auch ein Deutscher.“ Es ist das neue Vaterlandsgefühl, das in dieser Generation der Freiheitskämpfe zum Ausbruch kommt. Weil es so neu ist, bedarf es so vieler Versicherungen.

Der Horizont ist enger geworden, Toleranz ist aus der Mode, sie stünde auch im Widerspruch zu so begriffener „Pflicht“. Die Tochter der Humboldts schreibt aus Rom: „Die vielen Pfaffen und Mönche, denen man es ansieht, daß es ihnen nicht ernst und wahr ist, und überhaupt das ganze katholische Wesen macht mir einen unangenehmen Eindruck.“ Die das den Pfaffen und Mönchen ansieht, ist fünfzehn Jahre alt.

Auf den deutschen Universitäten tritt die Zeitphysiognomie dieser Generation sehr ausgeprägt in Erscheinung. Was hier, als von wenigen vorgelebt, gekennzeichnet wurde, wird in den Burschenschaften und darüber hinaus in Studenten- und Künstlerkreisen zu Gemeinbesitz. Wo sich frühere Zeiten mit Kompagnien der Geistigen begnügt hatten, läßt diese Epoche der Freiheitskriege Regimenter aufmarschieren. Der gesamte Bürgerstand ist mobil geworden. Und während frühere Zeiten ihr Ideal in die Wolken geschrieben hatten, gibt diese Epoche Parole aus und gliedert ein. Die neue Zeitstimmung als solche beansprucht die Geltung von „Pflicht“.

Schadow notiert am Rande: „Die Berliner Studenten haben nicht jene rohen Sonderbarkeiten wie an anderen Hochschulen.“

Arndt lobt diese Generation der Freiheitskriege in sehr bewußtem Gegensatz zu seiner eigenen Generation und findet bei ihr Fleiß, Zucht, Ernst, Männlichkeit und Ehrbarkeit. Auch Wilhelm v. Humboldt ist voll Anerkennung: „Es ist doch im Grunde jetzt ein besserer Geist und Sinn in den jungen Leuten in mancher Hinsicht, als wie ich in dem Alter war. Sie haben in der Regel mehr Gemüt und hängen so mehr an den zugleich menschlich natürlichsten und höchsten Dingen, an Religion, Vaterland, Eltern.“

Nur daß eine Verkörperung dieser sehr ethischen, sehr vaterländisch gesinnten, sehr pflichtbewußten Generation den Namen Sand führte. Nur daß der geistige Abstand von der Jugend um Wilhelm v. Humboldt geradezu erschreckend ist. Wo allzuviel Bestes, fehlt meist das Gute.

Und dieser geistige Abstieg setzt sich fort. Noch könnte man von einer Generation um 1840 reden. In bezug auf die notiert Varnhagen ein Wort von Karl Rohr: „In der Hauptstadt merkt man das noch nicht so, aber in den Handels- und Provinzstädten wächst ein Geschlecht heran, das aller idealen Bestrebungen vergessend oder gar ihnen feindlich, dreist und roh auf das rohe Wirkliche hinstürmt und bald nichts wird gelten lassen, als was die äußeren Bedürfnisse und Genüsse betrifft.“

Zeitenwende —.

2

In den beiden Städten Berlin und Wien erschließt sich das deutsche Wesen der Zeit in seiner Gegensätzlichkeit. Es ist nicht nur der Widerspruch zwischen nord- und süddeutsch, preußisch und österreichisch, protestantisch und katholisch, einer aufstrebenden und einer gesättigten, bereits etwas müden Kultur — es ist, als stünde geistigem Schaffen — Musik (nicht minder schöpferisch in ihrer Art) gegenüber.

So scheint es. Vielleicht, daß man später begreift, daß diese Gegensätzlichkeiten nur Pole des nämlichen Zeitenrunds sind, und daß erst aus ihnen und ihrer Zusammenfassung sich Himmel wölben kann.

Berlin

Das Berlin der Biedermeierepoche lag hinter seiner Mauer eingeschlossen, ein Fußgänger umschritt es in Knapp vier Stunden. Vom Leipziger Thor aus führten zwei Alleen, mit Weiden und Linden eingefast, die eine nach dem Tiergarten, die andere nach der Potsdamer Chaussee. Das Brandenburger Thor wurde bei Tage mit eisernen Gittern, nachts mit schwerlastenden hölzernen Flügeln verschlossen, die Straßen waren unter Friedrich Wilhelm III. gepflastert worden, sie hatten Namen, die Häuser Nummern mit goldenen Zahlen auf blauem Blech erhalten; vom Schönhof bis Stralauer Thor war die Stadtmauer ausgebaut worden. Gasbeleuchtung bestand seit 1826, zuvor waren die Laternen von Mai bis August nicht angezündet worden.

Eine Kleinstadt durchaus. Bei jedem öffentlichen Brunnen lagen zwei Feuerbottiche auf Schlittengestellen, während des Sommers mit Wasser gefüllt, zu abendlicher Stunde erschienen die Nachtwächter, blau uniformiert, von ihrem Hunde begleitet, mit langem Spieß bewaffnet, um mit der Pfeife die Stunden, mit ihrem Horn Feuer anzuzeigen. Aber diese Kleinstadt besaß empfehlenswerte Gasthäuser, es standen seit dem zweiten Friedensschluß „echt Warschauer“ Droschken, 32 an der Zahl, zur Verfügung, der Kutscher saß in seinem grauen Mantel mit gelben Aufschlägen auf dem Boß und führte in einer Viertelstunde für vier Groschen an das in dieser Enge nahegelegene Ziel. Und diese Kleinstadt barg bereits eine rege industrielle Tätigkeit. Noch kam man mit der Post an, aber in Coßerills Fabrik in der Neuen Friedrichstraße arbeitete bereits eine Dampfmaschine von nahezu dreißig Pferdekräften, die Baumwollweberei und -druckerei schritten rüstig voran, die Papierfabrik in der

Mühlenstraße lieferte in sechs Stunden aus Lumpen brauchbares Druckpapier, die Kgl. Eisengießerei brachte jährlich über 12 000 Zentner Eiswaren auf den Markt, es liefen vier bis fünf Millionen Briefe jährlich in dieser Kleinstadt ein, die Gewerbesteuer trug (1831) jährlich 120 568 Thlr. ein.

In den Angaben besteht ein befremdender Widerspruch: Danach soll Berlin im Jahre 1822 bei einer Einwohnerzahl von 183 000 präzis gezählt 7683 Häuser aufgewiesen haben, im Jahre 1831 aber nur 6950 Häuser bei ziemlich gleichgebliebener Einwohnerzahl, im Jahre 1840 über 7000 Häuser bei nunmehr stark angewachsener Bevölkerung von 298 000. Nicht anzunehmen, daß Häuser abgerissen worden seien, offenbar aber hat die Bautätigkeit gestockt, in keinem Fall hat sie mit dem Zuwachs Schritt gehalten. Bereits aus dem Jahre 1831 wird berichtet, daß vor dem Hamburger und Rosenthaler Thor oft mehrere Familien in einer Stube zusammenwohnten. Auch derart züchtete die Zeit zwischen den Revolutionen das Proletariat.

Den 180 000 Einwohnern standen 110 Zivil-, 54 Wundärzte, 8 Zahnärzte zur Verfügung, den 290 000 des Jahres 1840 an Ärzten 350, an Wundärzten 70, an Zahnkünstlern 30. Ebendamals wies Berlin 200 Restaurationen, 150 Weinhandlungen, 96 Konditoreien, 216 Bäcker, 320 Schlächter, etwa 60 Buchhandlungen und 36 Leihbibliotheken auf.

Das Bürgertum hatte allmählich gelernt, für sich selber zu sorgen; in seiner Weise. Bereits 1820 bestand eine „Heiratsgesellschaft“, zu deren Mitgliedern 200 reiche und arme Hausväter zählten. Verheiratete sich eine Tochter aus dieser Gemeinschaft, so zahlte jeder Hausvater als Beihilfe zur Aussteuer einen Thaler. Die Königliche Luise-Stiftung aber spendete alljährlich an fünf Brautpaare je hundert Thaler, doch mußte hier ein Sittenzeugnis beigebracht werden.

Volkschichten sanken ins Proletariat hinab — Anfänge sozialer Einrichtungen blieben nicht aus. Seit 1827 bestanden Kommunalarmenschulen, in denen je 150 Knaben und Mädchen getrennten Unterricht erhielten, die Stadt besaß (1831) Taubstummen- und Blindeninstitute, eine Suppenanstalt, in der im Winter 3000—4000 Arme beköstigt wurden, eine freiwillige Arbeitsanstalt, dazu (1840) das Arbeitshaus in der Alexanderstraße, die etwa 800 Personen fassende Besserungsanstalt und die Armenbeschäftigungsanstalt, die etwa 600 Hilfsbedürftigen Obdach, Nahrung, Arbeit bieten konnte.

Die Stadt verfügte damals über drei Zeitungen, die aber wöchentlich nur dreimal erschienen. Sie brachten langsam aber sicher ihre Berichte aus Paris, London, Madrid, Italien, vom Mainstrom, von der türkischen Grenze, aber das waren behördlich gebilligte Berichte, in die eigne Meinung nicht dreinreden durfte. Berlin selbst bestand für die Berliner Zeitungen nur so weit, als — „Seine Majestät geruht hatte“. Daneben verspätete Theater- und Konzertberichte und eine ausführliche Kritik der Kunstausstellung, in der jedweden Bild ein Zensurenzettel angehängt wurde. All das brav, nur etwas nüchtern; erschreckend nüchtern, wenn es dem Rezensenten befiel (und das kam oft genug vor), in gereimten Versen zu reden.

War Berlin für die Berliner Zeitungen im allgemeinen eine verbotene Stadt, so fand sich innerhalb ihrer Mauern hinter siebenfachen unübersteigbaren Wällen eine Burg, und das war — die Politik. Kein Wort von Politik in diesen heute vergilbten Blättern! Am 26. November 1822 war Hardenberg, der Staatskanzler, gestorben, eben jener Hardenberg, der einst dem Vormärtstappen des Volkes vorangeleuchtet hatte und sich nun mit längst erloschener Fackel selbst

unter den Wegunkundigen befand, immer aber noch berufener Leiter der preußischen Politik —: die „Vossische Zeitung“ brachte am 14. Dezember die Todesnachricht ohne jeden Zusatz nach der Mitteilung der Zeitung von Senua und scheute sich nicht, bald darauf ein in französischer Sprache verfaßtes Gedicht zum Andenken an diesen doch sehr Deutschen zu veröffentlichen, das in die banale Schmeichelei an Friedrich Wilhelm III. ausklang: „Le choix d'un grand ministre est l'éloge des rois.“

Aber dies Berlin der Biedermeierzeit, verschrien wegen seiner Rückständigkeit und dennoch voranschreitend in Arbeitstüchtigkeit, in der Enge weitem Geistesflug Anregung bietend, sah in seinen Mauern, die nicht nur fortbestanden, sondern ausgebaut wurden, eine Geselligkeit, in der Geist spielte, es lehrten an seiner Hochschule Männer — die Brüder Humboldt, die Brüder Grimm, Schleiermacher, Fichte, Schelling, Hegel — die der Nachwelt Lehrer geblieben sind.

Es ist Ruhe in den Straßen und Gassen, Beseeltheit in der bürgerlichen Enge — es ist eine Atmosphäre lebendiger, lichter, protestantischer Geistigkeit über dem Berlin der Biedermeierzeit.

Wien

Die innere Stadt schmiegte sich mit vielfach abschüssigen, sehr engen und gewundenen Gassen um ihren Stephansdom. Überall aber war Blick auf den Kranz der Berge, und die nahe Donau führte, lebendiger Weg, der Ferne zu.

In dieser Enge war Platz für das Barock der Paläste und Kirchen. Es war dem Boden entwachsen und hatte Wucht und Linie aus ihm gezogen. Dieser Fleck Erde und die ihn

seit Jahrhunderten besiedelten waren in Ursprung und Geistigkeit eins. Das schwellende Barock mußte von irdischem Glanz und strebte in süchtigen Säulen und Architraven einem glänzenden Himmel zu; seine Kuppel war sein Himmel.

In der Kongreßzeit hatte sich die alte Kaiserstadt in Festlichkeit verjüngt.

Es folgte ein Besinnen, das gesichertes und erdgebundenes Fortschreiten war. Denn nun flammte die Residenz in ihren Vorstädten zu den nahen Bergen auf. Sie setzte sich aus sich heraus im Barock der Vorstadtkirchen den Merkur- und Sedenstein, aber sie baute rundherum das Biedermeierhaus mit der besinnlichen und klaräugigen antikisierenden Fassade und lud Natur ein, es in Garten und Hof mit dem Grün des mütterlichen Bodens zu umspinnen. Und die nähergerückten Berge boten sichernd und schützend, doch auch den Blick aufwärtslenkend, Halt. Ein befriedender Himmel ruhte über Vorstadt und Haus.

Die innere Stadt war in ihre Mauer mit den zwölf Toren eingeschlossen. Sie wies, als Arndt sie 1798 aufsuchte, 50 000 Einwohner, die sich jetzt, etwa zur Kongreßzeit, nur um 3000 vermehrt hatten. Sie war gepflastert und hatte (wenn auch nicht im modernen Sinne) Kanalisation. Die Laternen an eiserner Stange brannten bis 2 Uhr nachts.

Die elf Tore der Vorstadtlinie wurden um 10 Uhr nachts geschlossen, die Vororte umfaßten etwa 5600 Häuser, der Linienumfang betrug vier Meilen, gegen drei zum Schluß des 18. Jahrhunderts, die Gesamteinwohnerzahl hatte bereits 1812 das zweite Hunderttausend überschritten.

Dem Fremden, der nach Wien kam, fiel die Fülle anmutiger und geschmückter Frauen auf, ihn überraschte die kultivierte und gepflegte Kochkunst bei den Traiteuren — Grillparzer freilich glaubte feststellen zu können, daß in dem

tagtäglich sehr viel frugaleren Berlin die Gastmähler üppiger seien — der Wagenverkehr mit seinen 650 Fiakern machte einen überaus weltstädtischen Eindruck, auch die 75 Kaffeehäuser muteten als etwas Ungewöhnliches an.

Das Wien der Biedermeierzeit war eine teure Stadt. Während Arndt noch für einen halben Gulden hatte zu Mittag essen können, kostete jetzt die Mahlzeit bei den Trais- teuren von 3 Gulden bis zu 8 und 10 Gulden aufwärts, ein Maß Bier 1 Gulden. Die Fiaker, die 1798 eine Taxe von einem halben Gulden für die halbstündige Fahrt gehabt hatten, waren nun an keine Taxe mehr gebunden. Das Krankenhaus hatte seine Gebühren von 1,30 auf 2—5 Gulden heraufgesetzt, ein warmes Bad kam auf 2—3 Gulden. Das Wien der Biedermeierzeit litt unter der Geldentwertung.

Wien war aber wohl auch darin eine der ersten europäischen Städte gewesen, daß es sein Museum im Belvedere bereits im 18. Jahrhundert dreimal wöchentlich dem öffentlichen Besuch freigegeben hatte.

Auch in sozialen Einrichtungen war die Stadt voran. Aus der Erbschaftsteuer wurden Wohltätigkeitsgelder gezogen, die Armenunterstützung hielt sich zwischen 12 und 4 Kreuzern pro Tag. Im Findelhaus wurden Kinder gegen einmalige Zahlung von 20 Gulden aufgenommen, ins Sebarhaus durfte sich das Mädchen, das seiner Stunde entgegen sah, verlarvt und unter Verschweigung des Namens begeben. Auch im Zwangsarbeitshaus und in der Korrekptionsanstalt wurden die Namen nicht genannt. Wie wenig trotz alledem die sozialen Anschauungen geklärt waren, zeigt, daß es als Fortschritt der Zeit begrüßt wurde, daß Waisenkinder in den Fabriken arbeiten und sich damit Geld verdienen durften! Proletariat bildete sich allerorten, — noch war man sich kaum der heranwachsenden Gefahr bewußt.

Das Wien der Biedermeierzeit war eine Stadt bürgerlicher Regsamkeit, aber das öffentliche und das geistige Leben lag danieder. Gegenwart verleugnete bereits, was Vergangenheit Großes geschaffen hatte. Kaiser Josef II. und was er getan hatte, war zu einem Märchen geworden. Die von ihm aufgehobene Adelsakademie war wiederhergestellt worden. Die Universitätsvorlesungen, die auf sein Geheiß in deutscher Sprache gehalten werden mußten, waren vielfach zum Latein zurückgekehrt. Metternich heilte, versorgte, beglückte mit geistigem Schlaf. Eine ängstliche und in tiefster Bewußtheit sich selbst mißtrauende Regierung bedurfte einer ängstigenden und mißtrauischen Polizei.

Aber es war nun doch, als finge die sanfte Linie der umrahmenden Hügel und Berge jeden Klang aus der Stadt auf und gäbe ihn melodischer zurück. Diese engen Gassen der Stadt, die sanft ansteigenden Wege der Vorstädte waren erfüllt von Musik. In dem Biedermeierzimmer stand bereits der Flügel. Hier erwachte das deutsche Lied. Von hier aus traten Schuberts Notenblätter ihre beglückende Wanderschaft an. Hier schuf in Einsamkeit Beethoven, der große Magus. Mozart schien nur gestorben zu sein, um melodienreicher aufzuerstehen. Das Wien der Biedermeierzeit ist die Stadt der Musik.

Geselligkeit

Ein Tag ist zur Neige gegangen. Und nun erst, und aus seiner, des versunkenen, Glut färben sich die Firne mit dem Rot des Lebens —: so lebt in dieser Zeit zwischen den Revolutionen ein Gefühl sich aus, das die nun abgewandelte Epoche des Humanitätsalters, das das 18. Jahrhundert aus seiner Verstandeskultur und seiner Inbrunst heraus gerufen hatte —: Freundschaft. „Wem der große Wurf gelungen, eines Freundes Freund zu sein.“ Man muß dem Wort Freundschaft tiefen und zärtlichen Klang sichern, um es so zu verstehen, wie es dieser Zeit zur Leuchte wird. Etwas Lebenweckendes ist darin. Es birgt den Drang des Jünglings zu Taten und das Werben um den Gleichgesinnten; das Aussprachebedürfnis des Gelehrten; das Nacheifern dem Führer; das Schulter-an-Schulter-Marschieren gegen den Feind; das Wetteifern um den Preis der Kunst; nicht zuletzt das Seelenerahnen der Liebenden, das nachher und weit dahinten Leidenschaft oder Ehe heißen mag. In ihrem Freundschaftsempfinden glüht diese Zeit; aber die Flamme wird auch zugleich dem Alltag und den Bedürfnissen des bürgerlichen Haushalts dienstbar gemacht. Aus dem Freundschaftsempfinden erwächst die Geselligkeit, sie gewinnt daraus Gestalt und Seele, ist gleichsam Frucht aus solcher Blüte.

Man tut gut daran, Schleiermacher zu folgen, wenn er abends mit seiner Laterne ausgeht, die Wohnung der einen oder anderen Befreundeten aufzusuchen, um seinem Geselligkeitsbedürfnis zu genügen. Seine Persönlichkeitsansprüche, seine Art des Verlangens und Gewährens, weisen, was hier kennzeichnet, auf die innere Linie. Schleiermacher nun zieht für eine Zeitlang mit Friedrich Schlegel zusammen, sie führen in aller Behaglichkeit gemeinsamen Haushalt, haben die Thür zwischen ihren Zimmern geöffnet, um zu plaudern, geschlossen, um zu arbeiten, und wenn Schleiermacher gegen 11 Uhr abends nach Hause kommt, findet er Schlegel noch auf, ihm gute Nacht zu sagen. Worauf es ankommt: Schleiermacher bekennt, nie ohne gelehrten Umgang gewesen zu sein. In Schlegel aber hat er den gefunden, der mit ihm „in die tiefsten Abstraktionen hineingeht“; dem er seine philosophischen Ideen rückhaltlos mittheilen kann. Andererseits: Schleiermacher sitzt noch im tiefsten Negligee um 10 Uhr morgens in seinem Zimmer, da stellen sich die Dohnas ein, dann Madame Herz, schließlich Schlegel mit Madame Veit, und plötzlich ist sein Tisch abgeräumt und mit Schokolade und Kuchen besetzt, Geschenke (ein Uhrband, ein Paar Handschuhe, ein Weinglas, ein Fläschchen Parfüm) werden hingestellt, und derart wird sein, des Ueberraschten, Geburtstag gefeiert. Endlich: Schleiermacher setzt auseinander, daß es durchaus unbedenklich sei, wenn er als junger Geistlicher viel in jüdischen Häusern verkehre, denn „die Zeit, die ich mit ihnen zubringe, ist keineswegs bloß dem Vergnügen gewidmet, sondern trägt unmittelbar zur Vermehrung meiner Kenntnisse und zur Anspornung meines Geistes bei, und ich bin zugleich wieder ihnen auf dieselbe Art nützlich“. Dem nachsinnend, sich ein solches Gehaben in seiner äußeren Gemüthlichkeit und inneren Geistigkeit ausmalend, dazu die Lust

dieser arbeitsfrohen Kleinstadt Berlin einatmend, meint man die Fäden offen liegen zu sehen, aus denen das Gespinnst „Geselligkeit“ sich bilden mag.

Innerlich bleibt Freundschaft, recht tief und zärtlich begriffen, Führerin.

Rahel hat im Hinblick auf Freundschaft ihre besondere Anschauung. Auch ihr ist Freundschaft tiefstes Aussprachevermögen. Sie fügt aber hinzu, daß, wenn einer belogen werde, er selbst daran schuld sei. „Verdient einer jedes Zutrauen, so muß er auch noch die Gabe haben, es einzulösen, es hervorzulocken.“ Und sie beschließt die Tagebucheintragung (aus dem Sommer 1825) mit der Notiz, die für sie selbst wie ein Wegweiser dasteht: „Lieben können wir nur den, der dies vermag. Er verbürgt, er verdoppelt unsere Existenz. Tiefstes Bedürfnis aller Geselligkeit. Zweck und Grund der Sprache.“

Das Freundschaftsbedürfnis der Zeit: man weiß von dem Gesandten Napoleons am Berliner Hofe, dem Grafen St. Marsan. Er hatte dem preussischen König Arges von seinem Herrscher mitzuteilen. Aber es war Freundschaft zwischen Friedrich Wilhelm III. und dem Grafen St. Marsan.

Dieser Zeit ersteht die Philosophie der Geselligkeit. Als Grillparzer im Jahre 1826 Goethe in Weimar aufsuchte, sagte der ihm: daß der Mensch nur in Gesellschaft Gleicher oder Ähnlicher wirken könne. Damit ist einem Axiom dieser Epoche der zeitlose Menschheitsausdruck gegeben.

Auf religiösem Gebiet vollzieht sich aus Gefühlsöffnung die Klärung des Begriffs, und wieder ist Schleiermacher Lehrer seiner Zeit. In seinen „Reden über die Reli-

gion" gelangt er zu klarer Definition der „religiösen Geselligkeit", die er in Reinheit abzugrenzen bestrebt ist, die er in Novalis'schem Geiste erfaßt, der er Wort gibt in dem tiefen Erkenntnisatz: „Die Religion haßt die Einsamkeit." Aus dem er alle Folgerungen für den einzelnen wie für die Gemeinschaft zieht: „So kann auch ein religiöser Mensch zu seinem Einzelleben nicht gelangen, er wohne denn durch diese selbe Handlung sich auch ein in ein Gemeinleben, also in irgendeine bestimmte Form der Religion." Höchste Toleranz wird damit zu stärkster Bindung. Zugleich wandelt sich das protestantische Predigt- und Bethaus in — Kirche. Keinem Geringeren als Wilhelm v. Humboldt war diese Schleiermachersche Anschauung Überzeugung und Wirkensziel geworden, als ihm, dem Unreligiösen, Friedrich Wilhelm III. im Frühling 1809 die Leitung des Unterrichtswesens übertrug.

Aber Schleiermacher drang noch tiefer. In eben diesen „Reden über die Religion" weiß er bereits um den „magischen Kreis" herrschender Meinungen und verbreiteter Gefühlsstimmungen, der wie Atmosphäre unter dem Zeithimmel liege und aus sich heraus den einzelnen atmosphärisch beindrücke und Kräfte in ihm wecke. „In diesem Zusammenhang alles einzelnen mit der Sphäre, der es angehört und in der es Bedeutung hat, ist alles gut und göttlich, und eine Fülle von Freude und Ruhe das Gefühl dessen, der nur in dieser großen Verbindung alles auf sich wirken läßt."

Der Mensch wäre nicht, was er ist, hätten sich nicht eben damals orthodoxe und reaktionäre Kreise in Breslau und Berlin zu einer üblen Abart „religiöser Geselligkeit" zusammengeschlossen, die Frage zu Schleiermachers Erkenntnisbild war, und in der Friedrich Wilhelm IV., damals noch Kronprinz, die verhängnisvollen kirchlichen und politischen Eindrücke in sich aufnehmen sollte.

Schleiermachers „Reden über die Religion“ aber drangen wirklich in Herz und Nieren der „Gebildeten unter ihren Verächtern“, oder er hatte einem dumpfen Zeitempfinden das erlösende Wort gesprochen. Auch Bettina weiß es: „Der wahre Geist ist nicht allein, er ist mit den Geistern — so wie er ausstrahlt, so strahlt es ihn wider, seine Erzeugnisse sind Geister, die ihn wieder erzeugen.“ Und Brentano führt alle kühnen Taten großer Menschen auf ein unwillkürliches, aber ganz naturgemäßes Mitwirken der Gesamtheit zurück.

Es ist Sonnabend abend und Geselligkeit in der guten Stube der Rahel. Schleiermacher hat sich aus dem Kreis gelöst, ist an den Ofen getreten. Er hat die morgige Predigt noch kaum überdacht. So aber, an den Ofen gelehnt, die geistig Erregten sehend, doch kaum beachtend, das Gesehwirr der Worte hörend, nicht unterscheidend, fluten Gedanken auf ihn ein. Es ist gleichsam Gewitter in seiner Atmosphäre. Er ist ganz sich selber hingegeben und hat doch greifbar Anteil an einer Gemeinschaft. Ein Geheimnis geistiger Befruchtung wird hier bereits zu praktischer Verwertung gebracht.

Schon im Jahre 1798, als er in Wien weilte, hatte Arndt Blick dafür, daß die Polizei hier die Geistigkeit unterdrücke. Man wage es nicht, über Politik, Religion, Philosophie zu sprechen, und was andernorts Alltagsrede sei, werde zu einem „grand mot à Vienne“. Unter solchen Umständen könne Geselligkeit nicht gedeihen, man flüchte die eigene Geistigkeit ins Schauspiel oder in die Oper. Demgemäß wird Wien in diesen Zeitläuften wirklich die Stadt der Bühnen und der Feste.

Über Berlin aber war eben damals Atmosphäre. Es war der Zusammenprall zwischen Rationalismus und Romantik — nicht etwa nur im literarischen Sinn, auch in weltanschaulicher, auch in gemüthafter Tiefdeutung der Worte —, und dies eben war es, was geistiges Fluidum schuf. Wie solche Gegensätzlichkeit sich in einer Persönlichkeit auswirkte, dafür ist Ludwig Tieck, der Berliner, lebendiger und unvergeßbarer Zeuge.

Es war aber auch Zusammenprall der Gesellschaftsschichten, die Vorrechte des Adels waren erschüttert, bestanden aber in der Erschütterung fort, mit ererbtem Stolz trat die neuerwachte Verbrüderungssehnsucht, mit angestammter Haltung neuerworbene Bildung in Widerstreit. Es ist gut zu vergegenwärtigen, daß noch zu Ausgang des 18. Jahrhunderts ein Adliger, der eine Bürgerliche heiratete, seiner Standesvorteile verlustig ging; daß bürgerliche Offiziere an manchen Höfen strammstehn mußten, während ihre adligen Kameraden saßen; in Berlin eine bürgerliche Dame von einer Gräfin zum mindesten durch sechs Stühle getrennt sein mußte; Adlige nur mit Adligen tanzen durften, die Bürgerlichen aber zum Zusehn zugelassen waren; wieder anderwärts in den Theatern den Bürgerlichen nur die letzten Sitzplätze zugänglich waren oder sie stehend abwarten mußten, bis der Adel Platz genommen hatte; daß noch um 1840 bei den mecklenburgischen Landtagsständen die roten Röcke der Adelsvertreter den bürgerlichen Abgeordneten versagt waren; daß die während der Franzosenzeit am Karlsruher Hofe zugelassenen Bürgerlichen nach den Freiheitskriegen wieder ausgeschlossen wurden; daß Uhland sich um 1818 weigern mußte, sich mit Varnhagen öffentlich in einer Theaterloge zu zeigen, weil die ersten Plätze noch immer gewohnheitsgemäß dem Adel vorbehalten waren. Überall Zusammen-

prall; in kühner Nichtachtung der Vorurteile Abenteuer; im Austausch der Lebenserfahrungen Gewinn.

Eigenartig genug, wie die Berliner Geselligkeit ins Leben fand.

Es war der Hofrat Bauer — ich folge hier meiner Darstellung in „Die gute Stube. Berliner Geselligkeit im 19. Jahrhundert“ (Wien 1922, Rikola-Verlag) —, der als Kastellan im Königlichen Schloß eine Wohnung innehatte, in dessen guter Stube man zusammenkam, ein Buch gemeinsam zu lesen, Verständnis zu suchen und Kritik zu üben; ein Mann also, subalternen Beamter, doch von den angesehensten einer; gut bürgerlich, aber mit dem Vorbild der Hofgesellschaft vor Augen; genügend beeinflusst, den leichten geselligen Ton bei sich zu pflegen, selbstbewußt genug, seinen eigenen geistigen Bedürfnissen nachzugehen. Um den Tisch seiner guten Stube sitzen die Dichter Engel und Ramler; Moritz und Marcus Herz nebst seiner schönen, jungen Frau, der Henriette; die noch sehr jungen Brüder Alexander und Wilhelm von Humboldt — und Marcus Herz, der Verstandesklare, scheint eben den Finger auf eine Stelle in dem aufgeschlagenen Buch zu legen, um mit einiger Schärfe darzutun, daß er solche neuzeitliche Verschwommenheit nicht verstehe —: das Lesefränzchen der Berliner Aufklärungszeit.

Diese selbe Jugend aber — zu Henriette Herz, den Brüdern Humboldt traten Dorothea Veit, Karl von Laroche und auswärtige Freunde — hatte sich in noch anderer Weise, brüderlicher, zusammengefunden und einen „Zugendbund“ gegründet. Schwärmerische Freundschaft einte die Bundesglieder, Seelenenthüllung war Recht und Pflicht, man nahte einander mit dem brüderlichen „Du“ und dem priesterlichen Kuß und überließ sich, freilich unbewußt, Gefühlsirrungen,

die die Gefühle süchtiger aufblühen ließen —: die Geheimloge der Romantik.

Schon hier das Ineinander von Rationalismus und Romantik, das Durcheinander gesellschaftlicher Schichten.

In Henriette Herz trat Persönlichkeit in die Berliner Geselligkeit führend ein.

Henriette Herz: als halbes Kind war sie die Frau des sehr viel älteren Mannes geworden, des durch seine originellen Kuren bekannten Dr. Marcus Herz, und hatte mit ihm die Wohnung in der Neuen Friedrichstraße nahe der Königsstraße bezogen.

Die Berliner nannten sie die „tragische Muse“. Das aber galt wohl nur der sehr hohen und schlanken Figur, bei deren Ausmaß der Kopf verhältnismäßig klein erschien. Innerlich hatte die Freundliche, bei aller, vielleicht betonten Haltung, wenig von einer tragischen Muse. Ein anmutiges Lächeln belebte die Züge des als klassisch gepriesenen Profils.

In dieser guten Stube der Wohnung in der Neuen Friedrichstraße blühte die Berliner Geselligkeit auf. Schleiermacher kam fast allabendlich mit seiner Laterne und fühlte sich bei Herzens wie zu Hause. Vertreter einer älteren Schriftstellergeneration, die Ramler, Engel, Moritz begegneten sich mit den Brüdern Humboldt und den jungen Wortführern der Romantik, Friedrich Schlegel, Gutz und Jean Paul; Fichte und Börne waren hier zu Gaste. Junge Abkömmlinge alter Adelsfamilien, ausgesprochen gesellschaftliche Talente, Graf Christian Bernstorff und Herr v. Brinkmann trugen zur Belebung der Unterhaltung bei. Die Musik schien in Reichardt, die Bildhauerkunst in Schadow würdig verkörpert zu sein.

Hier lernte Schleiermacher Friedrich Schlegel kennen, hier Friedrich Schlegel Dorothea Veit, hier Varnhagen Rahel.

Lebens- und Schicksalsbindungen — und eine Frau knüpfte die Fäden.

Wer diese Frau zutiefst in ihrem Wesen war? Vielleicht die Vielbegehrte, die sich niemals hingab; eine Blume in knospenhafter Verslossenheit; ein unerfüllbares Versprechen. In den zarten Reizen vergeistigter Sinnlichkeit lebt diese Geselligkeit auf.

Aber diese Frau verstand es auch, die geistig-sittlichen Errungenschaften des 18. Jahrhunderts für ihren kleinen Kreis fruchtbar zu machen. Was von ihr ausstrahlte, was diese Schlichtbürgerlichen und jene durch ihre Stellung Bevorzugten, diese sehr Jungen und jene Sealterten, diese Heißsporne und jene ängstlich Rückwärtsgewandten zu geselligem Einvernehmen führte, das hat eine Nachgeborene bei Namen gerufen und auf: „Wohlwollen und Duldsamkeit“ getauft.

In der guten Stube der Frau Henriette Herz ereignete sich folgender Vorfall: Der brave Marcus Herz las seiner Frau eine Stelle aus den eben veröffentlichten Fragmenten des Novalis vor und meinte: „Verstehst du das?“ Um alsbald hinzuzufügen: „Das wird das Männchen wohl selber nicht verstanden haben.“ Warum brachen Friedrich Schlegel oder Schleiermacher, wenn solche Bemerkungen der älteren Generation an ihre Ohren schlugen, nicht in ein überlegenes Lachen aus? Ganz wie die Älteren war diese Jugend durch die gleiche Thür eingegangen: „Wohlwollen und Duldsamkeit.“ —

In Rahel Levin ward dieser jungen Berliner Geselligkeit die Offenbarung des Geistes.

Grillparzer hat in seiner Selbstbiographie geschildert, wie er eines Tages während seines Berliner Aufenthalts nach mancherlei anregenden und spannenden Unterhaltungen,

„zum Sterben müde“, noch spät von Varnhagen mitgenommen worden sei, um Rahel vorgestellt zu werden. Es heißt da wörtlich: „Nun fing aber die alternde, vielleicht nie hübsche, von Krankheit zusammengekrümmte, etwas einer Fee, um nicht zu sagen Hexe ähnliche Frau zu sprechen an, und ich war bezaubert. Meine Müdigkeit verslog, oder machte vielmehr einer Art Trunkenheit Platz. Sie sprach und sprach bis gegen Mitternacht, und ich weiß nicht mehr, haben sie mich fortgetrieben oder ging ich von selbst fort. Ich habe nie in meinem Leben interessanter und besser reden gehört.“

Rahel Levin war eine Natur und darüber hinaus Geselligkeitsgenie. Es saß ihr im Blute. Es war ihr Lebensgrundsatz, daß gesunde Seelen nur durch Menschen erfrischt werden können; Einsamkeit verursachte ihr Kerkerangst. Sie war gelegentlich darauf angewiesen, zu bitten, ihr geschriebenes Wort als gesprochenes hinzunehmen. Gesellschaft bedeutete für sie den „sich bewußten, behaglichen Verein im Genuß und Weiterbringen alles menschlich schon Geleisteten“. Es reichte bei ihr bis in die Tiefen des Unterbewußtseins, und wenn sie gelegentlich von ihrem Verlobten träumt, von dem sie sich lösen mußte, an dem sie aber offenbar stärker, als sie es sich eingestehen möchte, innerlich hängt, vergegenwärtigt ihr der Traum den Zwist mit ihm als einen Gesellschaftsauftritt. Sie war Geselligkeitsgenie.

Im wesentlichen waren es dieselben Besucher, die sich bei Rahel, in der Jägerstraße, der Seehandlung gegenüber, einfanden, dieselben, die auch bei Henriette Herz verkehrten. Nur daß die Älteren diesen Weg nun doch schon schwerer fanden, und daß sich der Kreis der Jüngeren erweitert hatte: die beiden Tiedt, der Dichter und der Bildhauer, Heinrich

Heine, Hegel, Ranke, Fouqué nebst Gemahlin, Arnim und Bettina waren hier oft zu Gast. Der adlige Teil der Gesellschaft hatte in bemerkenswerter Weise Verstärkung erfahren; zu oft gesehenen Gästen gehörten neben Brinkmann und den Brüdern Humboldt Burgsdorff, der Fürst von Ligne, der Fürst Reuß und — der gleichsam sein eigenes Wetter mitbrachte oder sich selber Wettermacher war — Prinz Louis Ferdinand, der sie „Kleine“ oder „Levi“ oder „Rahel“, vor den Leuten „Mlle. Levi“ nannte; der sie dicht an seine Seite rücken hieß, wenn er zu komponieren versuchte oder phantasierte; der von ihr, und sei es nur der bedeutsam Schweigenden, Belehrung annahm; der ihr Herzensangelegenheiten beichtete und es kein Arg hatte, ob sie selber unempfindlich gegen Liebe sei?

Im wesentlichen dieselben Besucher wie bei Henriette Herz — aber waren sie dieselben geblieben, wenn sie sich an Rahels Tisch zusammenfanden?

Schön ist Rahel nicht gewesen. Sie träumte Kleider und zog sich selbst auffallend schlecht an. Die Fülle des schwarzen Haares spottete des Kammes. Die Figur, in ihren jungen Jahren schlank und voll, scheint frühzeitig rundlich geworden zu sein. Aber an dieser Stirn hafteten die Blicke der mit ihr Sprechenden. Und es stimmt nachdenklich, wenn man von ihren blauen Augen und dann wieder von ihren dunklen Blicken liest. Sehr wahrscheinlich, daß trotz ihres Mangels an Schönheit sinnlich wärmende Beglückung von ihr ausging.

Man saß um diesen Teetisch und war für die flüchtigen Stunden einer improvisierten Geselligkeit duldsamer, kenntnisreicher, witziger, als man im Alltag war.

Durch das Geshwirr der durcheinander Redenden flang eine sehr weiche und melodische Stimme, in der Seele war.

Rahels Unterhaltung war witzig und blendend und überströmend und glitzernd in festen Vergleichen; sie haßte in den Kern der Dinge ein. Sie war wesentlich.

Ihre Unterhaltung konnte auch Schweigen sein.

Man hört Goethes Wort aus der Ferne herüberfliegen:
„Rahel urteilt nicht, sie hat den Gegenstand.“

Rahel steht neben Jean Paul, sie sind beide ans Fenster getreten. Rahel sagt: „Ich begreife es gar nicht; ich reise in acht Tagen; und seit ich meiner Reise (nach Paris) gewiß bin, werden mir all die bekanntesten Gegenstände fremd; ich erkenne die Erde drüben nicht mehr; sie ist mir wie die fremdste Straße.“ Sie selbst wundert sich nachher, daß Jean Paul daraufhin ihre reiche Phantasie gepriesen habe.

Rahel ist mit Heine zusammen, das Gespräch ist auf eine neu aufgetauchte literarische Erscheinung, den Doktor Börne, gekommen. Rahel sagt: „Börne kann nicht schreiben; ebensowenig wie ich oder Jean Paul.“ Es spielt dabei ein Lächeln um ihre Lippen, Heine nennt es „jenes wohlbekannte, rätselhaft wehmütige, vernunftvoll mystische Lächeln“, das der Empfehlung — denn so empfiehlt Rahel — Gewicht gibt.

Sie hat die Forderung aufgestellt (und erfüllt): „Man muß aus dem Zentrum sprechen“, und dann wieder in ihrer Weise geklagt: „Es ist dumm und ehrwürdig von mir, daß ich mit allen Menschen gründlich spreche. Ich sehe es ein.“

Sie hat sich Salz und Quirl der Geselligkeit genannt und — Bequemlichkeitsrat.

Es ist in Rahels Stube. Das Gespräch der Herren ist schlüpfrig geworden, da ertönt Rahels Stimme, und vielleicht ist diesmal ein erregter Klang darin: „Ich weiß auch Sausgeschichten“ —. Und das Gespräch bricht ab.

Es ist in Rahels Stube. Prinz Louis Ferdinand ist heftiger geworden und hat über Goethe schwadroniert. Das sei ein unheldischer Held, der Egmont. Rahel schweigt. Und aus dem Schweigen der Rahel kommt es Prinz Louis Ferdinand zu Bewußtsein, daß er Törichtes geredet hat.

Ihre Unterhaltung war auch Schweigen. Immer aber, redend oder schweigend, hatte sie etwas zu verteidigen, etwas, das ihr innerlich Besitz war. Nichts aber, das ihr heiliger gewesen wäre, nichts, wozu sie sich inbrünstiger aus Wesenstiefen bekannt hätte, als: Goethe. Die Flamme, die da irgendwie immer flackerte, brannte Goethe zu Preis.

Das ist Rahel, und ihr Name bedeutet die Vermählung der Berliner Geselligkeit mit Geist.

Nur daß auch Rahel, obwohl sie Natur war, Tribut zu zahlen hatte. Ein doppelter Prozeß vollzieht sich: Rahel selbst verfällt der Routine, der Kulturboden, der ihre Geselligkeit trägt, verarmt.

Varnhagen, damals preußischer Gesandter in Karlsruhe und nunmehr mit Rahel vermählt, kann nicht umhin, zu beobachten, daß die Anteilnahme an geistigen Interessen ganz allgemein geschwunden sei, und daß sich zugleich die Standesunterschiede erneut mit merklichem Nachdruck geltend machen. Es ist das die Nachwirkung der Freiheitskriege, aus denen der Adel sozial gestärkt, die Vertreter geistigen Lebens in Adel und Bürgertum einigermaßen ermüdet hervorgegangen waren, eine Tatsache, die sich bereits bei Betrachtung der Abfolge der Generationen aufgedrängt hatte.

Auch ist Rahel selbst, nach Berlin zurückgekehrt, eine andere geworden. Einer Pythia, die auf dem Dreifuß sitzt,

Lorbeerblätter kaut und oraſelt, durfte eine ſpäte Beſucherin die Gealterte vergleichen.

Was freies und unangemeldetes Kommen und Sehen zu allen Tagesſtunden geweſen war (Ludwig Tieck hatte am liebſten nach dem Theater die Jägerſtraßenwohnung aufgeſucht), hatte ſich in eine geſellſchaftliche Inſtitution verwandelt. In den Apriltagen des Jahres 1828 ſchreibt Rahel an die Fürſtin von Carolath, und man hört den Stoßſeufzer herausklingen: „Ich habe übermorgen zweiunddreißig Perſonen zum Tee und heute ſchon Domeſtiken, möchte ich ſagen. Weſhalb, fragen Sie: weſhalb, frag' ich; ich muß.“ Es waren aber unter den Beſuchern, nunmehr Eingeladenen, die Träger der Namen, nach denen die Nachwelt fragt, ſpärlicher, die der anderen, welche die Mitwelt mit bewunderndem Klang in der Stimme nennt, um ſo zahlreicher geworden.

Aus dieſer Berliner Geſelligkeit der gealterten Rahel entwickelte ſich der „äſthetiſche Tee“. Der Dilettant liest ſeine Gedichte vor; das junge Mädchen ſingt; auf dem Tiſch liegt (ſeit 1818) das Konverſationslexikon — eine Zuſchauſtellung der Toiletten, der geſellſchaftlichen Beziehungen und der Bildungsanſprüche, bei der, einem Gedicht Ludwig Roberts, des Bruders der Rahel, zuſolge, nur die Domeſtiken gewinnen; denn — ſie ſtreichen das Trinkgeld ein.

Wohl hat Varnhagen ſelbſt auch nach dem Tode der Frau, die ihm allen ſeeliſchen wie geſellſchaftlichen Glanz ſeines Lebens bedeutete (1833), noch Haus gehalten und die Wohnung Mauerſtraße 36 zu einem Aſyl geiſtiger Geſelligkeit gemacht; aber es war nun kaum noch freies Spiel von Rede zu Gegenſpruch, es war bewußte Flucht aus politiſchen Verhältniſſen, die auf der Mehrzahl dieſer Beſucher niederdrückend laſteten, in Literatur und Kunſt hinein. In dieſem

Kreise lebte die hämische Anekdote auf, ein Gift, mit dem sich die Geistigkeit immun zu machen suchte gegen die Gifte der Zeit.

Dieser Varnhagen selbst: Die Verkörperung der Gedanklichkeit in einer dem Alltag verfallenden Reaktionsperiode, überfruchtbar, vielleicht aus Mangel an Schöpferkraft, scheelsüchtig, wahrscheinlich aus abgewiesener Dienstbereitschaft — in alledem einer tiefen Inbrunst (sie hieß ihm: Rabel), einer ungewandelten Treue fähig, den oberflächlichen Besuchern ein Charakterloser, dem tiefer Blickenden — ein Mensch. Nur eben einer von denen, die dahingehn und lassen keinen Erben.

Dabei muß es geradezu augenfällig gewesen sein, wie diese Berliner Geselligkeit — holde Blüte auf kargem Boden, aber befruchtet durch eifrige Honigsammlerinnen — an den politischen Verhältnissen erstarb. Alexander von Sternberg hat das in seinen Denkwürdigkeiten geschildert: wie die allgemeine Unterhaltung zu stoßen begann; wie die kleinen Gespräche in den Fensternischen aufkamen; wie man zu zweit oder dritt flüsterte. Einem atmosphärischen Druck vergleichbar, der dem Enthusiasmus einen falschen Ton gab, die Nachdenklichen schweigsam, die Ruhigen unruhig machte. Das Herannahen der neuen Revolution tötete mit der Kultur auch das Geselligkeitsleben der Epoche zwischen den zwei Revolutionen.

In jener Zeit aber, da die Berliner Geselligkeit aus eigenem Geist aufgeblüht war, hatte sie noch Kraft gesogen aus anderer Sphäre — der Musik. Es ist wie Symbol der Entwicklung, daß in dieser Zeit die Harfe durch das Klavier verdrängt wurde.

Der Stadtrat Mendelssohn, derselbe, der mit einem bitteren Scherzwort von sich zu sagen pflegte, er sei solange

der Sohn seines Vaters gewesen, bis er nun der Vater seines Sohnes geworden sei, hatte das Haus Leipziger Str. 3 gekauft. Dieser Hauskauf wurde zu einer Fügung für die Geselligkeit Alt-Berlins.

Hinter dem Straßengebäude der Park, am Ende des Parks das Gartenhaus mit seinen von Weinlaub umrankten Scheiben: in diesem Gartenhaus war ein großer Saal, dessen Decke eine flache Kuppel bildete, die mit barocken, phantastischen Freskogemälden geschmückt war. Die Glaswände nach dem Garten hin waren durch leichtes Zurückschieben zu entfernen: Hier fanden die für Berlins geistiges Leben so bedeutungsvollen „Sonntagskonzerte“ statt.

In Felix Mendelssohn, der hier den Dirigentenstab führt, scheint eine neue Jugend verkörpert zu sein. Unvergessen der Besuch bei Goethe, — aber man schwärmt für Jean Paul. Shakespeare, unlängst in der Schlegelschen Übersetzung erschienen, wird von dieser Jugend leidenschaftlich neu erlebt. Schwager Hensel, der Maler, der sein Atelier im Gartenhaus hat, rückt die Bestrebungen der Nazarener nahe. Und dieser Jugend wohnt noch einmal die Kraft inne, aus ihrem Überschwang heraus — der Park hinter dem Hause Leipziger Straße scheint in nicht endendem Frühlingsflor zu stehen — die papiernen Scheidewände, die man gerade damals zu ziehen bemüht war, umzublasen. Felix Mendelssohn-Bartholdy führt bei diesen Sonntagskonzerten den Dirigentenstab, und unter seinen Zuhörern findet sich der alte Zelter, aber auch Paganini, C. M. von Weber, auch Madame Spontini, auch der Komponist der „Undine“, E. T. A. Hoffmann, in späteren Jahren auch Liszt. Und hier wird wohl zum erstenmal Musik, auch über ihre engere Sphäre hinaus, Geselligkeitsband. Felix Mendelssohn-Bartholdy führt den Dirigentenstab, und es fehlt kaum einer aus dem geistigen

Berlin der Zeit. Auch den Humboldt und Hegel, den Heine und Varnhagen, den Fouqué und Tieck, den Grimm und Ranke, den Rauch und Schinkel öffnet sich hier die Thür.

Man wird zu erwägen haben, ob es Zufall oder nicht vielmehr inneres Wesensgebot der Zeit war, wenn Geistigkeit und Musikalität den Bund eingingen, der zunächst und vorerst freilich nur äußerlich im geselligen Leben Gesicht gewann.

Als sich Humboldt im Frühjahr 1809 des preußischen Unterrichtswesens anzunehmen begann, war es sein erstes, sich mit Zelter in Verbindung zu setzen, um die Musikpflege volkstümlich zu gestalten. Der Anmusikalische, aber für das Zeitempfinden Hellhörige, Instinktbegabte, war sich klar darüber, daß in diesen nordischen Breiten allein Musik das Wunder der Kunst wirken könne, daß aber auch Musik aus der Einzelhaft der Seelen, aus der Stubenluft der Geselligkeit entlassen werden müsse, um ihrerseits am Volksganzen zu erstarken.

Wien war eben damals die Hochburg der Musik. Es ist nicht zum geringen Teil dem Humboldtschen Mühen zu danken, wenn Berlin in dieser Zeit bis tief in seine Bürgerhäuser hinein, aber auch bis in die Werkstätten und Armeleutewohnungen, die Stadt der Musikalität wurde. Durch Zelter wurde die Singakademie zu einer bürgerlichen Angelegenheit; zu einem Brennpunkt künstlerischen und damit auch geistigen Lebens; Schule und Feststätte zugleich. Des gesungenen Liedes froh, konnten die preußischen Truppen in die Freiheitskriege ziehen, die Lützowsche Freischar besaß ihren geschulten Sängerkhor, die Anregungen des Schweizers

Nägeli (1817) ließen auch nach Friedensschluß das Mühlen um den Männergesang weiter erstarren. Die Berliner Aufführung des „Freischütz“ gab der Jugend ein neues Lied in die Kehle, der Streit der Anhänger Webers mit denen Spontinis wurde beinahe zu politischer Angelegenheit in Politik erdrosselnden Jahresläufen. Die erste Aufführung der Matthäuspassion in der Berliner Singakademie am 11. März 1829 durch Felix Mendelssohn-Bartholdy bezeichnet den Höhepunkt der Entwicklung. Nicht sowohl deshalb, weil hier in dem damals kleinen Berlin Tausende versammelt um Zutritt geworben hatten, sondern weil der Zeit ein ihrem eigenen Innenleben entsprechendes, zugleich höchstes Ziel gewiesen, dem religiösen Empfinden der vollendeten künstlerische und doch in gewisser Weise auch volkstümliche Ausdruck verliehen wurde, und dieser Ausdruck der protestantische war.

Die große Händel-Aufführung des Jahres 1834 in Wien wies die Kaiserstadt nur auf ihre eigene Vergangenheit zurück. In der Berliner Bachaufführung war Wehr und Zukunft.

Es fällt auf, wie oft in Gemälden der Zeit das Motiv geselligen Beisammenseins festgehalten wird, das an Musikgenuss gebunden ist und darin seelische Ausdruckskraft gewinnt. Es ist, als hätte sich den Malern der Epoche darin die Blüte der Geselligkeit, aber auch die weltliche Andacht ihrer Zeitgenossen offenbart.

Die Berliner Geselligkeit hatte sich kaum selber geistig Physiognomie gegeben, als ihr bereits die Fronde erwuchs. Die tagte zu nächtlicher Stunde, wenn der Bürger

schlafen gegangen war. Sie bekannte sich den Teegenüßlern gegenüber zu scharfem Trunk, uzte statt zu hofieren, sprach allen gesellschaftlichen Gepflogenheiten Hohn. Sie residierte in einem Berlin des Spuks und hatte mit den Kobolden der Romantik Verkehr. Es war die Tafelrunde bei Lutter & Wegner, und E. T. A. Hoffmann und Ludwig Deorient hatten hier ihr Feldlager aufgeschlagen.

Krieg war die Lösung. Krieg dem Bürger, der es nicht vertrug, wenn ihm ein kosmischer Wind um die Nase wehte. Krieg dem Beamten- und Polizeistaat, aber auch Fehde aller Politik. Krieg vor allem der Ackerkunst, wie sie sich in den ästhetischen Teegesellschaften klimpernd, singend, deflamierend ans Kerzenlicht wagte. Hier sollte wahrer Kunst nicht sowohl Altar als Tribunal errichtet sein. Hier wurde Recht gesprochen im Namen der Kunst. Hier wurde das Verdikt zu lebenslänglicher Makulatur-Verdammnis verhängt.

Schon die Wahl des Standquartiers war bezeichnend. Das Schauspielhaus, recht eigentlich die Kunststätte der Stadt, hatte man in unmittelbarem Feuerbereich. Glühende Kohlen eines dort angefachten Enthusiasmus ließen sich in offener Schale herübertragen. Ärgernisse, die man dort erfahren, konnten hier unmittelbar zum Austrag kommen. Gruß dem, der sich als Gleichgesinnter ausweisen konnte, und sei er, wer er sei: offene Wirtstafel. Ein Holdrío aber dem Banausen und Pseudokünstler, und jedes Mittel recht, ihn zu scheuchen: Wachtposten hinter Sektflaschen.

Im Namen der Kunst. Hier wurde zum erstenmal Kunst als ein dem bürgerlichen Leben feindliches Element erfaßt und gelebt.

Im Namen der Kunst. Hier wurde bewußt und mit aller Energie um die Wirklichkeit des Tages und der Stadt der

lichte, Wirklichkeit überhellende Horizont der künstlerischen Wahrheit gelegt. Hier wurde „Spiel“ im tiefen Sinn begriffen.

Es geschah zuweilen, wie damals, als es den Bassisten Fischer zu ächten galt, daß von hier aus Truppen ins nahe Schauspielhaus abkommandiert wurden, die es verstanden, das gutbürgerliche Publikum zum Schergen des hier gefällten Verdikts zu machen. Bemerkenswert: auch hier war Musik das eigentliche Kampfobjekt. Und es ist wie ein Witz der Zeitgeschichte, daß im Jahre 1841, als beide, Hoffmann und Devrient, längst zu einem Erinnerungsspuß geworden waren, ein Theaterlärm sich gegen Spontini erhob und die Aufführung vereitelte, bei dem — Varnhagen berichtet's — preussische Polizeibeamte an der Kabale teil hatten. Das war das Ende der Fronde, und die preussische Polizei trat die Erbschaft an. Ein Polizeikommissarius im Parterre rief voll Grimm: „Ja, er muß hinaus, der Hund; er hat den König beleidigt.“ So angekündigt, nahte — die andere Revolution.

Der lebendigen Geselligkeit des Tages gegenüber verhält sich das Fest immer einigermassen wie die Konserve zum frischen Obst: es bedarf des Süßstoffs der Konvention und trägt den Beigeschmack der Absichtlichkeit. Doch spiegeln in dieser Zeit auch die Feste die Entwicklung.

Schadow berichtet gelegentlich von den Berliner Festlichkeiten vor der Schlacht von Jena, den Konzerten beim Staatsminister von Schroedter, dem Theater und den Tableaux vivants beim Fürsten Radziwill, rühmt Glanz und Annehmlichkeit, bemerkt, daß jene Feste, an denen die „über allen Ausdruck erhabene Königin Allerhöchst“ teilnahm, an

Herrlichkeit alle andern übertrafen, und vergißt nicht hinzuzufügen, daß „die Zuhörer Vornehme und Bürgerliche waren“. Später, auf den Festen während und kurz nach den Freiheitskriegen, erlebt man sehr merklich die ethische Umstellung mit, die die Kriegszeit heraufführte. Es ist Diner bei dem damals russischen General Tettenborn, ein kleiner aufgegriffener französischer Knabe singt zum Schluß der Mahlzeit, die Gäste zu ergötzen, frivole, pikante Lieder. Den Freiherrn vom Stein empört's: man hätte den Jungen lieber mit all den anderen erfrieren lassen sollen, als ihn zur Verderbnis seiner Seele zu solchen Künsten abzurichten. Und wieder ist es der Freiherr vom Stein, der bei festlichem Mahl die Leviten liest, diesmal keinem Seringeren als Goethes Freunde, dem Herzog von Weimar, der in Anwesenheit junger Offiziere gewagt hatte, den Freiherrn auf seine Erfahrungen mit Frauen anzusprechen. Schon verstand der Tag von heute den von gestern nicht mehr.

Das Fest greift auf Vergangenheit zurück. Recht eigentlich von der bildenden Kunst hatten die Festlichkeiten des abgelaufenen 18. Jahrhunderts Glanz und Anmut geborgt, — das wirkte fort. Man stellte Tableaux vivants, wie es Goethe in den „Wahlverwandtschaften“, das Bild ins Leben einbeziehend, geschildert hat, und manchmal ereignete es sich auch bei diesen Wirklichkeitsfesten, daß etwas aus dem Bild ins Leben sprang —: man denkt an das „Lalla-Rookh“-Fest und an die unglückliche Liebe des Prinzen Wilhelm zur Prinzess Radziwill, die hier aufkeimte. All diese Berliner Feste, das ebenbenannte wie das der „Weißen Rose“, die „Weihe des Eros Uranios“, das „Hoffest in Ferrara“, standen selbstverständlich mit literarischen und künstlerischen Moderichtungen des Tages in Zusammenhang und wiesen ihrem Wesen nach doch in vergangene Jahr-

zehnte zurück. Sie traten ihre eigentliche Sendung erst an, wenn sie, wie üblich, in zarten Tragantfiguren nachgebildet, in den Auslagen der Zuckerbäcker Auferstehung feierten und derart, eingeschrumpft und süßlich, zum Bürgertum sprachen. Der Berliner Schusterjunge war's, der dann die Zeitung dazu lästerte.

Daneben die Feste, die sich das Bürgertum gab, und die schon Kraft ihrer neuen Gemeinschaft etwas vom Atem der Zeit in sich tragen mußten. Man denkt an das Dürer- und das Naturforscherfest des Jahres 1828, und hier lag die Gefahr, den Zuckerbäckern zu verfallen, nicht mehr vor. Das bürgerliche Fest hat gesund stofflichen Gehalt. Viel charakteristischer, geradezu zeitdeutend, aber erscheint ein anderes: hier hält man sich nicht mehr an die bildenden Künste, man ruft, und das entspricht dem inneren Zeitgebot, die Musik. Zu beiden Festen hatte Felix Mendelssohn-Bartholdy hier wie dort die einleitende Kantate zu setzen. Es sind weiterhin Mendelssohns rheinische Musikfeste, die dem Zeitverlangen recht sichtbarlich entsprechen und jene Stimmung in sich tragen, die nur das Heut dem Heute zu verleihen vermag.

Demgegenüber: Wien war damals, und zumal zur Kongreßzeit, im ausgesprochenen Sinn die Stadt der Feste. Die Wiener Festlichkeiten aber zehrten in ihrem Glanz und in ihrer Pracht derart vom Überkommenen, daß ihnen die eigentliche Zeitphysiognomie abgeht, es sei denn, man vergegenwärtige sich bei einem Wiener Diner des Fürsten Hardenberg den wackeren Jahn, wie Rahel ihn schildert, mit prottierten Stiefeln, einer Mütze, im alten Überrock und ohne Halstuch. „Er saß ganz unten.“ Doch waren Humboldt und Radziwill und alle „sehr gut mit ihm“.

Den Wiener Praterfestlichkeiten entsprach in gewisser Weise das Fest des Stralauer Fischzugs in Berlin. Daran nahm (1806) König Friedrich Wilhelm III. mit Königin Luise, im kleinen Nachen die Spree befahrend, teil. Ganz patriarchalisch: der König unter den Seinen, und jedermann aus dem Volk ist zugelassen. Man vergleiche damit die späteren Subskriptionsbälle, und es ist, als stünde ein Stück Zeitgeschichte an die Wand geschrieben. Die Patriarchalität ist gleichsam auf die Bühne gesetzt und kostet Einlaßgeld.

Der Walzer ist der Tanz der Zeit — die spätere Königin Luise und ihre Schwester sollen die ersten gewesen sein, die es wagten, ihn im Jahre 1794 im Berliner Schloß zu tanzen — ihm gesellten sich später Masurka und Schottisch. Auch das bedeutet Emanzipation vom alten Zeremonialstil und kennzeichnet die Periode zwischen den Revolutionen.

In dem von Napoleon besetzten Deutschland waren Geheimbünde, zunächst von der Preussischen Regierung begünstigt, dann höchst gefürchtet, ins Kraut geschossen: aus ihnen entwickelte sich in den friedlichen, verbürgerlichten Jahrzehnten der Nachkriegszeit die Vereinsmeierei. Auch die Burschenschaften überkamen innerlich etwas von diesem fragwürdigen Segen. Nichts aber kennzeichnet so sehr die Verbürgerlichung im üblen Sinne, wie das Aufkommen einer Restaurantgeselligkeit. Leider ist es kein Seringerer als Scharnhorst, der sich in einem Brief an seine Frau aus dem Jahre 1801 zu deren Fürsprech macht. Als hätte das Bürgertum nur die Macht ergriffen, um seiner eigenen Wesenheit verlustig zu gehn.

Nur innerlich gefestigte Kultur verträgt die Festlichkeit. Diese Zeit zwischen den Revolutionen schafft sich noch einmal und als letzte Lebensstil, aber sie bedarf dazu der Enge

und der Stille der abgegrenzten Häuslichkeit; wo sie das Haustor hinter sich zumacht, befindet sie sich alsbald im gefährlichen Ungefähr der Straße.

In Goethes „Wahlverwandtschaften“, dem Buch, das so tiefinnerlich Buch dieser Zeit ist, daß es von den Zeitgenossen kaum verstanden werden konnte, finden sich die Worte: „Die Gestalten waren so passend (es handelt sich um Tableaux vivants), die Farben so glücklich ausgeteilt, die Beleuchtung so kunstreich, daß man fürwahr in einer anderen Welt zu sein glaubte; nur daß die Gegenwart des Wirklichen statt des Scheins eine Art von ängstlicher Empfindung hervorbrachte.“ Und Caspar David Friedrich, der Nachdenkliche unter den Malern, schreibt einmal: „Alle Täuschung macht einen widrigen Eindruck wie aller Betrug. Z. B. Wachsfiguren werden immer etwas Zurückstößendes haben, je täuschender sie gemacht sind. Ein Bild muß sich als Bild, als Menschenwerk gleich darstellen, nicht aber als Natur täuschen wollen.“

Dieser Zeit ersteht der Sinn für „Spiel“. Daß hier und im Zusammenhang mit Geselligkeit davon gesprochen wird, darf den nicht befremden, der unter „Geselligkeit“ ein Spiel der Nerven, der Geister und der Seelen verstehen will.

Einerseits: In dieser Zeit kommen die Panoramen auf, Schinkel selbst stellt in den Jahren, da die Bautätigkeit ruht, seinen Lebenserwerb auf Panoramenmalerei. Schinkel hat auch noch in seiner späten „Sammlung architektonischer Entwürfe“ ein Theater vorgesehen, bei dem die Möglichkeit besteht, die Rückwand der Bühne zu öffnen und die Landschaft in die Szene mit einzubeziehen. Fürst Pückler-Muskau

ließ Webers Musik zur Wolfsschlucht in einer natürlichen Wolfsschlucht seines Parks aufführen und ein andermal eine ausgesucht stattliche Tanne in seinem Park mit Papierlaternen in Form kolossaler Früchte als Christbaum illuminieren.

Andererseits: Tieck läßt in seinen Märchenstücken das Publikum, in die Handlung eingreifend, mitspielen; er legt seinen Figuren immer wieder Sätze in den Mund, die jegliche Illusion aufheben. E. T. A. Hoffmann stilisiert sehr absichtlich seine Charaktere ins Maskenwesen, läßt den Schauplatz mancher Erzählungen gleichsam zur Puppenbühne werden, hält wieder andere Gestalten derart im Zwielficht zwischen Wahnsinnsgebaren und Spuß, daß kaum noch auszumachen ist, wie weit Wirklichkeit an ihnen Anteil hat.

Zwischen diesem Einerseits und Andererseits scheint derart Widerspruch zu bestehen, daß man dort auf Verstärkung, hier auf Schwächung des Wirklichkeitseindrucks, dort auf ein Mehr, hier auf ein Weniger an Täuschung deuten könnte. Das aber hieße, am Äußerlichen haften bleiben. Auch jenes Einbeziehen von Naturausschnitten in die Bühnenperspektive, auch jene lebende Tanne mit den übergroßen leuchtenden Früchten zielt auf: Spiel.

Zu den Reformplänen des Freiherrn vom Stein hatte auch die Sorge um das Theater gehört, dessen volkerzieherische Sendung ihm nicht verborgen geblieben war; er wollte es dem Departement der Kultur unterstellt wissen. Wichtiger: in diesen Jahresläuften wird die Bühne derart vom Wesen der Geselligkeit umspinnen, daß sie den Fachleuten entgleitet, ihre Leitung ganz allgemein Hofleuten anvertraut wird. Das Hoftheater ist Glied in der Kette der Hofgeselligkeit geworden, ein spielender Dilettantismus bemächtigt sich seiner. Zugleich aber wird Spiel als

solches auf der Bühne dieser Jahrzehnte im letzten Sinne des Wortes Ereignis: es sind die Jahre, da Raimunds Zauberstücke aus dem Wien des Alltags ein Wien der Sphären bauen.

In ihrer Weise wird auch die Mode in den Wirbel hineingerissen. Etwa um die Jahrhundertwende kommt es auf, ein Kleid unter dem Kleide zu tragen, derart, daß Madame Récamier, da nun die Musik zum Tanz ruft, ihre Sammetrobe ablegt und sich im leichten Ballkleid aus weißer Seide unter die Jugend mischt. Es werden auch in solcher Weise Perücken getragen, daß man morgens blond, abends brünett erscheint. Die gute Paalzow, deren Romane in der Feudalzeit spielen, kleidet sich selbst als Burgfrau und lädt den Besucher, sich auf gotischen Stuhl zu setzen, ein —: immer neue Ausdrucksformen für das eine, worauf es ankommt: Spiel.

Und dieses Lebensspiel erfaßt nun Wilhelm von Humboldt, der große Lebenskünstler dieser Zeit neben und durch Goethe, bewußt im transzendenten Sinn. Er schreibt einmal im Jahre 1818 an Caroline: „Es gibt eine Art, die Wirklichkeit zu nehmen, wie sie immer mehr in sich trägt, als die Zeit und die Schranke des Daseins faßt. Mit der Kunst ist das offenbar. Aber im Leben braucht es nicht anders zu sein. Es ist alles erst das, was es ist, und dann ist es außerdem noch Symbol dessen, was es wohl auch in seinem tiefen, inneren Wesen, im Zusammenhang mit allem übrigen ist, was es aber nie in diesem oder jenem Moment ganz und zugleich sein kann. Wer nun am meisten fähig ist, alle Dinge immer und immer zugleich in ihrer wirklichen und symbolischen Natur zu empfinden... der erreicht am besten die Tiefen und Höhen des Lebens und hat den meisten Genuß am Dasein.“

Man begreift: eine Zeit, die das Wesen des Spiels in solcher Mannigfaltigkeit erfaßt und betätigt, aus ihrer besonderen Geselligkeitsart entwickelt, in letzten Tiefen ermüht, muß wohl oder übel Züge ihrer eigenen Wesenheit darin wiedergefunden haben.

Schon verspürt man in dieser Zeit und ihrer Eigenart etwas von Musikalität.

Der Hofrat und die Tänzerin

Aus dem dunklen Gewirr der vielen lösen sich zwei Gestalten; — sie scheinen einander zu flüchtiger Begegnung zu nahen, bald aber haftet Blick in Blick, sie halten sich bei der Hand, sie schweben eng umschlungen dahin. Es ist, als ertönte Musik. Und wenn es noch eben schien, als sei es eine der fröhlichen und zarten Weisen der Zeit gewesen, nach der die beiden zum Reigen angetreten sind, so wandeln sich bald genug die Klänge — noch halten sie einander fest im Arm — aus der Tanzmelodie aber ist Grabgesang geworden.

Friedrich von Seng und Fanny Elßler. Die etwas gebeugte Gestalt des nunmehr fünfundsiebzighährigen, verzärtelten Hofrats und die in schlanker Fülle aufblühende achtzehnjährige Tänzerin; verwöhnte Günstlinge des Glücks und des Tages beide; wie bewegter und hellschimmernder Hintergrund — das Wien der Feste.

Nichts scheinen die beiden mit den vielen ihrer Zeit gemein zu haben. Eine ungewöhnliche Begabung räumt ihm wie ihr eine Sonderstellung ein. Was andern Mühe ist, wird ihnen zu Spiel. Was andern verboten ist, scheint ihnen erlaubt. Indem sie aber einander nahen, ist es, als folgten sie einem Lothruf der Zeit; indem sie in Liebe aneinander festhalten, dünkt ihr Bund ein Symbol geheimer Zeitstimmung; indem er sich aus ihren Armen löst, um zu sterben, scheint er ein

letztes Gebot der Epoche, und wie sie es verstanden haben wollte, zu erhorchen.

Friedrich von Seng und Fanny Elzler. Man vergegenwärtigt ein Liebespiel und vermag die Musikalität der Zeit in ihrem seelischen Tiefklang zu vernehmen; man sieht dem Sterben eines ans Leben Verstrickten zu und begreift, wie Tod ans Leben, in bestimmter Epoche in bestimmter Weise, gebunden ist.

Am 25. November des Jahres 1829 scheint der allezeit unruhige Blick von Seng zum ersten Male auf Fanny Elzler haften geblieben zu sein. Er schreibt bald darauf in sein Tagebuch: „Um 7 Uhr mit der Gräfin Sallenberg ins Theater: das Ballett ‚Der Berggeist‘, wo mich Fanny Esler (noch weiß er ihren Namen nicht zu schreiben!) wahrhaft entzückte. Doch hielt ich es nur bis 9 Uhr aus und brachte dann noch zwei Stunden mit Lesen zu.“ Ähnliche Eintragungen wiederholen sich, denn nun zieht es ihn zu ihr, oder doch zu ihrer Bühnenerrscheinung. In der Loge sitzt fürderhin ein Gast, der das Spiel verachtet, von einer der Spielenden aber nicht mehr los kann.

Seltamerweise folgt in dem Tagebuch nur wenige Seiten darauf, zum Monatsabschluß, eine Betrachtung, die mit Rampenlicht und Fanny Elzler, mit Puderquaste und Reißrock, nicht das mindeste zu tun zu haben scheint und dennoch das Leitmotiv der seelischen Ouvertüre anschlägt. Es heißt da: „Meine Gesundheit war unbezweifelt besser, als seit vielen Jahren. Über mein gutes Aussehen und meine Verjüngung war nur eine Stimme; und wenn gleich in der Lebhaftigkeit, mit welcher ich mich ganz von neuem in gesellschaftliche Vergnügungen und Weiberumgang geworfen hatte, etwas von Betäubung lag und schwere Sorgen sich unter meine täglichen Genüsse mischten, so darf ich doch

sagen, daß der Gedanke an die Kürze des Lebens unter allen diesen Sorgen die größte war." Immer hatte der Hofrat mit dem Tode in denkbar schlechtesten Beziehungen gestanden.

Mit Geschenken nähert sich der Fünfundsechzigjährige der jungen Tänzerin, aber als er sie das erstemal außerhalb der Bühne sieht, überschauert's ihn doch: in der Nähe macht sie nur den Eindruck eines „gewöhnlichen hübschen Bürgermädchens". Aber die Rampenbeleuchtung kommt auch wieder zu ihrem Recht. Den ersten Geschenken folgen kostbarere, ein Blick, den sie ihm von der Bühne herab zuwirft, wird zum Ereignis, er geht wieder ins Theater, ihn wieder aufzufangen. Seine „phantastische Geliebte" nennt er sie, nicht ohne bittere Selbsteinschätzung, aber es ist bereits wie ein Rufen, beinahe aus Herzensnot: „Sie blieb mir ein verschlossenes Buch; ob eine schöne Statue — oder eine Seele darin? — noch weiß ich es nicht."

Er wird es wissen; denn am 10. April 1830 folgt das Gespräch mit Fanny, das „eine Epoche" ist. Zwei Tage später macht sie ihm ihr erstes Geschenk, eine Briefftasche. Etwas wie Ernüchterung überkommt ihn noch einmal, am 29. April ist's ihm, als hätte er Fanny nie geliebt. Ein Atemschöpfen. Unter dem 9. Mai wird notiert: „Vertrauliche Unterredung und Liebesdienst, der meine ganze Seele aufheitert." Am 24.: „Von 9 bis 11 brachte ich zwei reizende, aber höchst gefährliche Stunden mit Fanny zu"; am 29. ist sie die seine.

Jubelnder ist Sinnenglück kaum je empfunden worden. Dieser Erlebende wurde sich selbst zum Wunder. Dieser Gealterte badete Jugend. Dieser Ernüchterte schwelgte Gefühl. Jeder dieser Tagebuchsätze läutet Stunden der Seligkeit: „Von halb 8 bis halb 11 war ich bei Fanny, schwelgte in ihren Reizen, kam todmüde von einem äußerst bewegten Tage nach Hause." „Bei Fanny, mit der ich einen himmlischen

Abend verlebt. Wenn solche Seligkeit von Dauer sein könnte! Das war der Gedanke, den dieser Abend, in verwegene Worte übersetzt, in mir hervorrief." Es steht aber auch unmittelbar daneben das Bekenntnis der „Herbstgefühle“ in seiner Brust.

Dennoch: Diesen Wonnen ist Dauer gegeben. Unter dem 13. August: „Einer der merkwürdigsten und seligsten Abende.“ Weiterhin: „Einer der Abende, die ich mit nichts auf Erden mehr vergleichen kann.“ „Einer der Abende, die ich mit goldenen Buchstaben in meine Lebensgeschichte schreiben möchte.“ „Es war einer der Abende, deren himmlische Süßigkeit sich durch die trockenen Worte eines Tagebuchs nicht schildern läßt.“ (Mit roter Tinte:) „Dieser Abend, der um halb zwölf Uhr endigte, kann nur mit rosenfarbenen Zügen bezeichnet werden.“

Es kam auch vor, daß der Vielbeschäftigte seine Arbeit mit zu Fanny hinübernahm und bei ihr schrieb. So bahnt sich ein anderes, ein „häusliches“ Glück sehr frühe zwischen den beiden an.

Der Winter des Jahres 1830 wie der des folgenden sollte Trennung von etwa je zwei Monaten herbeiführen. Fanny Elzler hatte Gastspielverpflichtungen in Berlin nachzukommen, die Sehnsucht schürte die Liebe.

Unter dem 11. Januar 1831 aber steht bereits ein Satz in dem Tagebuch, der wie Vorverkündigung des einbrechenden Dunkels ist: „Den Abend brachte ich bei Fanny zu, an Geist und Körper so matt, daß selbst die Liebkosungen des herrlichen Mädchens mich nicht erwecken konnten. Dies war ein höchst trauriger Tag.“ Ein andermal heißt es: „Begab mich zu Fanny, wo ich in bittersüßen Gefühlen einen der genußreichen Abende verlebt, den wir (in unserer Kunstsprache) ‚Studierabend‘ nennen; es war der dritte dieser Art; aber

im Becher der Liebe surgit amari aliquid quod in ipsis floribus angat (es steigt aus dem Quell des Vergnügens ein bitterer Geschmack herauf, der unter den Blumen uns ängstigt: so übersetzt Genty selbst den Vers des Lukrez). Aus mir, aus mir allein erhebt sich dieser bittre Zusatz. Ihr, der Geliebten, gebührt unbeschränkter Dank und Ruhm; ein Engel könnte nicht mehr für mich tun." Weiterhin hört man gelegentlich, daß „ihre bewundernswürdige Schönheit und Liebenswürdigkeit" ihn „ebenso sehr peinigte als entzückte".

Der Tod wirft seine Schatten voraus. Das Tagebuch weiß nichts mehr von Beglückungen zu melden. Mit dem Jahresabschluß 1831 bricht es ab. Am 9. Juni 1832 ist Genty gestorben.

In seiner letzten langen Krankheit hat ihn Fanny Elßler mit Aufopferung und in Treue gepflegt. Sie war dem Sterbenden nahe. Sechs Wochen vor seinem Tode aber soll Genty zu dem Grafen Münch gesagt haben: „Das gute Kind gibt sich alle Mühe; sie trachtet mich aufzuheitern, aber alles ist umsonst; hier (auf sein Herz deutend) ist ihr Bild erstorben."

Ist das Wort wirklich und solcher Art gesprochen worden, so bedarf es der Deutung. Die aber weist ins Weite und hinauf.

Fanny Elßler, die Theophile Gautier eine nordische Spanierin genannt hat, war unter einem Stern am Erdenhorizont geboren, der Haydn hieß. Großvater Elßler war treuer Diener bei dem Komponisten gewesen, — das hatte sich bei Kind und Kindeskindern in ein seelisches Zugehörigkeitsgefühl umgesetzt. Die Neunzehnjährige, Wiener Kind

und Tochter einer auffallend schönen Mutter, hatte Lehrjahre in Italien hinter sich, als sie Friedrich von Sengz begegnete.

Als sie ihn kennenlernte, nannte sie bereits ein Kind aus einem früheren Liebesverhältnis ihr eigen. Nicht allzu lange nach seinem Tode spannen sich Bande zwischen ihr und einem Tänzer an, die sie neuer Mutterschaft entgegenführten.

Briefe schrieb sie an Sengz folgender Art: „Das Küssen erspare ich mir bis heute abend. Da will ich Dich aber so küssen, daß ich Deine Seele mit hinabtrinke, bis dahin adieu“; oder: „Bon jour, cher Gentz, tu es bien étonner, que je t'écriez en français, n'est ce pas? tu voir comme je suive tes conseils . . . adieu, lieber Sengz, ich küsse Dich deutsch und bleibe Deine deutsche Fanny.“

Was will das alles besagen? Kaum mehr als nichts. Als sie einander begegneten, schlug ihr wie ihm die Schicksalsstunde.

Beseelte Schönheit war ihr, wie wenigen Auserkorenen, verliehen. Es scheint, sie war ihm treu. In ihrem Herzen — und das ist es doch wohl, was entscheidet — war sie's gewiß.

Das Rätsel dieser Liebe ist nicht in ihr, in ihm ist es zu suchen. Sie fand bei ihm, wessen sie bedurfte, die weichen Hände.

Friedrich von Sengz aber ist auch denen, die ihn nahe kannten, nicht eben durchsichtig erschienen. Ja, man kann sagen: er rätselte an sich selbst.

In der Geschichte lebt Friedrich von Sengz als das gefügige Werkzeug der Metternichschen Politik fort. Er war es. Dazu einer, dessen Alter politisch seine Mannesjahre Lügen strafte. Aber, fügen wir aus eigener Urteilsbildung hinzu: ein besessener Helfer, der seinen Meister mehr als ein-

mal meisterte; ein Sophist, der seine Trugschlüsse in wahrheitskühler, in kristallklarer Stilgebung niederschrieb.

Es ist nicht einmal aufgeklärt worden, ob und wie weit englischer Sold, in dem er heimlich stand, seine politische Stellungnahme beeinflusst habe. Sehr wahrscheinlich, daß er mit dem Grafen Mirabeau von sich hätte sagen können: „On m'achète, mais je ne me vends pas.“ Den dazu erforderlichen Zynismus besaß er.

Vielleicht muß man das Geburtshaus von Seng gesehen haben, um wenigstens einen Teil seiner Wesenheit zu verstehen. Das findet sich in der Breslauer Altstadt und düstert in enger Straße. Es ist ein alter Bau, der Eingang weist noch gotische Gewölbeformen auf. Es lastet. Halb scheint es Zwingburg, halb Karawanserei.

Es ist, als wären zwei einander widerstrebende Kräfte von diesem dunklen, altertümlichen und schweren Gebäude auf den heranwachsenden und sehr begabten Knaben ausgegangen: die eine, die zum Festhalten am Altgewohnten und an Vätersitte zwang, die andre, die im Widerspruch zu solcher Düsternis und Strenge zu durstigen und hastigen Lebensgenüssen lockte. So wenigstens möchte man an dem Wesen dieses Friedrich von Seng, den nicht liebzugewinnen, schwer fällt, deuteln. Dieser starr Rückwärtsgewandte, der ein Sinnenmensch und ein Zärtling war; der den Kriegen kühl entgegensah, und den die Todesfurcht hegte.

Es war ein für die Sengische Politik folgenschwerer Tag, dieser 3. August des Jahres 1830, an dem die Nachricht von der Julirevolution in Paris bei Metternich und Seng, der bei ihm weilte, eintraf. Für Seng dennoch ein glücklicher Tag; denn er hatte gute Nachricht von seiner Fanny, von der er eben getrennt war, erhalten! Am Abend noch schrieb er an die Geliebte und erzählte von dem Verlauf der Stunden:

„Das Gespräch fiel auf menschliche Charaktere. Der Fürst (Metternich) neckte mich eine Zeitlang freundlich und zart und meinte endlich, es sei sehr schade, daß ich nicht eine Frau geworden wäre. Er zählte nun alle Eigenschaften auf, die mich, wie er sagte, zu einer Frau bestimmt hätten, nämlich — mein zartes Nervensystem — meine empfindliche Haut — mein weiches Gemüt — meine sanfte Stimme — und meine unbegrenzte Koketterie! Du kannst Dir leicht denken, daß ich mich unter vielem Späß und Gelächter meiner Haut wehrte, so gut ich konnte. Er ließ mich aber nicht zu Worte kommen, indem er wiederholt versicherte, ich würde eins der lebenswürdigsten Weiber geworden sein.“

Setzte sich Gutz gegen zur Wehr, so hatte er offenbar (was ja auch weiter nicht verwunderlich) vergessen, was er selbst siebenundzwanzig Jahre zuvor, also im Jahre 1803, an Rahel geschrieben hatte. Nämlich: — „Sie sind ein unendlich produzierendes, ich ein unendlich empfangendes Wesen; Sie sind ein großer Mann, ich bin das erste aller Weiber, die je gelebt haben. Das weiß ich: wäre ich ein physisches Weib geworden, ich hätte den Erdkreis unter meine Füße gebracht.“

Daran ist festzuhalten: es war ein ausgesprochen weiblicher Zug in Gutz. Und vielleicht errät man ein Wesentliches aus dieser Liebe des Fünfundsechzigjährigen zu dieser Frau von zwanzig Sommern, wenn man das Vorwiegen eines männlichen Elements in ihr wittert. Es sind immer und in jedem Menschen zugleich männliche und weibliche Eigenschaften; es soll aber, sagt man, Leidenschaft auflodern, wo in der Frau der Manneswille, im Mann ein weiblicher Instinkt vorwaltet.

„Weil — Sie wissen es ja — niemand so schmeichelbar ist, als ich“, schreibt er im Jahre 1803 an Rahel, die ihn liebte.

„Teurer Schmeichelfähiger“, redet sie ihn siebenundzwanzig Jahre später an, da er sie zur Vermittlerin zwischen sich selbst und Fanny Elßler, die damals ein Gastspiel nach Berlin geführt hatte, machte. Es ist, als sähe man die sehr zarte Haut des Mannes. Sich über Gunstbezeugungen freuen, meinte Rahel, sei allgemein, dumm=menschliche Eigenschaft; es aber mit so offener Herziger Koketterie tun, wie Seng sie bei solchen Gelegenheiten zur Schau trage, sei seine höchst persönliche und sehr liebenswerte Eigenart gewesen.

Daß einen Seng — „Haben Sie hübsche Kleider?“ fragt ihn Rahel einmal mit lächelndem Verstehen — die Angst vor dem Alter nicht losließ, gehört so sehr zu seinem Bilde, wie diese überzärtliche Sorgfalt für seine eigene Person und seine nächste Umgebung. Weich mußte alles um ihn herum beschaffen sein, die Teppiche in seiner Wohnung ließ er mattieren. Aber das Alter kam — mit weitgeöffneten Augen sah er es auf sich zuschreiten. Das lehrt — in scheinbaren Widersprüchen — in seinen Briefen an Rahel immer wieder: „Aber alt werde ich ja, gottlob — wie Sie wissen — nie, zuweilen sogar jünger“ (1803); „ich bin alt und schlecht geworden“ (1813); „ich fühle, daß ich alt und älter werde. Das Leben hat fast allen Reiz für mich verloren, und sterben mag ich doch auch nicht, weil die Existenz nach dem Tode, wie es auch immer damit stehen mag, mich noch viel weniger reizt“ (1827); „nur bei ihr (Fanny) vergesse ich Kummer, Alter und Tod“ (1831).

Diese Furcht vor dem Tode, die bei Seng hinter der Angst vor dem Alter stand, ist gewiß für alle gleich ihm zärtlichen und verzärtelten Naturen bezeichnend: er aber trug sie geflissentlich zur Schau, wie ein Kind am Erntedankfest, wenn es Abend geworden, mit seinem brennenden Lampion spazierengeht. Auf sein Lampion aber hatte sich dies alte und

wunderliche Kind den Totenkopf über dem gekreuzten Totengebein tuschten lassen.

Er hatte den Zynismus, mit seinen Schwächen zu prahlen, tat's aber vielleicht nur deshalb, weil ihm ein inneres Gefühl sagte, daß er dadurch gefälliger wirke; und dies Gefühl log ihm nicht.

Der Zynismus ist bei Seng im Grunde nichts anderes als stolzverschämte Bettelei.

„Ich beschäftige mich,“ schrieb Seng im Jahre 1814 — man denke der Zeit nach! — an Rahel, „sobald ich die Feder wegwerfen darf, mit nichts als der Einrichtung meiner Stuben und studiere ohne Unterlaß, wie ich mir nur immer mehr Geld zu Meubles, Parfüms und jedem Raffinement des sogenannten Luxus verschaffen kann. Mein Appetit zum Essen ist leider dahin; in diesem Zweige treibe ich bloß noch das Frühstück mit einigem Interesse.“ Das ist, als gäbe der Verzärtelte als solcher seine Visitenkarte ab. Der Ästhet, der Genießer, der Lüftling, stellt sich in aller Form damit vor. Seng war das alles. Aber er war es — mit seltsam protestantischem Einschlag.

Seng wäre nicht der gewesen, der er war, hätte er nicht auch mit seinem Protestantismus Spott getrieben. In einem Brief an Rahel aus dem Jahre 1803 stehen die arg frivolen Worte: „Hätte ich das Glück, katholisch zu sein, so errichtete ich Ihnen einen kleinen Altar in meinem Zimmer, unter dem Vorwande, er sei einer Heiligen gewidmet, und triebe allen Frevel mit Ihrem Bilde.“ Tatsache aber ist, daß Seng an seinem protestantischen Bekenntnis festhielt, trotzdem es seiner Karriere am Wiener Hofe, wie er wohl wußte, in entscheidender Weise hindernd im Wege stand. Tatsache ist, daß er den wohlerrwogenen Plan, Fanny Elßler zu heiraten, auch deshalb aufgab, weil sie Katholikin war. So steht der

Wanderer, der seinen Pfad verlor, nach einer Zeit des Umherirrens wieder vor demselben Wegweiser . . .

Man nehme das „Protestantische“ in einem Mann wie Seng nicht in der Konfessionellen Bedeutung des Wortes; die kommt als solche kaum in Betracht. Man sehe darin einen Zug norddeutschen Wesens, ein bewußtes Festhalten an dem, was den Vorfahren heilig war, ein Wertlegen auf verstandesgemäßes und kühles Denken — und dieser protestantische Zug in der Physiognomie des verzärtelten Senießers wird für Friedrich von Seng zu entscheidender Bedeutung. Es bestand gleichsam eine Barriere in seinem Innern. Er ließ die Dinge treiben nach Wohlgefallen (zumal seinem eigenen); irgendwo aber war dann plötzlich Halt geboten. Irgendwann tauchte das Geburtshaus mit seinem steinernen Ernst vor ihm auf.

Das letzte, was über ihn zu sagen ist, hat Rahel kurz nach seinem Tode geschrieben: „Nun aber, beim Fazit, bleibt mir nur reine, lebendige Liebe. Dies sei sein Epitaph! Er reizte mich immer zur Liebe: er war immer zu dem aufgelegt, was er als wahr fassen konnte. Er ergriff das Unwahre mit Wahrheitsleidenschaft. Viele Menschen muß man Stück vor Stück loben: und sie gehn nicht in unser Herz mit Liebe ein; andre, wenige, kann man viel tadeln, aber sie öffnen immer unser Herz, bewegen es zur Liebe. Das tat Seng für mich: und nie wird er bei mir sterben.“

Der Senießer mit dem Zuge protestantischer Strenge und Verstandeskühle — der Schriftsteller: das ist der letzte Widerspruch in dieser wie in tausend Falten und Fältchen aufgelösten Physiognomie. Denn dieser Schriftsteller Friedrich von Seng hat, bei aller Eigenart, nichts von Ästhetentum und nichts von Verstandesmühsal. Er schreibt einen Kristallklaren, leicht dahinfließenden, einen „selbstverständ-

lichen" Stil. Einen Stil, an dem nichts gewollt und alles Naturgabe ist. Einen Stil, der den Leser keinen Augenblick an die Persönlichkeit des Schreibers denken läßt; eine völlig objektive, nur aus dem Sinn des Dargelegten abgeleitete Darstellung glaubt er vor sich zu haben. Eben darin besteht diese Kunst der Überredung: sie bietet keine Angriffsflächen. Sie scheint dem Leser in jedem Augenblick zu sagen: bitte! überzeuge dich selbst. Man lese eins der Kriegsmanifeste wieder, die Friedrich von Seng für die österreichische Regierung verfaßt hat: Hier ist vollendete Kenntniss dessen, was die Welt hören will und hören darf; hier ist kein Pathos und kein aufreizender Klang; nur unwiderlegliche Darstellung der zwingenden Notwendigkeit scheint es zu sein. Diese Seng'schen Kriegsmanifeste sind auf der Friedensschalemei geblasen.

Friedrich von Seng und Fanny Elzler: man glaubt ihre Porträts, nur wenig nachgedunkelt, in körperhafter Nähe und seelisch deutbar vor sich zu sehen. Die Stunden der Leidenschaft sind zu Ende gegangen, der Tod steht wartend vor der Thür. War dieser Liebe ein seelischer Auftrag gegeben —?

Es war bezeichnend gewesen, daß eine sehr merkliche Aufbesserung seiner Gesundheit, körperliche und geistige Frische, ein Wiedergungsein dem Aufflammen der Liebe in Friedrich von Seng vorangegangen war. Zärtlicher Chronist seiner eigenen Tage, hatte Seng das als wichtigen Umstand in sein Tagebuch eingetragen. Er hatte auch in dem Brief an Rahel, in dem er von dieser „stärksten Leidenschaft seines Lebens" Bericht erstattete, nicht verfehlt, das gleichsam als Urphänomen hinzustellen. Er fühlte sich jung, und alsbald ergriff Liebe Besitz von seinem Herzen. Er, dem „alt und

schlecht" miteinander verwachsene Begriffe bedeutet hatten, fühlte sich nunmehr „jung und gut"? Soviel steht fest: in diesem mürbemachenden Gefühl des Alterns war Seng die Liebe zur Literatur abhanden gekommen. Oder er hatte sie abgestreift wie einen Anzug, der zu seinen Jahren nicht mehr recht zu passen schien. Jetzt war sie plötzlich wieder da, diese Neigung. Zu seiner eigenen Überraschung, beinahe mißtrauisch, hatte er festzustellen: er begann wieder in und mit der Dichtung zu leben. Und zwar war es einer der damals Allerjüngsten, der es ihm antat: Heinrich Heine. Der reaktionsnäre Hofrat Friedrich von Seng konnte nicht umhin, seine Vorliebe für den in seinen eigenen Augen verbrecherisch revolutionären Dichter einigermmaßen erstaunlich, unstandesgemäß und unstatthaft zu finden; aber er war andererseits genügend überlegene Natur, um seine Schalksfreude an seiner eigenen unziemlichen Geschmacksrichtung zu haben. (Sanz so, wenn Metternich Gesänge Lord Byrons aus dem Gedächtnis vorzutragen liebte!) Er las und lernte Heinesche Verse, schrieb sie für Fanny ab, dichtete sie zu seinem Privatgebrauch um. Der Herr Hofrat liebte wirklich jung zu werden.

Erstaunlicher aber war, daß er seine Arbeit — diese knifflischen Noten und Geheimpapiere der Metternichschen Diplomatie oft genug zu Fanny hinübernahm, um sie in ihrer Nähe zu erledigen. Und dies Äußerliche war wiederum nur Zeichen für ein Inneres, das ihm, dem Mann der Kerzen und des Spiegels, klar genug zum Bewußtsein kam. „Solange sie hier war," schrieb er im Oktober 1830 während Fannys Berliner Aufenthalt an Rahel, „wurden alle, auch die unangenehmsten Geschäfte mir leicht." Jugend und Liebe waren Hand in Hand, wie auf dem Bilderbogen, zu dem alten Herrn gekommen.

Wartend aber stand der Tod,

Zuerst verwunderte sich Friedrich Seng. Er war wahrlich Flug genug, um es mit einigem Erstaunen aufzunehmen, daß diese Neunzehnjährige, in berückender Schönheit prangend, viel umworben, eine Tänzerin, auf die sich die Blicke der Welt zu richten begannen, ihm, der nicht schön und nicht einmal reich war, ihre Gunst zuwandte. Ein Erfolg seiner Beredsamkeit? Er war sich ihrer bewußt, doch wies er das von sich. „Ich habe sie einzig und allein durch die Zauberkraft meiner Liebe gewonnen“, schrieb er im Oktober 1830 an Rahel. Ein gutes Wort für den Liebenden, und als solches, aber auch nur als solches, soll es aufgenommen werden. Denkt man selbständig dieser zweifellos wahrhaftigen, dadurch aber um so erstaunlicheren Neigung der gefeierten neunzehnjährigen Tänzerin nach, so möchte man ein anderes, bescheideneres Kennwort dafür setzen: sie fühlte sich geborgen in den sehr weichen Händen des gealterten Mannes, geborgen gegen alle Unbilden des Lebens, geborgen vielleicht auch dem Angestüm des eigenen Herzens gegenüber. Wer Sehnsucht nach Frieden kennt, versteht sie. Und diese sehr weichen Hände mußten nicht nur zartest zu lieblosen, es waren zugleich vorsorgliche Hände, die alles Ungemach aus dem Wege räumten, zugleich volle Hände, die alles, was ein Vermöhrter und Geschmaçvoller im Ablauf eines langen Lebens an geistigen und seelischen Gütern gesammelt hatte, verschwenderisch hinstreuten. Man langweilte sich nicht mit Friedrich Seng: soviel Kultur, als not tat, um das zu empfinden, war Fanny Elßler, als Wiener Kind, wohl angeboren. Wie die Haydn'schen Rhythmen sie ins Leben hineingetragen hatten, so trugen sie sie diesem Liebling der Wiener Gesellschaft zu.

Es ist etwas von der Musikalität der Zeit in dieser Liebe der sehr Jungen zu dem Gealterten. Und Friedrich von Seng

mußte festzuhalten. Mit Geistes Kraft. „... in deren Hände (sehen Sie sie nur an), in deren einzelne Reize ich mich stundenlang vertiefen kann, deren Stimme mich bezaubert, und mit der ich wie mit der gelehrigsten Schülerin (ich erziehe sie mit väterlicher Sorgfalt) — zugleich meiner Geliebten und meinem treuen Kinde — unerschöpfliche Gesprächs führe, worüber Sie manchmal staunen würden.“ Man liest diese Worte aus dem Brief an Rahel und — man weiß. Man spürt die Geisteskraft, die hinter dieser Leidenschaft wie in Reserve stand. Und hier auch hat die Reserve den Sieg entschieden.

Der Tod wartete. Ob nun unter seinem Schatten die Leidenschaft abloderte oder nicht, soviel steht fest, diese seelische und geistige Kraft nahm zu. Im Januar 1831 schreibt Gutz: „Ich unterrichte sie im Französischen und Deutschen und erziehe sie wie ein geliebtes Kind.“ Im Juli desselben Jahres: „Fanny allein versöhnt mich mit dem Leben. Ich liebe sie mehr als jemals; und ohne daß meine Leidenschaft für sie das geringste von ihrer ursprünglichen Stärke verloren hätte, hat sie zugleich einen Charakter von Ruhe, von Sicherheit, von inniger, zärtlicher Freundschaft angenommen, mit welchem sich die eigentliche Liebe selten recht verträgt.“

Hier nun geschah es, wie oft unter solchen Begebenheiten: der Erzieher erzog sich selbst.

Der Menschentypus, dem Friedrich von Gutz angehört, pflegt nicht eben an Selbstlosigkeit zu kränken, es muß darüber hinaus gesagt werden, daß Gutz zu den denkbar Selbstsuchtigsten gehörte. Jedes Kapitel aus seiner Lebensführung, jeder Zug in seiner Physiognomie spricht das aus. Bedürfte es darüber hinaus noch eines Zeugnisses, so findet man das in dem Brief, den Rahel kurz nach seinem Tode über ihn an Ranke schrieb, und in dem alles erdenkbare Gute

und Liebe über den verstorbenen Freund gesagt ist. Trotzdem auch hier: er lebte nur sich selber. Und nun — es mutet wie ein Wunder an — diese Liebe des alten und vom Tode gezeichneten Mannes zu Fanny Elßler war stark genug, seine eigenen begehrliehen Wünsche hinter die Erfordernisse ihres Wohls zurücktreten zu lassen. Unsagbar litt er unter diesen Trennungen, obwohl, er sah es ein, diese Gastspielreisen für ihre künstlerische Entwicklung notwendig waren, und legte ihr nichts in den Weg. Das noble Gefühl, ihrer Karriere nicht hinderlich sein zu dürfen, bestimmte jeden seiner Schritte. Wenn er davon abstand, sich mit ihr ehelich zu verbinden, so war unter den leitenden Gründen auch der, ihr Fortkommen nicht erschweren zu wollen.

Und als wäre mit Entriegelung dieses letzten Sperrschlosses in seinem Innern ein Verborgenes in seiner Seele aufgetan worden, so öffnete sich das Herz des alten Mannes, und es war, als schmolze das Eis von einem verschlachten Ackerboden, um irgendwelchem Fruchttreiben Raum zu geben.

Der Tod wartete.

Rein äußerlich betrachtet, ist Friedrich Seng nicht unfromm gewesen. Schon aus seinen politischen Anschauungen heraus mußte er eine gewisse „Anerkennung“ für das Christentum haben, und im Jahre 1810 hat er sogar einmal geschrieben: „Ich hingegen bin in den letzten Jahren durchaus christlich geworden und betrachte das Christentum als den eigentlichen Mittelpunkt der Welt. Alles, was in mir noch jugendlich ist, habe ich dieser wohlthätigen Revolution zu danken.“ Daß von alledem nichts in sein Herz eingegangen war, ist nicht minder selbstverständlich. Er lebte nur sich selber und seinen Lüsten. Und nun dies späte Wunder! Die Liebe zu dieser Tänzerin ließ ihn aufblicken. Im Juli 1831 schrieb er an Rahel: „Dies unaussprechliche Glück, das

einzig, was ich aus dem großen Schiffbruch gerettet habe, verdanke ich nicht mir, sondern ihr, oder vielmehr dem Himmel, der sie so geschaffen hat, wie sie ist, und der mich sie finden ließ." Und am 31. August desselben Jahres an Fanny: „Gott hat uns zueinander geführt, nur Er kann uns trennen."

Ich wage es, die Vermutung auszusprechen: wenn es wahr ist, daß Geng kurz vor seinem Sterben gesagt hat, Fannys Bild sei in seinem Herzen erstorben, — so vielleicht deshalb, weil ein anderes Bild, das nicht mehr von dieser Welt war, es nun erfüllte.

Der Tod hatte gewartet.

Es ist das Wesen aller Totentänze, daß der Tod jeden in der Vermummung antritt, unter der eben dieser Betrogene sich und seinen Sehnsüchten das Leben gesucht hatte. Aber vielleicht ist es voreilig, den Tod darum Betrüger zu schelten? Vielleicht vermag er nur so seiner Sendung gerecht zu werden und jedem die Erfüllung zu bringen, die ihm sein Leben gebend versagte?

Dies ist auch ein Bild aus der Holzschnittfolge des Totentanzes: dem gealterten Hofrat führt der Tod die jugendliche Tänzerin zu.

Es ist etwas von Musikalität in dem Sterben des Friedrich von Geng.

Und schon gewinnt es den Anschein, als trüge zeitlich auch der Tod entscheidende Züge aus der Physiognomie der Zeit.

Das Frauenideal

Wieder einmal war Dichtungssamen auf Wirklichkeitsboden gefallen und aufgegangen. Werther hatte sich in den weiten Bezirken der schönen Geister und zarten Seelen Brüder und Schwestern geworben. In diesen Zeiten geheimnisumwobenen und geschäftigen Freimaureertums war die zärtliche Träne im Auge geheimes Erkennungszeichen der Empfindsamen geworden. Sie sah ihn an; die Träne stand ihr im Auge; er wußte sich von ihr verstanden.

Wilhelm und Caroline von Humboldt sind unter denen, die sich derart finden. Ein „Tugendbund“, dem beide angehören, in dem man einander mit dem brüderlichen „Du“ begegnet und ein schweesterlicher Kuß das Geheimnis weiht, hat die seelische Sphäre um sie gewoben. Schwärmerei blüht zu Liebe auf. In solcher seelischen Hingabe empfindet sie ihr Glück als ein unverdientes; ihr eigenes Selbst scheint ihr nichtig, nun aber durch Liebe erhöht; sie betet ihn an als „den Schöpfer eines neuen Daseins, den huldreichen Geber eines unverdienten Glücks“. Er aber vermag es nicht zu begreifen, daß in ihr so gar keine Empfindung für ihren eigenen Wert sei. „Diese Stille, diese Bescheidenheit, diese Innigkeit in Dir reißt mich zu so entzückender Bewunderung hin.“ Er grübelt nach und findet in einem ausgeprägten Schönheitssinn das Geheimnis ihrer weiblichen Eigenart.

Das eben darf man in Beurteilung dieser schwärmerischen Stimmungen des ausgehenden 18. Jahrhunderts nicht übersehen: sie sind durchstrahlt von Geistigkeit. Wenn die Liebenden beim Herausziehen des Gewitters an das Fenster treten, wenn sich ihnen in solchem Augenblick der Name „Klopstock!“ auf die Lippen drängt und sich die Herzen derart vermählen, — ist es nicht auch Bekenntnis zu gemeinsamer Geistigkeit, was den schwärmerischen Bund besiegelt?

Es fällt auf: Schleiermacher, der denn freilich tief aus dem Erkenntnischacht des 18. Jahrhunderts kam, rügte noch 1802 den Mangel an Geistigkeit im Frauenideal des Novalis und schloß daraus mit Recht, daß Novalis sich seine eigene Geliebte nicht richtig gewählt haben könne oder doch nicht in ihr gefunden habe, was sie ihm hätte sein müssen. Aus der leeren Unschuld bekannte er seinerseits sich nichts zu machen. In den Frauen meinte er die verständnisvollsten Leserinnen wertvoller Bücher ausspüren zu können, weil in ihnen noch Phantasie sei. Man erlerne nichts; man erraffe nichts mit dem Verstande; nur das Gemütesfaßte werde zu Eigentum.

Man vergegenwärtigt ein Frauenideal und sieht es im Verbleichen: Die empfindsame Gefährtin, die verstehend fördert.

Nach der Schlacht von Jena aber tritt eine ganz neue Forderung an das Ideal. Die „deutsche Frau“ drängt sich dem Bewußtsein auf. Ohne den Begriff vorerst recht fassen zu können, wünscht man sich die Geliebte „deutsch“. Wilhelm von Humboldt, nunmehr seit 17 Jahren verheiratet und Vater einer kleinen Schar von Kindern, entdeckt an seiner Caroline plötzlich den neuen (nun eben vom Zeitbewußtsein diktierten) Zug. Am 7. November 1808 schreibt er ihr unvermittelt: „Ich kann gewiß mit Unparteilichkeit

behaupten, daß sich nie vielleicht eine allgemeine Form in einem einzelnen so rein und vollkommen ausgesprochen hat als deutsche Weiblichkeit in Dir." Etwa um die nämliche Zeit, und noch vor den Befreiungskriegen, lernt Alexander von der Marwitz irgendein junges Mädchen kennen, und er meint, eine Gestalt aus einem alten Holbeinschen Bild angetroffen zu haben: dieselbe Haltung, der vorwärtsgebeugte Kopf, die Hände, die sie beim Sehen unter der Brust übereinanderlegt. Fehlt nicht die seelische Deutung auf Treue und demütige Ruhe, wobei denn aber noch Geist und Stärke betont werden. Man sieht und erschrickt, wie „Zeit“ die Zeitgenossen zu sehen zwingt.

Man steht vor der Geburt des neuen Frauenideals.

Das neue Ideal der Freiheitskriege gewinnt aus einer Wirklichkeitserscheinung Gestalt. Man darf es auf den Namen der Königin Luise taufen.

Dabei verschlägt es nichts, man muß sich sogar hüten, danach zu fragen, wer diese edle Frau im Alltag ihrer Lebensführung gewesen sei. Varnhagen, der Lasterer, glaubte in ihr Züge von Selbstsucht und Verschlagenheit entdecken zu müssen, Humboldt rühmte ihr wirkliche Größe und Sanftmut, dazu eine seltene Harmonie des ganzen Wesens nach. Auf die Zeitgenossen — und das ist es, was vergegenwärtigt werden muß, will man von den wenigen absehn, die ihr persönlich nahetreten durften — wirkte sie als Erscheinung: Hausfrau und Königin, Mutter und Diademträgerin; dazu eine, die um Deutschland litt. Das sind die Züge, die für die Idealbildung entscheidend werden.

Ein früher Tod ruft die Legende.

Aber schon lange, bevor sie starb, zum Aufgang ihres Königinntums, im Jahre 1798, hatte Novalis in „Glauben und Liebe, oder der König und die Königin“ der Legende das Wort gegeben. Hier nun ist es, und das ist sehr bezeichnend, nur eine Eigenschaft in ihr, die legendäre Kraft gewinnt und zur Idealisierung drängt: ihr Hausfrauentum. Nur als ein großer Haushalt erschien dem Romantiker der Staat: als Hausfrau waltete die Königin. Darum, und gleichsam als Urbild der Pflichterfüllung, sollte jede Hausfrau und jede sorgfältige Mutter das Bild der Königin in ihrem oder ihrer Töchter Wohnzimmer haben. Weibliche Lehrjahre, anknüpfend an die Jugendjahre der Königin, forderte Novalis und meinte, es würde das mit Nataliens Lehrjahren übereinkommen; denn in Goethes Natalie („Wilhelm Meisters Lehrjahre“) glaubte er das „zufällige Porträt“ der Königin entdeckt zu haben.

Soviel ist sicher: der Ausgleich des Gegensatzes zwischen treulicher Erfüllung niederer weiblicher Pflichten und Herrscherwürde ist es, der vorbildlich wirkt. Die „gnädige Frau von Parey“ krönt die Königin von Preußen mit dem Diadem des Frauenideals, und wenn später Brentano in seiner Kantate auf den Tod der Königin ihr Wesen in dem zärtlichen Verein von Unschuld und Hoheit begreift, so wählt er eben nur andere Worte für die gleiche seelische Einstellung.

Neben die Wirklichkeit tritt abermals, den Typus ergänzend und vertiefend, das Geschöpf eines Dichters: das Käthchen von Heilbronn Heinrich von Kleists. Dort wie hier, ganz wesenhaft, der gleiche Gegensatz: die Tochter des Kaisers ist dem Mann ihrer Bestimmung gegenüber niedere Magd.

Hier nun aber sind alle seelischen Möglichkeiten bis aufs

Höchstmaß gesteigert. Das Kind wohlhabenden Bürgertums, einem gesitteten Jüngling anverlobt, setzt sich über alle Gebote der Sitte und des Anstands aus tiefem Naturtrieb hinweg, um dem einen, der ihrem Herzen gebietet, in niederstem Magdthum zu dienen. Jede seelische und körperliche Mißhandlung, die sie von ihm erfährt, nimmt sie als ein ihr Seübührendes, ja Willkommenes, hin: „Mein hoher Herr“ ist der Gruß, mit dem sie ihm naht. So tief erniedrigt sie sich ihm gegenüber, daß sie ihrer nächsten Umgebung als ehrlose Dirne erscheint, und ist doch so schämig, daß sie es nicht über sich vermag, ihren Rock ein wenig zu schürzen, um das Wasser des Flusses zu durchschreiten. Es ist Geheimnis um sie; nicht nur das ihrer hohen Geburt, nein derart, daß keiner der ihr Nahestehenden sie begreift; daß ein Cherub ihr hilfreich zur Seite steht; — dem einen aber, dem sie sich zugehörig weiß, legt sie ihre Seele rückhaltlos dar, ihm erschließt sich sogar ihr Unbewußtes. Ihm gibt sich die Schämige hüllenlos; ihm die Kaisertochter als niedere Magd. Liebe hat sich nahezu in seelische Hörigkeit verwandelt.

Und ist damit zu letzter seelischer Wollust geworden! Der Graf vom Strahl spricht zu sich selber das verräterische Wort: „Du, deren junge Seele, als sie heut naht vor mir stand, von wollüstiger Schönheit gänzlich triefte, wie die mit Ölen gesalbte Braut eines Perserkönigs, wenn sie auf alle Teppiche niederregnend, in sein Gemach geführt wird.“ Der Vergleich mit der Braut des Perserkönigs ist, gerade weil er kleist aus dem Unterbewußtsein aufsteigt, bezeichnend: das deutsche Empfinden ist hier ganz ersichtlich übersteigert. Aber so gewiß das der Fall ist, so gewiß war die Übersteigerung notwendig, dem neuen Ideal Gesicht zu geben. Denn das ist ja eben das Wesen des Ideals, daß es alle

Möglichkeiten erschöpfen muß, um jeder Forderung gerecht zu scheinen. Dem Deutschen jener Jahresläufte, dem Geburts- und Standesunterschiede schon deshalb ungeheuer wichtig werden mußten, weil sie im Schwinden begriffen waren, bleibt das Käthchen von Heilbronn Inbegriff der Deutschheit.

Der Alltag hatte nur das Magdtum auf Gehorsam und Häuslichkeit, die Mystik deutscher Kaiserherrlichkeit auf tiefdeutsches Empfinden, die seelische Hörigkeit auf die nende und aufblickende Liebe hinabzusetzen, und das Idealbild des Käthchens von Heilbronn konnte mit dem der Königin Luise in eins verschweben: das neue deutsche Frauenideal.

Auch ließ der Dichter nicht auf sich warten, der diese Verbürgerlichung vollzog. 1830 und 31 gab Chamisso sein „Frauenliebe und -leben“ und seine „Lebenslieder und -bilder“ heraus, und nun war es aus der Empfindung des Alltags heraus gesprochen, und, ihrem Verlobten ins Auge blickend, empfand das blonde Mädchen, das in dem Geist der Erneuerung Preußens erzogen worden war: „Darfst mich niedere Magd nicht kennen, hoher Stern der Herrlichkeit.“ „Laß mich in Andacht, laß mich in Demut, mich verneigen dem Herren mein;“ „Mein güt'ger Herr, du willst herab dich lassen, beseligend zu deiner armen Magd.“ Die Zeit der frommen Hingabe und der Hausfrauenwürde! Dienend stieg das Mädchen zur Hausfrau auf — wie ja auch Königin Luise Hausfrau gewesen war, derart, daß die Königin von der Hausfrau Vollkommenheit genommen hatte. Und etwas aus diesem Chamissoklang findet sich bei fast allen Dichtern der Epoche wieder. Etwa bei Eichendorff: „Gar oft schon fühlt' ich's tief, des Mädchens Seele wird nicht sich selbst, dem Liebsten nur geboren.“ Oder in der

Prosa des „Marmorbilds“, wo es nach der Liebeserklärung heißt: „Da ritt sie, ganz überrascht von dem unverhofften Glück, und in freudiger Demut, als verdiene sie solche Gnade nicht, mit niedergeschlagenen Augen schweigend neben ihm her.“

Dieselbe Stimmung ist in den Briefwechseln der Zeit. An Schleiermacher schreibt seine Braut: „Ich habe eine innige Sehnsucht, es immer wieder von Dir zu hören, daß Du mich liebst — liebst im ganzen Umfang des Wortes — denn ich kann es immer noch nicht fassen, Du Herrlicher und ich Armselige.“ Sie bekennt, sich immer mehr für Ehen interessiert zu haben, in denen die Frau durchaus unter dem Manne stehe und nur durch Liebe und Mutterwürde zu ihm hinaufgehoben werde. Sie kennt diese eigene seelische Scham und erschauert in dem Gedanken, daß sie einmal, wähnend, er habe sie gefragt, ob sie ihm gut sei, geantwortet habe, ja, sehr, sehr gut. Ein inniger Kuß wird ihr zu hohem Ernst und einem Gefühl der Heiligkeit. Dem entspricht es, daß er in ihr das Kind sucht. Gelegentlich träumt er sie sich schlafend, und im Schlaf ihr Kindtum offenbarend.

Brentano übersetzt das in die katholische Empfindungssphäre, und nun heißt es in dem Gedicht an Luise Hensel: „Kind, du hast mich erst gelehret, wie ein Leib so heilig ist, daß ihn selbst für uns begehret unser lieber, heil'ger Christ.“

War das neue Frauenideal durchaus romantischen Stimmungen entwachsen, so führte nunmehr der Rationalismus von seinen ganz anders gearteten Voraussetzungen aus, aber auch seinerseits der Zeitstimmung Rechnung tragend, zu überaus ähnlichen Vorstellungen hin. Ums Jahr 1820 schrieb Abraham Mendelssohn an seine Tochter Fanny:

„Du mußt Dich ernster und emsiger zu Deinem eigentlichen Beruf, zum einzigen Beruf eines Mädchens, zur Hausfrau bilden . . . Der Frauen Beruf ist der schwerste; die unausgesetzte Beschäftigung mit dem Kleinsten, das Aufsaugen eines jeden Regentropfens, damit er nicht in dem Sande verdunste, sondern zum Bache geleitet, Wohlstand und Segen verbreite, die stets unausgesetzte Beobachtung des einzelnen, die Wohltat jedes Augenblicks und die Benützung jedes Augenblicks zur Wohltat, das, und alles, was Du Dir dazu denken wirst, sind die Pflichten, die schweren Pflichten der Frauen.“ Das ist in rationalistischer Tonart, anders und doch einfliegend, das romantische Frauenideal der Zeit, und auch zu diesem Katechismus der Hausfrauenpflichten eignet sich als Vorsatzbild das Porträt der Königin Luise, so etwa, wie es Grassi malte.

Wie sehr hatten sich die Zeiten und mit ihnen die Wünsche der Menschen geändert! Noch Schleiermacher hatte in den Frauen die idealen Leserinnen gesucht. Jetzt schreibt Börne an Jeannette Wohl: „Es ist dasselbe unbehagliche Gefühl, mit welchem ich ein Frauenzimmer essen und lesen sehe.“ Die Frau sei Bürgerin im Reich der Liebe. Sie dürfe das Schöne und Gute nicht außerhalb ihrer selbst suchen. Fühle sie in sich Leere, so könne sie mit aller Wissenschaft der Welt diese Empfindung nicht übertäuben. — Fromme Demut bedeutet jetzt alles; Geistigkeit scheidet aus. Das Magdthum der Seele, die Hausfrauenwürde bedürfen der gelehrten Kenntnisse nicht. Auf die Stirn des gläubig aufblickenden Kindes senkt sich der Myrtenkranz. Bräutlich bleiben heißt die Ehelosung.

Anmutige Schwäche wird geradezu Modeforderung für die Frau. Das aber leitet zur Betrachtung der Dame über.

Königin Luise hatte dem neuen Frauenideal ganz wesentliche Züge verliehen: im Jugendglanz dahingerafft, die Wiederaufrichtung des Landes ersehnd, nicht mehr erschauend, sollte sie dieser Generation, nachdem sie von der Kunst die letzte Verklärung erfahren hatte, auch zu einer Führerin in die Gefilde der Abgeschiedenen werden.

Die Geburt der Dame

Wie Minerva ausgewachsen und wohlgerüstet dem Haupt ihres Vaters entsprang, so trat die Dame im Vollbesitz der ihr eigentümlichen, vornehmen Eigenschaften vor den Zuschauer hin, ohne daß sich ihr Werden, ihr Nahen irgendwie angekündigt hätte. Sie kam in jedem Sinne unangemeldet. Noch eben hatte Just gepoltet — nun stand die „Dame in Trauer“ vor dem Major v. Tellheim.

Sie kommt im Witwenkleide, die Schulden ihres verstorbenen Satten zu begleichen. Es werden nur wenige Worte gewechselt. Sie genügen, nicht nur das Wesen der Dame zu offenbaren, es werden auch Züge, es werden Begriffslinien angedeutet, welche die Literatur immer wieder aufnehmen wird, wo es „Damen“ zu gestalten gilt.

Die „Dame in Trauer“ trägt den Leidenszug. Sie ist erst kürzlich vom Krankenbett aufgestanden. Zunächst erkennt Tellheim sie nicht wieder, woran das kühle Schwarz, das sie nun kleidet, seinen Anteil haben mag. Eine falsche Scham ist ihr fremd. So fern es ihr liegt, dem Freunde ihres verstorbenen Satten mit einer Bitte zu nahen, sowenig kommt es ihr bei, falsche Vorstellungen über ihre Lage zu erwecken. Sie ist Dame genug, sich in ihrem Wesen durch die trüben Verhältnisse, in die sie geraten ist, unberührt zu wissen. Sie ist wahr.

Ihr fällt das schwerste Los zu, das es für hochgestimmte Naturen gibt: sie hat Wohltaten entgegenzunehmen. Tellheim macht es ihr leicht, er gibt vor, sich der Schuld nicht zu entsinnen. Sie könnte auf das Spiel eingehn, aber sie tut es nicht. Sie ist wahr. Um ihres Kindes willen nimmt sie das Geschenk an. Ihr Dank ist gehalten. Sie spricht ihn nicht mit Worten aus: „Verzeihen Sie nur, wenn ich noch nicht recht weiß, wie man Wohltaten annehmen muß.“

Was liegt nicht alles in diesem einen „noch“! Man sieht den steinigen Weg vor sich, den diese Dame mit schmerzenden Füßen zu betreten hat. Er scheint sehr weit, und keine Schattenaussicht ist gegeben. Wird sie, die „Dame“, auf diesem Wege bleiben? Es ist zugleich ein eigentümlich weher Ton der Resignation, der aus dem wenigen, was sie spricht, entgegenklingt. Zunächst warf es sie auf das Krankenbett nieder, nun hat sie sich soweit damit abgefunden, daß sie ihren Weg, diesen steinigen Weg, bewußt beschreitet.

Die Dame tritt in Erscheinung, und sie weist den Leidenszug. Bevorzugte Schwestern werden sich zu ihr gesellen, und es wird doch kaum eine sein, die nicht dies Zeichen trüge. Man wird nicht viel Lachen von Damenlippen vernehmen. Ja, es ist, als hätte Lessing, da er seine „Dame“ vor sich erblickte, auch rein äußerlich die Vision der vielen Kommenden gehabt. Diese eine stand noch eben an einem Sterbelager. Dichter werden Damen schildern, und sie werden sie unwillkürlich, als läge ein innerer Zwang dazu vor, in dunkler Gewandung sehen.

Das Wort „Dame“, dem Französischen entlehnt, war um die Mitte des 17. Jahrhunderts in Deutschland eingeführt worden. Ganz vereinzelt mag es, wenn man Heyne trauen darf, schon zu Ende des 16. Jahrhunderts gebraucht worden sein. Ein Kind des Luxus, ein vornehmes und adliges Wesen, vom letzten Glanz der Renaissance umwoben, so war die „Dame“ nach Deutschland gekommen. In diesem Sinne hatte Grimmelshausen das Wort in seinem „Simplicissimus“ (1669) gebraucht. Das alte Volkslied hatte gesungen: „Ein dama schön im garten gehn thet früh an einem morgen.“

Gegen das Kind des Luxus und des Reichtums hatte sich der Zorn eines sittenstrengen Protestantismus gewappnet. War man gegen den „Hosenteufel“ zu Felde gezogen, so verdiente gewiß auch die alamodische Dame Streiche mit der Birkenrute des Magisters. Ein fremdes Wort für einen fremden — dem armen Deutschland ach! so fremden Begriff: Grund genug für die Puristen, den großen und furchtbaren Reichsbann aufzubieten, und alle Lichter in der Kemenate der „Dame“ auszublasen. Daß das Wort selbst dem lateinischen *domina* (Herrin) entstammte, wußte man nicht, oder wollte man nicht gelten lassen. „Dame“ — was konnte das anderes sein als das lateinische *dama*, die Hirschkuh? Nun war freilich Grund genug zu derbem Gelächter und zu Spott gegeben. Nicht unwitzig reimte Logau (1654): „Was Dame sei und dann was *dama*, wird verspüret, daß jene Hörner macht und diese Hörner führet.“

Und wirklich, die Puristen, die Geißelschwinger, die Magister gewannen zuerst den Sieg bis zur Vernichtung. Aller Hoheit und Vornehmheit wurde die arme „Dame“ entkleidet. Sie wurde durchaus gemein. Im Jahre 1691 bereits konnte Stieler schreiben, das Wort sei anrühlig geworden

und bezeichne das lateinische amica. Zwischen der „Dame“ und der Buhldirne bestand kein Unterschied mehr. Der „Kavalier im Irrgarten“ kennt die Dame de fortune, das „friedewünschende Teutschland“ des Johann Rist (1647) läßt die Dame im Soldatenlager ihr Unwesen treiben, Schuppius identifiziert den Begriff mit dem einer häßlichen Krankheit, die man gleichfalls von den Franzosen überkommen zu haben glaubte. Derart führte sich die Dame auch in die deutsche Sprichwörterwelt ein: „Den Damen die Ehre,“ sagte der Schweinetreiber, „die Sauen gehen vor.“ „Neun Damen und ein Herr machen zehn Schmuggler.“

Nur hatten die Puristen in ihrem Zorn eins übersehen: es ist leicht, ein Wort zu verfehlen, es ist schwer, einen neuen Begriff, der Lebenskraft besitzt, aus der Welt zu schaffen. In den unglückseligen Zeitläuften, die dem Dreißigjährigen Krieg in Deutschland folgten, war für die „Dame“ freilich kein Raum gewesen. Aber die Verhältnisse besserten sich, neuer Glanz höfischen Lebens strahlte über den Rhein, und so gebar auch in Deutschland „das Glück dem Talente die göttlichen Kinder“. Die Dame gewann ihren Adel zurück. Man weiß, wie Lessing das Wort gebrauchte. Goethe und Schiller führten es selten, dann aber in der gleichen Bedeutung. Es waren Damen, die sich mit dem jungen Goethe am Ufer der Ilm zu zärtlichem Schäferspiel einfanden. Aus Schillers: „Den Dank, Dame, begehre' ich nicht!“ Klang freilich auch etwas wie verächtlicher Unterton.

Jedenfalls sollte das Wort noch einmal feindlichen Klang gewinnen. Die Romantik ironisierte die „Dame“. Sie wurde der Inbegriff des Launischen. So spricht Tieck von „Dame Fortuna“, Ahland nennt das Publikum „die edle Dame“. Bei Heine ist es eine Teetischvision: „Die Herren

waren ästhetisch, die Damen von zartem Gefühl." Wenn die Kastraten singen, schwimmen die „Damen“ in Tränen bei solchem Kunstgenuß. „Denkst du der Dame, die so niedlich mit kleinem Zürnen dich ergötzt?“ „Täglich geht sie dort spazieren mit zwei häßlich alten Damen — sind es Tanten, sind's Dragoner, die ver mummt in Weiberröden?“ Es wird auch dem Hausfrauenideal zuliebe der Begriff der „schönen, wirtschaftlichen Dame“ gebildet, und schließlich sinkt das Wort in all die Tiefen zurück, in die es Zeloten und Puristen gebannt hatten. „Stehst du in vertrautem Umgang mit Damen, schweig, Freundchen! still, und nenne nie Namen. Um ihretwillen, wenn sie fein sind, um deinetwillen, wenn sie gemein sind.“

Wie steht es in Wahrheit um den Begriff der „Dame“? Die Wörterbücher unterscheiden den doppelten Gebrauch des Worts: Die Dame ist zunächst eine angesehene, vornehme Frau, der man das Prädikat „gutgekleidet“ nicht vorenthalten kann, sie ist sodann die, welche man liebend verehrt. Die Bedeutung der „Dame des Herzens“ fällt nicht ohne weiteres mit ersterer zusammen.

Worin das Wesen der „Dame“ zu suchen ist? Man vergewärtigt sich noch einmal die „Dame in Trauer“ und stellt sie Minna von Barnhelm gegenüber. Das Fräulein von Barnhelm ist gewiß ein angesehenes und vornehmes und gutgekleidetes weibliches Wesen, und doch zögert man, sie in der Schärfe des Begriffs eine „Dame“ zu nennen. Dazu fehlt es ihr an Haltung. Und vielleicht ist dies das Eigentümliche: die Haltung macht die Dame aus. Das kann äußerlich anerzogen sein, dann aber ist die Dame das zimmerliche Teetischgeschöpf oder die steife Repräsentantin, deren die Romantik spottete. Echte „Haltung“ aber ist ein Geschenk guter Genien, aus seelischem Adel erwachsen. So geht

die Dame durch das Leben, und es scheint ein Wagnis, sich ihr zu nahen. Sie mag beschenken, doch darf man keine Forderung an sie stellen. Sie geht, sie überschreitet die staubige Straße, — es haftet kein Schmutz an ihrem Saum.

Das ist hier Goethe: die Vermählung seelisch reichen Frauentums mit dem Begriff der Dame. Drei seiner Gestalten nahen und geben Antwort auf jegliche Frage.

Sehr selten gebraucht Goethe das Wort „Dame“, aber da er von seiner Natalie spricht, kommt es ihm gleichsam unwillkürlich über die Lippen. Wilhelm Meister trägt seinen Felix im Arm, als er sich Natalie gegenüber sieht. „Er setzte das Kind nieder, das aufzuwachen schien, und dachte sich der Dame zu nähern . . .“

Er erkennt sie wieder. Das war die erste Begegnung mit ihr gewesen, daß sie sich seiner, des Verwundeten, angenommen hatte. Ein Grundzug ihres Wesens war darin zutage getreten: Natalie ist hilfsbereit, ist es in anderer Art, als es Frauen gemeinhin sind, die mit lässiger Hand ein Geldstück reichen. Der Begriff des Geldes ist ihr durchaus fremd, gleichsam, als sei das Geld etwas zu Gemeines, in ihre Sphäre gezogen zu werden. Ihre Hilfsbereitschaft ist die der ersten Christen. Sie schneidet den Hungrigen selbst das Brot; sie spürt in den eigenen Schränken und denen der Freunde nach Kleidung für die Darbenden. Die Bedürfnisse ausgleichen: das ist das ihr angeborene Streben. Immer muß sie sich nützlich machen. So hat sie sich mit jungen Mädchen umgeben, die sie erzieht.

Man entsinnt sich, daß Novalis in dieser Natalie das „zufällige Porträt“ der Königin Luise wiedergefunden hat.

Der hausfräuliche Zug im späteren Frauenideal macht sich hier bereits und in sehr entscheidender Ausprägung geltend.

Natalie hat jene „Haltung“, die einer adligen Seele entspricht. Darum ist ihr falsche Lustigkeit, wie die ihres jungen Bruders, lästig. Lautes Lachen verletzt sie. Es wird ihr auch, wie es ausdrücklich heißt, jede Beschäftigung „zu würdiger Handlung“. Steht sie den Werken der Kunst fremd und innerlich unempfänglich gegenüber, so gewinnt alles Lebendige, von der stummen Pflanze zum leidenden Kinde ihre Anteilnahme. Als strahlte ihre innere Harmonie nach außen aus: „Natalie kann man bei Leibesleben selig preisen, da ihre Natur nichts fordert, als was die Welt wünscht und braucht.“

Die Liebe ist ihr immer wie ein Märchen erschienen. „Sie haben nicht geliebt?“ „Nie oder immer.“ Und nun tritt doch die Liebe zu Meister in ihr Herz. Da ist es ihr nur selbstverständlich, auch unbefragt, Bekenntnis abzulegen. Aus sich heraus will sie Wilhelm sagen, was sie für ihn empfindet. Das ist die Freiheit dieser Dame. Freilich, ob auch die Heirat vollzogen wird, die Ehe mit Natalie bedeutet Entsagen. Beide Züge aber, das freie Hervortreten der Dame mit dem Bekenntnis ihrer Neigung, zugleich das klösterliche Zurückweichen vor der Umarmung, wird für die Zeitspanne zwischen den Revolutionen bedeutungsvoll werden.

Die Natalie erzog, steht ihr als ganz eigentümliche Verkörperung der „Dame“ zur Seite; ihr Name ist ihr Wesen: die „schöne Seele“.

Diese nun trägt den Leidenszug. Als Kind bereits hat sie einen Blutsturz gehabt. Der Anfall wiederholt sich, sobald sie einmal aus der Stille ihres Daseins hinaustritt. Leiden

schaft wirkt auf sie, das betont Goethe ausdrücklich, wie Krankheit. Sie macht sie still.

Durch eine Samaritertat gewinnt auch sie sich den Mann, der ihr die Hand zum Lebensbund bietet. Sie genießt ein bräutliches Glück, — um als Verlobte erst völlig die mimosenhafte Zurückhaltung ihres Wesens zu bekunden. So erstirbt die Liebe des Freiers. Beides aber, Verlobung und Entlobung, gleitet an ihrer Seele vorüber wie Bilder, die das Spiegelglas zwar zeigt, aber nicht festhält. Und doch nicht ganz so. Liebend lernt sie beten. Der Bräutigam schien nur gekommen, sie jenem anderen Bräutigam der Seele zuzuführen. Damit ist auch der weitere Ton angeschlagen, der in der Zeitspanne zwischen den Revolutionen den vollen Klang gewinnt: die Religiosität der Dame.

Der „schönen Seele“ eignet ein Höchstmaß von Bildung; aber sie gehört zu denen, die besitzen, um zu verbergen.

Doch ist ihr, wo es darauf ankommt, Festigkeit verliehen. Sie schließt ihre Thür den Besuchern, die ihren Frieden stören. Sie meidet Geselligkeit und Spiel, sobald sie einmal erfahren hat, daß ihre Seele der Ruhe bedarf. Sie gibt ihren Bräutigam dafür mit in Kauf. Sie setzt ihr alles daran, die eine köstliche Perle zu erwerben. Es ist bereits etwas Starres in der Haltung dieser Dame, die oberflächlicher Betrachtung wenig „Dame“ erscheinen mag, und zu deren äußerer Erscheinung doch auch das Stiftskreuz mit dem großen Diamanten hinzugehört.

Sie findet Anschluß an die „Stillen im Lande“, ohne doch recht dazupassen. Ihr, der Dame, fehlt die Sündenzerknirschung. Auch ihre tiefe Frömmigkeit bleibt aristokratisch. Sie sucht und gewinnt den engen Anschluß an Gott. Äußerlich trägt sie den Leidenszug, innerlich ist ihr eine leichte Heiterkeit des Wesens verliehen. —

Schien es nicht, als sei ein letzter Glanz der Renaissance um die „Dame“ gebreitet? Durch die Gärten von Belriguardo streicht leise die Frühlingsbrise. Vor Tasso steht Leonore von Este.

Auch in diesem milden Antlitz fehlt nicht der Leidenszug. Von schwerer Krankheit war sie eben erstanden, als Tasso ihr zugeführt wurde. Auf ihre Frauen gestützt, empfing sie ihn. Den Festen blieb sie fern. Das Kind war einsam, und durch die geschlossenen Fenster drang kaum das Jubeln der Gefährten. Den letzten Trost des Gesanges nahm ihr der Arzt.

Sie lernt und wird durch Studien erst völlig sie selbst. Das ist kein Kleid, das sie trägt, sondern eine Bestimmung, in die sie hineinwächst. Ihre tiefste Teilnahme bekundet sich trotzdem nur in Schweigen. Sie beglückt nicht durch das, was sie bietet, sondern durch das, was sie ist.

Liebt Leonore? Sie sieht sich umworben, doch weiß sie von keinem Verhältnis, das sie lockte. Ihre Liebe ist Freundschaft. Ihre Leidenschaften leuchten „wie der stille Schein des Mondes“. Die Liebe, meint sie, könne nur durch Mäßigung und Entbehren unser eigen werden. Darin gleicht sie völlig einer Lichterscheinung. Sobald Tasso leidenschaftliche und verlangende Arme nach ihr ausstreckt, ist ihm ihr Bild zerronnen.

Was als „Haltung“ der Dame bezeichnet wurde, ist hier Ausdruck innerster Natur geworden. Man kann diese weiße Blume nicht in einen Kranz einflechten; man kann sie nur brechen. In letzter Entwicklung ist hier Erfüllung.

Als reiche Erbin ist sie auf einem einsamen Gut Northumberlands aufgewachsen. Die Mutter starb ihr früh, und so befand sie sich stets in Gesellschaft ihres Vaters. Ihr Sinn war den strengen Wissenschaften zugewendet. Schwierige algebraische Aufgaben löste sie mit Leichtigkeit, die Nacht verbrachte sie oft auf dem Observatorium, das ihren astronomischen Interessen diente. Als sie zur Jungfrau erblüht war, fehlte es ihr nicht an Freiern; sie mochte keinen erhören. Wohl schmerzte ihr schroffes Wesen den Vater, doch war dies das Eigentümliche in Florentine, daß selbst ihn die Empfindung beschlich, er dürfe ihre Vermählung nicht wünschen.

An der Grenze der Kindheit war ihr unter anderen lateinischen Büchern ein anatomisches Werk in die Hände gekommen. In ihrem Wissensdrange hatte sie es gelesen. Sie war darüber in nachhaltige Melancholie verfallen. Es war, als sei es ihr unmöglich, die „seltsame Basis unseres Lebens zu vergessen, wo Lust und Scherz mit der Verwesung liebäugelt“.

Ein ernster und gebildeter Mann, ein Freund des Vaters, näherte sich ihr. Gemeinsame Studien verbanden die beiden. Eine tiefe Neigung zu dem rätselhaften Geschöpf stieg in ihm auf. Sie wurde zu Leidenschaft. Je mehr er sich jedoch Florentine zu nähern suchte, desto mehr floh sie ihn.

Auf einem gemeinsamen Austritt war es, daß er sich ihr erklärte. Sie wies ihn ab. Schweigend wandten sie die Pferde. Sie waren wieder an das Schloß gelangt, um sich fortan für immer zu meiden. Er war abgesprungen, um ihr behilflich zu sein. Unwillig kehrte sie sich von ihm ab — ihr Reitkleid blieb am Sattelbogen hängen, halb entblößt stand sie vor ihm.

Fortan verschloß sie sich in ihr Zimmer und war nicht zu bewegen, Speise und Trank zu sich zu nehmen. So vergingen die Tage. Nach einer Woche aber trat sie vor ihren Vater und forderte ihn auf, für sie um den Freund zu werben. Nach dem, was geschehen, müsse sie seine Gattin werden. — Das ist Ludwig Tieck's Novelle „Die wilde Engländerin“. (In: „Das Zauberschloß“, 1830.)

Suzkows Wally (1835) ist dem ungeliebten Mann anverlobt, und so heißt es für sie, von Cäsar, dem ihr Herz zugetan ist, Abschied nehmen. Er spricht ihr von Tschionatulanter und Sigune und fordert eine letzte Gunst. Wie Sigune soll sie sich ihm geistig vermählen durch den Anblick ihrer ganzen natürlichen Schönheit. Sie stößt ihn von sich, um sich ihm dann doch in eben der Nacht, in der sie dem andern angehören muß, in hüllenloser Schönheit zu zeigen.

Ist Suzkows „Wally, die Zweiflerin“, eine Dame? In Suzkows eigenem Sinn ist diese Frage durchaus zu bejahen. Hoch zu Pferde — seit 1830 war das Reiten der Damen Mode geworden — an der Spitze eines ganzen Trupps von Anbetern wird sie eingeführt, an ihrer Reitgerte glitzern die Ringe, die sie von ihren Courmachern erhielt und die sie gelegentlich an Arme verschenken wird. Der Salon ist ihre Sphäre. Ihre Unterhaltung ist spielend, abweisend und witzig. Sie leidet unter der Langenweile der großen Dame. Sie geht eine Konvenienzheirat ein, trotzdem sie den andern liebt. Sie wird stets gefühllos an den Unglücklichen vorübergehn und nur eben ihr Kleid aufraffen, damit ihr Rocksaum nicht die Not und das Elend streife. Sie liebt das Hasardspiel, sie ermangelt jeglichen Sinns für die Schönheit der Landschaft, sie ist bewußt kolett.

Wally ist ein taubes Metall, das nur an einer Stelle Klang gibt. Rührt die Unterhaltung an religiöse Fragen,

dann verstummt diese Dame. Ein spöttisches Wort, eine Verneinung, und sie zuckt in einem Schmerz zusammen, der ihr körperlich wehe zu tun scheint. Sie will glauben, und vermag es nicht. Sie möchte zum mindesten gleichgültig an den Fragen des Jenseits vorüberhuschen, und ist es nicht imstande. Sie kostet alle Erniedrigungen einer unwürdigen und verbrecherischen Ehe aus, sie scheidet sich von dem Mann, den sie liebt, um ihrer Freundin willen verlassen — sie findet die Kraft, das alles zu überwinden oder doch zu verschmerzen. Das, was ihr an Glaubensmöglichkeit geblieben ist, wird ihr genommen, — und sie gibt sich selbst den Tod. Tut es als Dame, den Dolch, mit dem sie sich ersticht, in einem roten Tuch verhüllend — wie Charlotte Stieglitz (im Jahre zuvor, 1834) in der Haltung der Dame in den Tod gegangen war.

Man sieht: die Wesenszüge der Dame in Goethes Gestaltung, ihre Scheu vor körperlicher Berührung, ihre Frömmigkeit, kehren auch bei Tieck und Zugkow wieder und — sind doch ganz andere geworden. Man könnte sagen: diese neue Empfindungssphäre verhält sich zu der Goethes wie Katholizismus zu Protestantismus. Genug; es spielt Mystik hinein.

Im Jahre 1850 ist Ida Gräfin Hahn-Hahn zum Katholizismus übergetreten. In ihren Romanen ist recht eigentlich das Bildnis der „Dame“, wie es sich in diesen Jahresläufen zeichnet.

Es ist, als fühle sich Ida Hahn-Hahn gedrängt, die volle Beweglichkeit ihrer Phantasie aufzubieten, ihre Heldinnen „Aus der Gesellschaft“ vor Vermählung zu schützen. Renate (Aus: Cecil, 1844) hat sich selbst einem kranken Mann zum

Opfer gebracht und ihm als pflegende Schwester die Hand zum Ehebund gereicht. Sie lernt einen andern lieben und widersteht dem Wollen ihres eigenen Herzens. Ihr Gatte stirbt, sie will zu dem Geliebten und findet ihn vermählt und hat von neuem zu entsagen. Ein dritter Mann, eben Cecil, tritt in ihr Leben. Er wird ihr teuer, und sie verlobt sich ihm an. Die Nachricht erreicht sie, daß der von ihr zuvor Erbtorene frei geworden ist, sie löst die Verlobung mit Cecil, sie findet den Geliebten — aber nur als Toten. Eine jungfräuliche Witwe, eine jungfräuliche Liebende. Es ist, als würde man durch die weiten Alleen eines Parks geführt, die Wege kreuzen und verschlingen sich und schließen sich zum Kreise, und in dem großen, sich tenumdunkelten Mittelrondell züngelt die Flamme empor: das Mysterium der Dame.

Ida Hahn-Hahn weiß von Leidenschaft; aber sie leugnet für ihre Dame (aus eigener Lebenserfahrung heraus) die Möglichkeit eines Eheglücks. Beides, Leidenschaft und Frömmigkeit, lösen, im Widerspruch und im Einklang, die große Weltmüdigkeit aus. Das Kloster wartet.

Bei Ida Hahn-Hahn gewinnt die Dame Züge von Genialität. „Ich kann nur die Dinge lernen, die ich schon weiß“, heißt es in „Gräfin Faustine“. Man denkt an Börne und daß er Abscheu hatte vor einer lesenden Frau.

Das ist Ilda Schönholm (1838): Ihr Gesicht weist den Schnitt einer Madonna und den Ausdruck einer Sibylle; dazu fatigierte Züge, und Augen, wechselnd, schillernd wie das Meer. Ilda Schönholm ist eine berühmte Schriftstellerin, ist aber vor allem Aristokratin. Die Erfahrung einer müden Ehe liegt hinter ihr, die neue Liebe, die sich bietet, führt zu Entsagen. Ihre Anmut besteht größtenteils in Sichgehenlassen, eine Fähigkeit, deren „alle Bürgerlichen ermangeln“. Ihre Liebe ist selbstbewußt. Sie tritt vor den Mann, dem sie ihr

Herz geschenkt hat, und ehe er noch ein Wort gefunden, sagt sie: „Wir lieben uns.“ „Der, den ich liebe, widersteht mir nicht.“ Sie selbst wäre bereit, ihrer Leidenschaft jedes Opfer zu bringen. Wird auch sie trotzdem zu Entsagung verurteilt, so findet doch auch hier etwas wie eine mystische Vermählung statt. Der Liebhaber, ein Bürgerlicher und darum nicht fähig, ein Opfer anzunehmen, betritt zur Nachtzeit ihr Zimmer und blickt auf die Schlafende.

Das Kloster wartet, und das ist Gräfin Faustine (1841): Auch sie trägt einen Zug von Genialität. Sie vermag es, Malerin aus Neigung, einen ganzen Tag vor der Staffelei auszuharren und sich dann abends schwerer Lektüre hinzugeben. Zeiten tiefster Einsamkeit wechseln bei ihr mit Zeiten ausfüllender Geselligkeit. Sie kennt Europa und hat den Orient bereist; ihre Bildung weiß um das Wissenswerte. Sie fühlt sich in ihrer Kleidung nicht an die Mode gebunden, sie stilisiert ihre Erscheinung wie ihr Leben. Nach unerwünschter Berührung schüttelt sie ihr Kleid ab, augenblicksweise überkommt sie ein Verlangen nach Männerkleidung. Sie spricht sehr leise, und in der Vertraulichkeit leiser. „Grazios und genial“ nennt sie Ida Hahn-Hahn. Diese nun ist es, an der Männer zugrunde gehen. Tiefliebend, vermag sie dennoch nicht die Liebe zu wahren, gerade weil sie ihr Naturbestimmung ist: ihre Natur ist Sichwandeln. So auch brennt in ihr, die von Kunst, von Leidenschaft, von Geselligkeit ganz ausgefüllt scheint, die sich ihr Leben gestaltet, der Gesellschaft trogend und darum ihr gebietend, ein schwachtender, unauslöschlicher Durst nach dem Ewigen. Das Kloster wartet, und sie geht in das Kloster ein.

Das Frauenideal hatte, selbst in kleistischer Mystik, ein protestantisches Ansehn gewahrt. In dem zarten Kind der Berliner Bürgerfamilie, in der blonden und blauäugigen

Pastorentochter, konnte der aus den Freiheitskriegen heimgekehrte, mit dem Eisernen Kreuz geschmückte junge Krieger dies Ideal verkörperlicht wähen. Die „Dame“ gewinnt in dieser nämlichen Zeit scharf und schärfer ausgeprägt katholische Wesensart. Dem nachsinnend, meint man in die Gesellschaftsstruktur dieser Epoche zwischen den Revolutionen, die die Standesunterschiede aufhob, neu zur Geltung brachte, abermals anfocht, die im Drang nach Neugestaltung ängstlicher am Überkommenen festhielt, tieferen Einblick zu tun.

So seltsam es klingen mag: Selbst in der visionären Schau der heiligen Jungfrau, die Katharina Emmerich damals erfuhr, wird man Züge aus dem Damenbildnis eben dieser Zeitläufte wiederfinden.

Religiosität

Wieder vollzieht sich das Pfingstwunder. Es sind die Stimmen der vielen in der Luft und werden zu der Stimme des einen. Wer nach der Religiosität dieser Zeit, die sich vielleicht als einzige eine protestantische Kultur erschuf, fragt, der findet Antwort bei Schleiermacher. Es ist sein Frühwerk, seine „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern“ (1799), in dem die Epoche Sprache und Bekenntnis gewinnt.

Aus den Stimmen der vielen die des einen. Es heißt nicht zuviel sagen, wenn man behauptet, daß das Humanitätszeitalter als solches, verkörpert etwa in den Herder, Goethe, Novalis, überschattet von Spinoza, an dieser Schrift innerlich mitbeteiligt ist, die deshalb um nichts weniger das Gepräge höchster schöpferischer Individualität trägt.

Das Gefühl für die Unendlichkeit war in Schleiermacher durch die Philosophie und vielleicht in höherem Ausmaß durch die Dichtung des deutschen Idealismus geweckt worden — es wird durch ihn zum Urquell aller Religiosität. „Wahre Religion ist Sinn und Geschmaç für das Unendliche“, heißt es nun. Sich an das Universum hingeben, sich von ihm erregen lassen, ist Schöpfen aus dem Brunnen lebendigen Wassers, von dem der Nazarener sprach. Alle Religionen haben nur das eine Ziel, den Weltgeist zu lieben und seinem Wirken freudig zuzuschauen.

Und wieder ist es Blüte vom Baum des 18. Jahrhunderts, die in dem Gefühl für die Menschheit — nicht von Begriffen, sondern nur von Gefühlen muß man hier reden — Frucht wird. Nicht den einzelnen, sondern die Menschheit umschauert das Universum. Der Mensch muß die Menschheit zuvor gefunden haben, ehe er Religion zu empfinden vermag. Man hört beinahe Novalis' Worte aus Schleiermachers Mund: „Ihr selbst seid ein Kompendium der Menschheit.“ Nur im Gemeinschaftsleben wird Religion möglich. „Die Religion haßt die Einsamkeit.“ Darum nennt Schleiermacher alles, was sich irgendwo religiös gestaltet, gut, weil es ein gemeinschaftliches höheres Leben ausspreche. So wächst Menschheit aus Religion auf, und Religion aus Menschheit. Und eben dieser Menschheitsgedanke ist es, der Schleiermacher — wieder mit dem Wort des Novalis — von der „heiligen Wehmut“ des Christentums sprechen läßt.

Abermals ist es deutscher Idealismus des 18. Jahrhunderts, wenn Schleiermacher im religiösen Menschen den Sinn für geschichtliches Werden erspürt. Er weiß, daß in jedem religiös Gerichteten der Augenblick seiner Erweckung Epoche machte: daran denkt der Erweckte bei jedem fürderen Erlebnis zurück; von da an als Ausgangspunkt gestaltet sich ihm sein Dasein. So und nicht anders muß der Religiöse aber auch das Werden der Menschheit überschauen, denn durch die Menschheit wurde er selbst ja erst zu dem, was er ist: der religiöse Mensch.

Toleranz nennt Schleiermacher den Wesenszug aller Religiosität; er tut es einer Welt, die ihn Lügen zu strafen scheint, zu Trotz. Er darf es tun aus dem Geist des Humanitätszeitalters heraus.

Wenn sich in Schleiermachers „Reden über die Religion“ die bewegliche Apostrophe an Spinoza, den Einsamen, den

„Meister ohne Jünger und ohne Bürgerrecht“, findet, so ist damit nur über die unmittelbare Zeitstimmung hinaus dem Klang aus der Vorzeit Ton gegeben. Sie alle, die Lessing, Herder, Goethe, Novalis, hatten ja den Spinoza jeder in seiner Weise erlebt. Neben dem Unendlichkeitsgefühl aber, das man gewiß auf Spinozas Namen taufen darf, wird für Schleiermacher die andere Anschauung wichtig, daß in gleicher Weise wie das Organische das Chaotische hinter sich gelassen habe, wie aus erstorbenen Pflanzengenerationen eine neue aufblühe, so auch im geistigen Leben alles zu Erhöhung strebt. Es ist ein Aufwärts in Schleiermachers Welt.

Ihm redeten auch die „Stillen im Lande“. Wie seine eigene Jugendbildung unter herrnhuterischem Einfluß gestanden hat, so ist die Betonung des Gefühlsmoments in der Religiosität aus jener Herzen gesprochen. In dieser Gefühlsbetonung aber ist recht eigentlich die Tat Schleiermachers in seiner Zeit, für seine Zeit zu begreifen. Die letzten Ketten des Rationalismus sind abgefallen. Der neue Mensch steht angesichts des Universums. Die Gefühlswelle flutet in ihm auf. Aus der Empfindung wird ihm Religion geboren. Der Verstand hat nichts hinzuzutun, nichts wegzudeuteln. Wahrheit ist nur in dem Gefühl.

Und das ist wieder die Stimme der Stillen im Lande, wenn Schleiermacher es schroff in Abrede stellt, daß Religion aus sich heraus zum Handeln dränge. Schleiermacher hütet sich sehr bewußt davor, die Religion zu einer Magd der Ethik zu erniedrigen. Im Gegenteil; es erscheint ihm als Wesensziel, zugleich als ein Heilmittel wider viele Übel, „sich ohne bestimmte Tätigkeit vom Unendlichen affizieren zu lassen“. Der Quietismus der Stillen im Lande besteht bei ihm fort, nur mit dem wesentlichen Unterschied, daß

die Ohnmacht jener sich bei ihm in seelische Kraft verwandelt.

Aber selbst Spuren des überwundenen Rationalismus sind wie Narben in Schleiermachers neu aufgerichtetem Organon erkenntlich geblieben. In der Weise, wie er den Mythos zu den Religionen in Gegensatz bringt, ist die Schulung durch eine ältere Theologen-Generation, sind die ungreifbaren Einflüsse, denen auch der zu Widerspruch Aufgestandene unterliegt, ganz unverkennbar.

So verneinend aber, wie Schleiermacher dem vor ihm herrschenden Rationalismus in der Theologie entgegensteht, so absprechend verhält sich die Theologie von heute Schleiermacher selbst gegenüber. Das macht: in Schleiermachers religiöser Auffassung ist für die Persönlichkeit Jesu Christi, des Heilands, wenig Raum, sie gewinnt zum mindesten nicht zentrale Bedeutung. Das darf nicht erstaunlich erscheinen. Zu allen Zeiten hat Mystik das unvermittelte Einströmen des Beseeligten in die Gottheit als einzigen Erfahrungsquell empfunden; und es ist Mystik in Schleiermachers Religiosität. Bei Schleiermacher steht demzufolge nur die kühlanmutende Versicherung, daß alles Endliche der höheren Vermittlung bedürfe, um mit der Gottheit Zusammenhang zu finden; eine Versicherung, die alsbald dadurch Abschwächung erfährt, daß Jesus zwar aus der Einzigkeit seines Wissens um Gott und seines Seins in Gott sein Mittleramt hergeleitet, nie aber behauptet habe, der einzige Mittler zu sein. — Das aber ist ja die Ewigkeitsbürgschaft der christlichen Religion, daß sie, dem zeitlichen Wandel in sehr hohem Maße unterliegend, ihr Wesen unangetastet wahrte. So vers schlägt es nichts gegen Schleiermacher und gewiß nichts gegen Schleiermachers zeitliche Sendung, daß heutige Theologen ihn überwunden zu haben glauben. Genug daran, daß er

es war, der in dieser aufgepeitschten und friedesuchenden Epoche zwischen den Revolutionen den Keimboden für eine protestantische Kultur geschaffen hat.

Wie tief er griff, wie sehr er im Wesentlichen wurzelte, dafür nur das eine Zeugnis. Für Schleiermacher gibt es kein „Diesseits“ und „Jenseits“. Wer Religion hat, kennt, seinem Wort zufolge, nur eine Welt. Er spottet derer, die einem Leben nach dem Tode nachhängen. Es ist ihm Mahnruf aus Herzenstiefen: „Möchten sie doch versuchen, aus Liebe zu Gott ihr Leben aufzugeben. Möchten sie danach streben, schon hier ihre Persönlichkeit zu vernichten und im Einen und Allen zu leben.“ —

Schleiermacher, der Protestant. Im Jahre 1806 taucht so etwas wie der Gedanke an einen protestantischen Glaubenskrieg gegen Napoleon in ihm auf, er fühlt sich selbst zum Erneuerer des Protestantismus berufen und plant dergeartete Lehrbücher. In den damals modisch gewordenen Übertritten zum Katholizismus erblickt er nichts als verächtliche Weichlichkeit. Aber er ist sich auch klar darüber, daß in Protestantismus und Katholizismus die Idee des Christentums zwar gegensätzlich, aber so eigentümlich ausgesprochen sei, daß erst aus beider Zusammenfassung diese Idee wahrhaft in Erscheinung zu treten vermöge; den Gegensatz festzulegen, meint er, sei eben jetzt an der Zeit. Alle Versuche aber, den Gegensatz aufzuheben, hält er für verfrüht; es würde das nichts weniger bedeuten, als den Untergang des Christentums heraufbeschwören.

Hinter Schleiermachers Werk steht eine menschliche Persönlichkeit voll seelischer Anmut; eine Künstlernatur durchaus; einer, der mit dem Gemüt zu denken wußte, und dem das Gefühl Klarheit gab; der ganz Seltenen einer, bei dem das Wort Wesensaufschluß ist. Dazu eine ethische Natur

von letzter Selbstherrlichkeit und einer, den (im Gegensatz zu Luther) kein Teufel ansocht. Kein Zweifel, daß Kant auf ihn befreiend und festigend gewirkt hat. Man lese aus einem seiner Briefe (1801) das stolze Bekenntnis: „Nie werde ich der vertraute Freund eines Menschen von verwerflichen Gesinnungen sein, aber nie werde ich aus Menschenfurcht einem unschuldig Geächteten den Trost der Freundschaft entziehen, nie werde ich meines Standes wegen, anstatt nach der wahren Beschaffenheit der Sache zu handeln, mich von einem Schein, der anderen vorschwebt, leiten lassen. Einer solchen Maxime zufolge würden ja wir Prediger die Vogelfreien sein im Reiche der Geselligkeit; jede Verleumdung gegen einen Freund, wenn sie gut genug erstonnen war, um Glauben zu finden, könnte uns von ihm verbannen. Vielmehr ist das Ziel, welches ich mir vorgesetzt habe, dieses, durch ein untadelhaftes, gleichförmiges Leben es mit der Zeit dahin zu bringen, daß nicht von einem unverschuldeten üblen Ruf meiner Freunde ein nachtheiliges Licht auf mich zurückfallen kann, sondern vielmehr von meiner Freundschaft für sie ein vorteilhaftes auf ihren Ruf.“

Derart der Mann, und dies seine Sendung an seine Zeit.

An die „Gebildeten unter ihren Verächtern“ war der Ruf ergangen: den Heutigen mag das als Schwäche oder doch als arge Einseitigkeit erscheinen; für jene Zeit bedeutete es eine Kraft. Die Geistigen im Bürgertum waren's, die jene Kultur sich erschufen; ihnen hat Schleiermacher aus ihres eigenen Wesens Tiefen gesprochen.

Schon vor Schleiermacher war der landschaftliche Eindruck für eine nur auf Empfindung angewiesene Religiosität Weckruf gewesen.

So hatte Caroline von Dacheröden schon 1790 an ihren Verlobten geschrieben: „Ich war früh vier Uhr schon im Freien — die Sonne ging eben auf — ich dachte an Dich, und mir ward so wohl dabei. Ich betete nicht — so selten kann ich das —, aber mein Herz drang still zu der ewigen Güte über uns.“ Jetzt (1809) ruft die Versenkung in eine Landschaft in Caspar David Friedrich das Verlangen nach dem Heiligen Abendmahl und der Symbolgebung der Menschwerdung Gottes wach. Bettina, diese Aolsharfenatur, fängt die Stimmung auf und weiß in ihrem Brief an die Sünderode, daß es nur auf die „heilige Richtung“ im Menschen ankomme, das Handeln sich von selbst daraus ergebe, und daß wahre Religion nur Sinn fürs Unsichtbare, Unendliche sei. Brentano, damals noch unkirchlich, schreibt, der Mensch könne nur geliebt werden, insofern er ein wahrer und reiner Spiegel des Ewigen werde. Der junge Marwitz erblickt in Gott das tiefe, mystisch geheimnisvolle, einfache, unbedingte, über die Persönlichkeit ebenso wie über die tote Unpersönlichkeit erhabene Dasein, die Idee, vor der die Welt in Schein hinabsinke, vor der das Böse nicht sei und also auch keiner Erklärung bedürfe. Rahel weiß sich eins mit ihm darin, und man meint Schleiermachers Wort aus ihrem Bekenntnis zu hören: „Eine grenzenlose Unterwerfung muß es sein jedesmal, von etwas Unendlichem erzeugt, was in uns vorgeht, was wir auffassen.“ Aus solcher Empfindung heraus will Fichte den Begriff der Erbsünde nicht gelten lassen: „es ist“, heißt es in den „Reden an die deutsche Nation“, „eine abgeschmackte Verleumdung der menschlichen Natur, daß der Mensch als Sünder geboren werde.“ (Das

Sündenbewußtsein war auch bei Schleiermacher kaum und gewiß nicht entscheidend hervorgetreten, Goethe hatte sich über seinen Mangel an Gefühl für die eigene Sündhaftigkeit rückhaltlos ausgesprochen.) Man kann sogar gewahren, wie dieses Schleiermachersche Gefühl für die Unendlichkeit in die Psychologie und die Auffassung der Alltagsvorkommnisse übergeht. Goethe spricht in den „Wahlverwandtschaften“ einmal von dem Glücksgefühl, das seine vier Menschen überströmt habe, und fährt dann wörtlich fort: „Ein solcher Zustand erhebt den Geist, indem er das Herz erweitert, und alles, was man tut und vornimmt, hat eine Richtung gegen das Unermeßliche.“

In den Geistigen dieser Zeit ist lebendiges Empfinden für das Universum.

Kunst und Religion hatte Schleiermacher als zwei befreundete Wesenheiten erfaßt, „deren innere Verwandtschaft, wiewohl gegenseitig unerkannt und kaum geahnet, doch auf mancherlei Weise herausbricht“. Es entspricht bis in die Tiefe der Auffassung Schleiermachers, wenn Schinkel notiert: „Im religiösen Gebäude soll Gott dargestellt werden. Dies ist nicht anders möglich als durch das Universum, nicht in einzelnen besonderen Spaltungen, sondern durch das eine sichtbar gewordene Lebensprinzip in den allerunähnlichsten Gegenständen.“ Auch Caspar David Friedrich stimmt ein: „Ich meine teils fordere von einem Kunstwerk Erhebung des Geistes und, wenn auch nicht allein und ausschließlich, religiösen Aufschwung.“ Die Generation der Freiheitskriege aber geht weit über diese weise, man möchte sagen, in dem Gefühl für das Unendliche gestillte Betrachtung hinaus. Unklare Vorstellungen von altdeutscher Frommheit und Sitte führen zu Bindungen aller Art, die doch nicht dies Schleiermachersche Hochgefühl zu ersetzen vermögen und an

Stelle seiner Geistigkeit an dem Gebot des Katechismus Genüge haben. So, wenn Ludwig Richter (1824) in sein Tagebuch einträgt: „Immer nach alter, deutscher Weise streng rechtschaffen zu leben und rein zu bleiben im Handel und Wandel; dabei fromm, ein Christ wie er sein soll, nach dem Sinne Jesu; denn Religion, Glaube und Liebe allein führen zur Wahrheit und zur Glückseligkeit; nicht der äußeren, die kann doch nicht beständig und echt sein, aber zur inneren, diese ist Seelenfriede.“

Scheinbar sehr bald über Schleiermacher hinausgehend, blieb die Religiosität der Epoche weit und im Dunkel hinter ihm zurück. Doch war wohl auch diese Entwicklung notwendig, der Zeit zwischen den Revolutionen die protestantische Kultur und Kunst zu sichern.

Es ist die Periode protestantischen Hochgefühls. Caspar David Friedrich dachte daran, den Protestantismus als solchen bildmäßig zu erfassen. So etwa sah er es vor sich: Der gotische Dom ist zur Ruine zerfallen. Zwischen aufragenden, geborstenen Pfeilern das lebendige Grün schlank aufstrebender Fichten. Am zerstörten Altar, auf zermorschten Heiligenbildern stehend, der evangelische Geistliche, mit der Bibel in der Linken, die Rechte aufs Herz gelegt, die Augen dem hereinblauenden Himmel zugewandt. Goethe aber schrieb damals (1824) an seinen getreuen Zelter: „Sie läuten soeben mit unseren sonoren Glocken das Reformationsfest ein. Ein Schall und Ton, bei dem wir nicht gleichgültig bleiben dürfen.“

Kein Wunder, daß Luthers Gestalt sich vor diesen Generationen zu imposanterer Hoheit aufrechte. Zacharias Werner

hatte in der „Weihe der Kraft“ das Bild des Reformators dramatisch zu gestalten versucht, ehe er, an sich selber zerrieben und vor sich selber geflüchtet, ihr die „Weihe der Unkraft“ entgegengestellt hatte. Der Gedanke an ein Lutherdrama hatte auch Rahel entzündet. Sie sah die Größe des Stoffs, an der Werner ihrer Empfindung nach viel verfehlt, viel geleistet, nichts verdorben hatte. „Er, Deutschland, Deutschlands Existenz, seine Literatur, sein fragender Sinn und seine wirkliche Geschichte, die aus des Landes Charakter hervorgeht und durch Luthers starken Ruf und Auftreten begann und da sich erst von allen anderen Völkern trennte: ist eins!“ Und Shadow, da er sich daran machte, das Lutherdenkmal für Wittenberg zu konzipieren, war erfüllt von der „Größe dieser Heldenseele“.

Man vergegenwärtige sich: es ist die Zeit, da man begann, die Feldzüge Friedrichs des Großen als Kriege für die protestantische Sache aufzufassen; da man Napoleon als den Vorkämpfer des Katholizismus in evangelischen Landen versetzte.

Selbst ein Börne schrieb 1821 im vertraulichen Brief an Jeannette Wohl, daß der Protestantismus zum Glück der Menschheit führe; bürgerliche Freiheit könne mit der katholischen Religion nicht bestehen. Der Freiherr vom Stein verglich die Protestanten Soldaten, die im Frieden mit schwerem Gepäck ihre Übungen machen und deshalb für die entscheidende Schlacht ertüchtigt seien. Arndt, der sich mit Stolz zu beidem, zu Europäertum und Protestantismus bekannte, nannte den Freiherrn selbst, der seinem Herzen wie kein anderer nahestand, um ihn mit höchstem Lob zu zieren, „Deutschlands politischen Martin Luther“.

Alexander v. d. Marwitz, der gute Beobachter, glaubte entdecken zu dürfen, daß, sobald man aus dem Bayreuthi-

schen ins Katholische hinüberkomme, alles häßlich werde. Nichtsagende, verdampfte Gesichter erblickte man da. — Wahrlich, die Zeit protestantischen Hochgefühls.

Nur würde man irregehn, wollte man annehmen, daß die Beziehungen zu der katholischen Bevölkerung darunter gelitten hätten. Nahezu das Gegentheil trat ein. Noch trug die Welle aus der geistigen Flutung des 18. Jahrhunderts, noch durchglühte Toleranz die Herzen. Kügelgen hat es in den „Jugenderinnerungen eines alten Mannes“ reizvoll geschildert, wie sein Vater, der Katholik, an der Lauterkeit des evangelischen Bekenntnisses seiner Frau und seines Freundeskreises in seiner Weise Anteil nehmend, Belehrung gern einholte, eine häusliche und freundliche Disputation über religiöse Fragen zu schätzen wußte, und nur eben meinte, daß jene auf ihren eigenen Füßen nach Zion pilgern müßten, während er sich von der Kirche getragen, gekräftigt und vor Irrwegen behütet wisse — eine Zuversicht, gegen die schwerlich Widerspruch zu erheben wäre. Man weiß auch, daß eben damals protestantische Bibelgesellschaften von katholischen Geistlichen Unterstützung erhielten, daß in Breslau die beiderseitigen katholischen Fakultäten den Disputationen der einen und der andern gemeinsam beiwohnten, die Preisaufgabe der katholischen Fakultät Tübingen (1828) von dem protestantischen Geistlichen David Friedrich Strauß gelöst wurde. Und wie ist es bezeichnend! Kaiser Alexander von Rußland — es ist zur Zeit der Heiligen Allianz — hat Jung-Stilling zu sich beschieden und ist nach längerer religiöser Unterhaltung mit der Frage in ihn gedrungen, welche der christlichen Parteien er am meisten mit der echten reinen Christuslehre übereinstimmend glaube. Jung-Stilling weicht der Frage aus, der Kaiser stellt sie wieder und wieder und fügt schließlich hinzu, seiner eigenen Meinung nach ent-

sprächen die Herrnhuter dem Vorbild am besten. Darauf Jung-Stilling: „O ja, die Herrnhuter sind vortrefflich und mir gewiß lieb; aber die Form tut es auch hier nicht, und wenn der Mensch nur gut ist, so kann er in jeder gedeihen.“ Dazu hätte Schleiermacher gewiß nicht nein gesagt.

Noch erwies sich Toleranz als Prüfstein für Kraft.

Dieselbe Zeit, die den Aufstieg des Protestantismus recht innerlich erfahren hatte, sollte seinen Niedergang mitansehen.

Das eben ist die Tragik des Protestantismus in dieser Epoche, und sie läßt sich in dem einen Satz begreifen: aus den „Stillen im Lande“ waren nach den Freiheitskriegen die sehr Lauten geworden. Selten oder nie hat es einer religiösen Bewegung zum Heil gedient, wenn sie aus einem Trost für Hilfsbedürftige zu einem Schmuck für Machthaber wurde.

Welcher Art diese Stillen im Lande gewesen waren, ist kaum je eindringlicher geschildert worden als von Kügelgen in seinen „Jugenderinnerungen eines alten Mannes“. Nur ist nicht viel davon wiederzugeben. Es ist die Geschichte von der verfallenen Hütte, von bitterer Armut, Krankheit und Lähmung und — tiefem Gottvertrauen. Eine Frömmigkeit der großen Kinder, die sich mit jedem Anliegen, sei's Herzensnot, sei's das Holz für den Ofen oder das Geld für den Mietszins, an den Vater im Himmel wendet. Und der hilft, just in dem Augenblick, wenn die Not aufs höchste gestiegen und für menschliche Augen keine Rettung mehr ist. Dies Bei-dem-Vater-Sein läßt alle Fragen verstummen, alle

Zweifel ersterben. Es beschließt in sich letzten Dank für letzte Notdurft. Es ist der Reichtum der geistlich Armen, und kein weltlicher Besitz reicht da hinan.

An die Gebildeten unter den Verächtern der Religion hatte sich ein Schleiermacher kraft seiner Geistigkeit gewendet. Versuchte nunmehr eine neuaufliegende, von der Moderation getragene, von der weltlichen Obrigkeit gehätschelte protestantische Orthodoxie die Gebildeten zu dieser schlichten Innigkeit der „Stillen im Lande“ zurückzuführen, so erscheint das aus einer tiefchristlichen Sehnsucht heraus verständlich, konnte sogar als eine zeitlich gebotene Maßregel willkommen heißen werden. Nur daß die Voraussetzung für dies Geben eines vielleicht Unerreichbaren mit einem Nehmen des Vorhandenen anfang. Nur daß ein in der Stille Gehütetes, in den bürgerlichen Alltag überführt, den seelischen Glanz verlor. Und daß die Männer, die sich nunmehr im Namen der Stillen im Lande zu Wortführern aufwarfen, zu den sehr Lauten wurden und mit derselben Kindlichkeit, mit der jene um das Holz für ihren Ofen gesleht hatten, den Vater im Himmel um Scheiterhaufen für die Nichtrechtgläubigen angingen.

In jenen Jahren nach den Freiheitskriegen kam eine protestantische Orthodoxie auf, die sich von Pharisäer- und Schriftgelehrtentum nur unwesentlich unterschied, und für die es bezeichnend ist, daß der Teufel eine Gott ebenbürtige, wenn nicht ihm überlegene Rolle zu spielen begann. Führer dieser Richtung waren in Berlin Hengstenberg, der 1827 die „Evangelische Kirchenzeitung“ gegründet hatte, in Halle Tholuck.

Die Frage nach der Wesensart dieser Männer scheidet hier aus. Es steht nichts dawider, anzunehmen, daß sie aus reinem Herzen gekämpft und gelehrt haben. Was

hier in Betracht kommt, ist die Wirkung, die von ihnen ausging, und um die mag man die Anekdote befragen. Denn die Anekdote bleibt auch da wahr, wo sie verleumdet.

Man liest in Varnhagens Tagebüchern:

„In Halle hat der Professor Tholuk angefangen, seine Vorträge dialogisch einzurichten. Er fragte zuerst: ‚Was ist Religion?‘ — Keine Antwort. — Er wiederholte die Frage und beantwortete sie, da alles still blieb, dann selbst: ‚Religion ist die unbedingte Unterwerfung unter Jesus Christus‘ . . . Am andern Tage fand man am Universitätsgebäude in großen Lettern angeschrieben: ‚Klippschule‘, und an Tholuks Hörsaal die Frage: ‚Was ist Tholuk?‘ mit der Antwort: ‚Die unbedingte Unterwerfung unter Eichhorn‘ (damals preußischer Kultusminister).“

„Der Minister von Kampz geht im Tiergarten spazieren und trifft Hengstenberg, beide gehen nun zusammen. Da fragt Kampz, dessen gute Seite ist, kein Frömmeler zu sein, den Gefährten, ob er denn wirklich an den Teufel glaube? Eifrig versichert Hengstenberg, jawohl, nichts sei gewisser als der Teufel, er sei überall, auch hier zur Stelle, er gehe mit ihnen spazieren. Kampz hielt darauf an, sagte ängstlich, er müsse gestehen, diese Gesellschaft gefalle ihm nicht, da wolle er sich doch lieber nach Hause begeben! Und so empfahl er sich, während Hengstenberg und der Teufel den Spaziergang fortsetzten.“

„Betstunden sind für die vornehme Welt jetzt, was ehemals die Parties fines waren; Heiraten werden dort gestiftet, Beförderungen gemacht, Geschäfte eingeleitet, sogar Verabredungen zu Schauspiel und Konzert getroffen! Man erzählt Beispiele. Werther sagte von Lotten: ‚Tanzen muß man sie sehen.‘ Ein junger Herr, der in der Betstunde eine

Braut gefunden, rief entzückt aus: „Beten muß man sie sehen!“

„Vor einigen Tagen (1847) stand in unseren Zeitungen die Anzeige, wer ein recht ähnliches Bild des Jesuitengenerals sehen wolle, möge Unter den Linden die Weinstube des Herrn Habel besuchen; dort aber hing und hängt nur das Bild des Königs. Man spürt dem schlechten Spaßmacher bis jetzt vergebens nach.“

Es ist die Zeit, da der Prediger Melcher sich weigert (1842), die in der Charité geborenen Kinder zu taufen, weil sie Kinder der Lust und des Unglaubens seien; da die sehr fromme Fürstin Salizin (1843) Schelling zu sich entbieten läßt, um ihn seiner Irrtümer zu überführen; da der Domprediger Theremin sich Varnhagen gegenüber zu beklagen hat, Tholuf habe von ihm drucken lassen, zum Glauben habe er, Theremin, es nie gebracht; da Fürst Pückler schreiben durfte: „Aber ich vergesse, daß Katholiken nicht so rechtgläubig sind als Protestanten und der Papst für unsere Überschwenglichen freilich ein viel zu liberaler Geistlicher ist.“

So waren denn freilich aus den sehr Stillen die sehr Lauten im Lande geworden. Schuld an dieser Entwicklung trugen — dem kann man die Augen schwer verschließen — in erster Linie die Hohenzollern Friedrich Wilhelm III. und Friedrich Wilhelm IV., beide beseelt von jenem Übereifer, der zu erzwingen sucht, was Gnade bleibt. Auch die Anhänger des Altlutheranertums wurden durch ihre Kirchenpolitik in schwerste Gewissenskonflikte gedrängt.

Mit heiligem Ernst hatte Schleiermacher in seinen „Reden über die Religion“ darauf hingewiesen, daß aller Niedergang und alles Elend der Kirche aus ihrer Verbindung mit dem Staat entspringe. „Ihr habt vielleicht recht, zu wünschen,

daß nie der Saum eines priesterlichen Gewandes den Fußboden eines königlichen Gemaches möchte berührt haben: aber laßt auch uns nur wünschen, daß nie der Purpur den Staub am Altar geküßt hätte; denn wäre dies nicht geschehen, so würde jenes nicht erfolgt sein." Worte, wie aus Seherthum heraus gesprochen. Denn dies sollte alles in Erfüllung gehen und der Protestantismus um sein bestes Teil betrogen werden. Indem Friedrich Wilhelm III. und nach ihm Friedrich Wilhelm IV. unter dem Anspruch eines Summus Episcopus der Landeskirche ihren zweifellos gutgemeinten, gewiß aus reinen und religiösen Impulsen aufflackernden Dilettantismus der Kirche zuwandten, führten sie jene verderbliche Verquickung von Politik und Religion herbei, schufen sie das gefährliche Amt des „Hofpredigertums“, züchteten sie Heuchelei und Bigotterie, wandelten sie — denn nun kehrt man sehender zu dem Begriff zurück — die Stillen im Lande in die sehr Lauten.

Und hier eben blickt man tiefer in das Gefüge der Zeit zwischen den Revolutionen: gewiß, bei aller vorwärtsdrängenden Entwicklung, oder eben deswegen, war im deutschen Volk die Sehnsucht nach der Patriarchalität vergangener Tage, wie wohl und heimlich gehütetes Herdfeuer, in Glut. Dafür aber, daß der König sich des Seelenheils seiner Untertanen annahm, war unter den Gebildeten und bis in die Niederungen des großstädtischen Bürgertums hinein das Verständnis gründlich geschwunden. Solche Bevormundung — bei der man obenan saß — mochte noch dem Adel genehm sein; im wesentlichen profitierten davon die Karrieremacher, an denen es denn nun freilich auch unter den Trägern des geistlichen Gewands nicht fehlte.

War schon die Einführung der „Union“ zwischen den beiden protestantischen Bekenntnissen (1817), obwohl sie

bereits 1802 von Schleiermacher befürwortet worden war, in zweifelhaftem Licht erschienen, weil sie als Werk und Willensakt des preußischen Königs zustande gekommen war, so stieß die vom König selbst bearbeitete Agenda innerhalb der protestantischen Landesgeistlichkeit und zumal bei den „Stillen im Lande“ — diesmal aber auch bei Schleiermacher selbst — auf ernstbegründeten Widerstand; sie mußte abgeändert werden. Und in solcher Lage tat der Staat, was er immer tun muß, er strafte die Widersetzlichen, er belohnte die Gefügigen. Protestantische Geistliche, die für die königliche Agenda eingetreten waren, erhielten den Roten-Adler-Orden, und es ist kein Anlaß anzunehmen, daß sie, wunderliche Diener des Gekreuzigten, sich nicht darüber gefreut haben sollten.

Damals spottete Schleiermacher, diese hätten den Roten-Adler-Orden — non propter acta sed propter agenda (Doppelsinn: nicht wegen der Taten, sondern wegen dessen, was getan werden mußte, oder wegen der Agenda) erhalten.

Man sinne diesem Witzwort nach: nie ist so tiefe, seelentötende Tragik so schneidend zum Ausdruck gebracht worden. Man sinne diesem Witzwort nach: der Niedergang des Protestantismus ist darin.

Jener Streit um die Agenda aber sollte wesentlich dazu beitragen, das Sektenwesen innerhalb des Protestantismus großzuziehen.

Zu gleicher Zeit mußten es sich die Katholiken gefallen lassen, daß die katholischen Mannschaften sonntäglich in die evangelischen Garnisonkirchen geführt wurden, wo denn der Geistliche angewiesen war, eine „unverfängliche“ Predigt zu halten. Diese Zeit begann Raubbau zu treiben an der von den Vorfahren überkommenen Religiosität.

Wohin das führte? Schon im Jahre 1812 war es Alexander von der Marwitz an seinem Freunde Gerlach, dem späteren Führer der Orthodox-Konservativen, aufgefallen, daß dessen Frömmigkeit ganz wesentlich ein Widerstandsuchen gegen die Wissenschaft und die Gefahren des eigenen Innern sei. Wohin das führte? Als Sand (1819) Kotzebue ermordet hatte, kniete er nieder und rief laut betend gen Himmel: „Großer Gott, ich danke dir, daß du mich dies Werk der Gerechtigkeit hast vollbringen lassen!“

Das Sektenwesen gedieh. Man hört vom Treiben der Chiliassten und Neutäufer; Mormonen und Irvingianer erlebten 1830 ein neues Pfingstwunder. Recht eigentlich aber zum Zeichen der Zeit wurde der Königsberger Prozeß, der zur Amtsentsetzung der beiden protestantischen Pfarrer Ebel und Diestel führte.

In diesem Prozeß nun sieht man insoweit klar, als die Akten von einem Anhänger der Gemäßregelten veröffentlicht worden sind. Man weiß also nicht, ob man Einblick in die Gesamtheit der Vorgänge erhält, man darf aber die Gewißheit haben, den Angeschuldigten nichts zur Last zu legen, wozu sie sich nicht selbst bekannt hätten. Demgemäß: Originale Geister waren sie beide nicht, hinter ihnen stand der Mystiker Schönherr, dessen Lehre sie übernahmen. Schönherr nun glaubte, aus der Bibel selbst in Erfahrung gebracht zu haben, daß sich die Erschaffung der Welt neben Gott, den Schöpfer, an das Dasein eines Gott ähnlichen, ewig durch sich selbst bestehenden Wesens knüpfe, — der Gedanke, eine Welt zu schaffen, sei in Gott, dem Schöpfer, erst durch die Berührung mit diesem anderen Eloah, und zwar durch ein Schweben über demselben, hervorgerufen worden. Ursache des Vorhandenseins der Geschlechter sei eine auf innere, voneinander verschiedene Natur und Wesenheit

sich gründende Gegenseitigkeit unter den Elohim. Der Logos, also Jesus, sei der lebendige Ausdruck der Zusammenwirkung beider Urwesen. Das Erlösungswerk Jesu sei physisch und moralisch, denn durch den Sündenfall habe der Mensch auch physisch gelitten; das unbefleckte Gotteslamm habe sein Leben in seinem Blute getragen. Sebe es aber zwei Grundwesen, zwei Elohim, so doch nur einen Jehova Eloah, nur einen Gott. Von den beiden Elohim habe das stärkere die Analogie im Feuer, das andere, mehr passive, in der Finsternis oder im Wasser. Man sieht: eine untiefe Mystik, aus Sexualvorstellungen erwachsen.

Zu sexuellen Ausschreitungen scheint es nicht gekommen zu sein. Schönherr's Vorschlag einer eigentümlichen Art der Seißelung als „Vollendungsmittel“ war von Ebel derart zurückgewiesen worden, daß es darüber zum Bruch zwischen beiden gekommen war. Wohl aber vertrat Ebel (seit 1810) die persönliche Existenz des Teufels als Realität und hielt mit seinen kosmogonischen Anschauungen auch im Konfirmandenunterricht nicht zurück.

Wesentlich: Man schloß sich zu einer „Heiligen Schar“ zusammen, in der die beiden Geistlichen — nicht alltägliche Kanzelredner, scheint es — besonderen Ansehns genossen. Die Ausdrücke „Brüder und Schwestern“, „Phalanx“, „Werkstatt des Heiligen Geistes“ gingen in dem Kreise um und galten als eine Art Erkennungszeichen. Morgens und abends um sieben Uhr hatte jeder um Ausgießung des Heiligen Geistes zu bitten. Einer der Zeugen sagte aus: „Von Ebel getrennt sein, hieße nicht selig sein.“ Die beiden Geistlichen erfreuten sich denn auch in ihrer Gemeinschaft eines unbegrenzten Einflusses, der sich auch auf die Beziehungen innerhalb der Familien, auch auf die Regelung finanzieller Maßnahmen, auch auf das Verhältnis von Ehe-

gatten zueinander erstreckte. Graf Kanitz — vorwiegend waren es Adlige, die die eigentliche Phalanx dieser heiligen Schar ausmachten — bekannte, mit Ebel das zarteste, heiligste Verhältnis des ehelichen Lebens besprochen zu haben. (Mysteriöse Vorstellungen von einer zeitlichen Wiedergeburt des Messias spielten mit hinein.)

Damit steht man am Ende. Man wird sich hüten zu verallgemeinern, obwohl dies nur eins unter sehr viel ähnlichen Zeichen der Zeit war. Aber man ermißt den Abstand zum Aufstieg. Ihn bezeichnen die Worte: Zelotismus und Schwarmgeisterei an Stelle der Geistigkeit.

Friedrich Wilhelm III. war eben doch als recht aktiver Teilhaber der Heiligen Allianz beigetreten. In jener Partnerschaft aber, die Kirche und Staat damals eingingen, verloren beide an- und durcheinander. Von allen Konfessionen jedoch traf den Protestantismus die staatliche Fürsorge am härtesten: weil er sich eben erst aus sich selbst verjüngt hatte; weil er seinem tiefsten Wesen nach persönliche Angelegenheit zwischen dem einzelnen und seinem Gott ist. „Non propter acta sed propter agenda“ — „Allein aus Gnade.“

Die Tragik des Protestantismus schattete auch tief in Schleiermachers eigenes Dasein hinein. Nicht etwa deshalb, weil er Jahre hindurch mit seiner täglich drohenden Absetzung zu rechnen hatte, sondern darum, weil auch er, einst von seiner Zeit getragen, nunmehr einer neuen Zeit von seinem Persönlichsten zu opfern hatte. Gegen die Wetterlage der Epoche vermochte auch er nicht unempfindlich zu sein. Es ist eine der eindruckvollsten Niederschriften in Varnhagens „Tagebüchern“, in der er von Schleiermacher spricht. Den „Schicksalsreichen“ nennt er ihn darin. Er sieht den Widerspruch zwischen dieser Geistigkeit und dieser unausgeglichene Körperbildung, denkt an seine schwere Liebeserfahrung und

an seine getrübte Ehe, erblickt in ihm einen, der furchtbar kämpfen und leiden mußte sein ganzes Leben hindurch. Auch er nennt ihn den Vermittler einer neuen Religiosität. „Was aber geschah? Die Welt war gieriger, die Rechtgläubigkeit kräftiger als er gedacht. Sie ergriffen den Vermittler und rissen ihn in der Bahn, die er geöffnet, mit unwiderstehlicher Kraft fort.“

Von den Stillen im Lande war Schleiermacher ausgegangen, den Lautgewordenen fiel er zum Opfer. Und mit ihm sein Werk.

Es ist eine Lehre in der tragischen Entwicklung des Protestantismus in diesen Jahresläufen.

Neben diesem Auf und Nieder des Protestantismus wirkt die Betrachtung des zeitgenössischen Katholizismus wie Ausblick auf gestillten See. Und dies Verharren, diese dadurch gewährleistete Sicherheit wurde für eine Zeit der vulkanischen Erschütterungen und des gesteigerten Friedensbedürfnisses in ungewöhnlichem Ausmaß wichtig. Man begreift, daß Rahel, auf Clemens Brentano deutend, von einem „Sichausruhen bei dem Katholizismus“ sprechen konnte.

Im Jahre 1810 bei der Taufe Philipp Veits, des späteren Malers, der damals im Alter von 17 Jahren zum Christentum übertrat, sagte der päpstliche Nuntius Severoli in seiner Ansprache: „Die Juden haben den Messias, der unter ihnen geboren war, um sie zu heiligen und alle Heiden zur Erkenntnis des wahren Gottes aufzurufen, nicht erkannt. Sie haben ihn gekreuzigt. Es sind nahezu achtzehnhundert Jahre verstrichen, seit sie zerstreut und unaufhörlich dieses Ver-

brechens wegen bestraft worden sind." Beim ersten Vernehmen scheinen einem diese Worte, vergleicht man sie mit der altprotestantischen Auffassung etwa eines Paul Serhardt: „Nun, was du, Herr, erduldet, / Ist alles meine Last, / Ich hab' es selbst verschuldet, / Was du getragen hast" — eine einigermaßen kindliche Auffassung zu verraten. Man sagt sich dann aber, daß hier ja zu einem Halbwüchsigen und dessen Verständnis angepaßt gesprochen wird, und es bleibt nur zweifelhaft, ob es schädlich scheint, derartiges bei solcher Gelegenheit vorzubringen. Man gewinnt, weiter nachsinnend — so dachte man vor tausend Jahren, so denkt man heute — den Eindruck, auf die steinerne Fassade der Kirche zu blicken. Und dieser Dom ist alt und ragt sehr hoch.

Nicht, als ob es dem Katholizismus in dieser Epoche ganz an Bewegung gefehlt hätte! In die Jahre nach den Freiheitskriegen fällt das Auftreten Heinrich von Wessenbergs, der seinen frommen Traum einer deutschnationalen katholischen Kirche zu verwirklichen trachtete, der, in der Verehrung Josephs II. aufgewachsen und ein Schüler seines milden Meisters Sailer, deutsche Andachtsbücher in seinen Gemeinden einführte, die Bibel in deutscher Übersetzung in seinen Diözesen verbreiten ließ, die Überzahl der Feiertage minderte und die Einsegnung gemischter Ehen, bei Berücksichtigung der Konfession der Kinder, gestattete. Aber Wessenberg, der niemals genügende Unterstützung bei den Regierungen des protestantischen Deutschlands gefunden hatte, ging nach Rom und — lehrte, in seinem Wirken gebrochen, heim.

Etwa um die nämliche Zeit machte die bayrische Regierung beim Abschluß ihres Konkordats mit Rom überraschende Erfahrungen, die sie wenig vorausgesehen hatte. Aus Anregungen des Protestantismus heraus erstarkte die Katho-

lische Wissenschaft auf deutschen Universitäten, sie gewann hervorragende und ihre Zeit überdauernde Lehrer; die sogenannte „Tübinger Schule“ schuf sich Geltung und nahm die wissenschaftliche Polemik gegen den Protestantismus auf. Es sind dieselben Jahre (1820), in denen eine klerikale Presse in Deutschland erstand.

Auch erfuhr der Katholizismus damals sein Wunder. Das geht auf den Namen der Katharina Emmerich, deren Visionen Clemens Brentano aufgezeichnet hat. Bei ihr und ihren Gesichten nun verlohnt es zu verweilen.

Kein Zweifel, daß es sich hier um echte Eingebungen handelt, je kühler man die psychologische Prüfung vornimmt, in desto höherem Grade wird man davon überzeugt. Voraussetzung freilich bleibt, daß die geistlichen Führer eben damals ihren Beichtkinder als geistliche Übung zu setzen pflegten, sich zur Zeit der kirchlichen Feste in die ihnen zugrunde liegenden Erlebnisse des Heilands, der Gottesmutter, der Heiligen in allen Einzelheiten einzudenken, sich Stunde für Stunde den Ablauf der Geschehnisse vor Augen zu stellen, also gleichsam den Rahmen biblischer Erzählung mit dem Kanepas eigener Anschauungssticherei auszufüllen.

Eine eigene und höchst gesteigerte seelische Veranlagung — sie erfuhr das Wunder der Stigmatisation — war Katharina Emmerich (gestorben 1824 nach langem Siechtum im Alter von 50 Jahren) verliehen worden. Ganz gelegentlich sagt sie einmal, daß „man“ als Kind heilige Kinder, als Erwachsener heilige Jünglinge und Jungfrauen bei sich erscheinen sehe: das setzt einen Maßstab. In ihren Visionen nun ist der für Eingebungsdenken stark zeugende Zug, daß gelegentlich ganz unvermittelt zwischen die Gestalten der heiligen Vorgänge sich Gegenwartsmenschen eindrängen — so einmal ein armes Mädchen, das im Begriff ist, ihr uneheliches Kind im nahen

Sumpf zu ertränken, und das sie selbst, aus Palästina herbeieilend, durch Fürbitte davor bewahrt. So ein andermal eine Teufelsgestalt, die einer armen, alten, fluchenden Frau beim Überschreiten des Fahrdamms und dann ihr selbst nachstellt. Sie kennt und erfährt die oft beobachtete Traumerscheinung, sich während des Erschauens über das Erschaute zu wundern. Sie hat sich innerhalb der Vision mit ihrem eigenen Verstand auseinanderzusetzen. Begreift nicht, daß sie Geschehnisse aus der Zeit von Jesu Geburt miterleben könne, sagt sich deshalb, sie müsse gestorben sein, und in Gott sei alles gegenwärtig, hört eine Stimme zu sich sprechen: „Was kümmert dich das, sieh und lobe den Herrn, der ewig ist, und alles in ihm.“ Diese Eingebungen sind, trägt nicht jede Erfahrung, echte Inspiration.

Sind diese Visionen aber in Verzüßung empfangen, so sind sie nichtsdestoweniger von erschreckender, marternder Angeistigkeit. Das scheint ein Widerspruch, und ist doch keiner. Auch in der Ekstase vermag die Seele nichts zu erfassen, was nicht irgendwie in ihr wäre. „Du gleichst dem Geist, den du begreifst.“ Es wächst nicht reicher Baum aus armem Boden.

So erschreckend ist die Angeistigkeit dieser Berichte, daß man sie nur als tiefe Herabwürdigung der neutestamentlichen Erzählungen einzuschätzen vermag. Nicht ein Gedanke, der tiefer führte; nicht ein Wort, das Keimkraft barge. Armseliger Kleinram des Tages in Flitterputz. Wird gelegentlich einem der vielen sein Wort aus der Bibel gegeben, so ist das, selbst in der mangelhaften Verdeutschung, wie Quell in der Wüste.

Eine asketische Grundstimmung waltet vor. Den Vorfahren der heiligen Jungfrau wird es als Ruhm zugerechnet, daß sie in ehelicher Verbundenheit zumeist Enthaltbarkeit

geübt haben. „Oft sah ich die Verehelichten unter ihnen sich zu gegenseitiger Enthaltbarkeit voneinander auf eine Zeitlang verloben, was mich dann sehr freute, ohne daß ich doch bestimmt sagen konnte, warum.“ Gelegentlich wird aber auch die praktische Folgerung daraus gezogen und gelehrt, daß Enthaltbarkeit der Eltern nach der Erzeugung viele Keime der Sünde von der Frucht abwende. Die heilige Jungfrau verlangt, nie den Tempel verlassen zu müssen, da sie sich Gott allein anverlobt habe, ihr wird aber geboten, daß sie sich vermählen solle. Sie tut es, weil sie weiß, daß Gott ihr Keuschheitsgelübde auch in der Ehe schützen werde. Derart ist das Keuschheitsempfinden gesteigert, daß die Frauen, die den Leib der Maria nach deren irdischem Hinscheiden waschen, das unter übergehaltener Decke tun, so daß nicht die kleinste Entblößung stattfindet.

Schwer, dabei nicht das Bild der „Dame“ zu vergegenwärtigen, wie es sich dieser Generation gezeichnet hat. Auch fehlt nicht der andere Zug und die wiederholte Versicherung, wie wenig Speise Maria bei jeder Gelegenheit zu sich genommen habe. Auch wird eine bis in alle Einzelheiten gehende Schilderung der Kleider und der Gewandung aufgeboten, die Maria bei festlichen Gelegenheiten, also etwa bei ihrer Aufnahme in den Tempel oder ihrer Vermählung, getragen habe.

Diese Kleidung ist immer überaus reich. Demgegenüber stellt sich der naive Zug ein, daß Maria auf ihrer Flucht in Ägypten, trotzdem sie sehr unter ihrer Armut leidet, sich weigert, für andere Frauen „Prachtsachen“ zu arbeiten, um nicht deren Eitelkeit zu unterstützen. Ihre eigene Kleidung ist immer überaus reich und — entspricht bis in jede Einzelheit jener Gewandung, die Heilige auf Renaissancebildern, und somit auf den üblichen Kirchengemälden, tragen.

Und damit rührt man an ein Wesentliches. Die Schau, die Katharina Emmerich zuteil wird, entspricht in allem Äußerlichen der kirchlicherseits aus der Renaissancekunst festgehaltenen. Bei ihrer Vermählung trägt Maria eine handbreite mit Gesckmeide geschmückte Krone, in der rechten Hand einen übergoldeten Leuchter ohne Fuß, der einem Zepter gleicht; Jungfrauen ordnen ihr das künstliche Haargeslecht. Bei ihrer Opferung im Tempel wird sie hohe Stufen hinaufgeleitet und in eine Nische gestellt, ihr zu Seiten zwei in Rollen lesende Priester (Bild). Bei anderer Gelegenheit: „Die heilige Jungfrau hatte einen bunten Mantel an, rot, blau und weiß durchblümt, wie alte Messgewande“ (Bericht). Vor der Jungfrau erblickt die Schauende in der Adventszeit einen Kelch und den Kelch überschwebend ein Kindchen, über dem Kindchen eine helle Scheibe, gleich leerer Monstranz. Das Gerät, das die heiligen drei Könige mit sich führen, gleicht „unseren Kirchengefäßen“. In dem Stern, zu dem die Könige „durch ein Rohr“ aufblicken, zeichnet sich ihnen ein Kindchen mit einem Kreuz. Der kleine Johannes, den Katharina Emmerich immer mit dem Stab in der Hand erschaut, befestigt eines Tages daran ein Querstäbchen, so daß er zum Abbild des Kreuzes wird. Sealtert und des Sohnes beraubt, hat sich die heilige Mutter hinter ihrem Hause einen „Kalvarienberg“ angelegt. Die Apostel sind in lange wollweiße Mäntel gekleidet und tragen Stäbe mit Haken und Knöpfen in der Hand. Der Priestermantel des heiligen Petrus steht unten rund und breit ab, es muß „etwas wie ein Reif“ darin sein. Er reicht der Sterbenden das Sakrament, aber — das wird betont — nicht den Kelch. Die Engel, die bei Jesu Geburt erscheinen, halten wie ein Band einen langen, mit handhohen Buchstaben beschriebenen Zettel in der Hand, — nichts ist in dieser Schau, womit die Phantasie und Vorstellungs-

Kraft der Entrückten nicht von Kindheit an gespeist worden wäre. Sie sieht Kirchengemälde, Kirchengefäße, Kirchenarchitektur und Plastiſk. „Du gleichſt dem Geiſt, den du begreiſſt.“

Man lieſt dieſe Aufzeichnungen und blickt in das Innere der bildergeſchmückten katholiſchen Kirche. Aus den Rahmen ſteigen die Geſtalten heraus und tragen in ihrem Alltag das Kleid, das ihnen der fromme Maler gegeben.

Und eben darin beruht die Kraft dieſer Geſichte. In ihrer Überlieferungstreue. In ihrer Einfachheit. In ihrer Problemlöſigkeit. In ihrer Ungeiſtigkeit. Ihre Zeitgebundenheit iſt zugleich ihre Zeitloſigkeit.

Im Proteſtantismus war, wie ſehr „Zeit“ ihn beſchenkte oder beraubte, doch immer nur der einzelne und ſeine Frage an ſeinen Gott. Hier ragt der Dom in althehrwürdiger Höheit, und niemand hat zu fragen, wie der ausſah, der einging und hinter dem ſich die Pforte ſchloß.

Nun aber iſt es doch, als ertönte aus dem Dom heraus Orgelklang und in ihm die wohlvertraute Weiſe. Es iſt im Jahre 1818. Ein junger Kaplan iſt über die verſchneiten Felder gegangen. Da er heimkehrt und das Dorf mit den ſpärlichen Lichtern vor ſich ſieht, iſt das Lied von der „ſtillen Nacht, heiligen Nacht“ auf ſeinen Lippen.

Abermals ermißt man die Empfindungſpanne. Das Lied wird in den Anhang des evangeliſchen Geſangbuchs aufgenommen, aber der „holde Knabe im lockigen Haar“ ſchläft nun nicht mehr in ſeligem Ruh', ſondern nun heiſt es, Distanz während, „einfam wacht nur das traute hochheilige Paar, das im Stalle zu Bethlehem war, bei dem himmliſchen Kind“. — Die Katharina Emmerich hatte nicht anders als der Kaplan Mohr den holden Knaben im „lockigen Haar“ erſchaut; irre ich nicht, ſo hatte ihn ihr die liebe Gottesmutter ſogar für ein paar Augenblicke in die Arme gelegt.

Die naive Sinnlichkeit, das Festwurzeln im Überlieferten, das Zurrücheläuten der Persönlichkeit, wird dem Katholizismus gerade in dieser von Revolution ausgehender, zu Revolution hindrängender Zeitspanne zu nicht zu unterschätzender Kraft. Die Liebe zu altdeutschem Wesen, zur (scheinbaren) Friedigung des Mittelalters war neu erwacht: im Schoß der katholischen Kirche vermochte jeder sein Mittelalter zu finden. Wenn Dorothea Schlegel, geschiedene Veit, an ihren Sohn Philipp schreibt, der mit den Freiwilligen der Befreiungskriege ausgezogen ist, so erblickt sie in ihm einen „geistlichen Ritter“. Wenn Friedrich Schlegel ein paar Worte aus einem Gespräch über das Ständewesen auffängt, so donnert er drein, es gebe gar keine Stände, außer zweien, Priester und Laien. Was denn die Schlegels freilich nicht hinderte, ihrem Sohn und Stieffsohn Philipp Veit anzuraten, sich, falls er dazu aufgefordert werde, an der neuen Freskenmalerei für die Berliner Garnisonkirche zu beteiligen. „Sind die Wände auch nicht katholisch, so möchten sie es doch sein; und was sie nicht sind, das können sie noch immer werden.“

Bei dieser Gelegenheit fällt ein böses, die Zeitstimmung charakterisierendes Witzwort. Einer der Bundesgesandten nennt die künstlerischen Bestrebungen Friedrich Wilhelms III. Symbole des „gemilderten Protests“. In diesen Konvertitenkreisen bedeutete der Katholizismus als solcher ohnehin den Ruß nach Österreich.

In eben diesen Kreisen wurde Kunst schlechthin als Frucht vom Stamme des Katholizismus betrachtet. „Ob ich glaube, fragst Du,“ schreibt Dorothea Schlegel 1806, „daß die Künste in Deutschland eine Folge des Katholizismus seien? Allerdings glaube ich das.“ Aus der Kirche heraus seien sie entstanden, mit ihr zugrunde gegangen. Es gebe keine Maler-

Kunst, wenn man das Christentum nicht kenne. Jetzt schreibt Zacharias Werner — und er ist zum Modeprediger in Wien geworden und zu einem, der um Sünde prachtvoll Bescheid weiß — seine „Weihe der Unkraft“. Die Kunst hat denn auch nur noch den einen Zweck, der Religion zu dienen. „Da, wo alle Kunst herkommt, von Gott, dort soll sie auch wieder zurückströmen“, meint Dorothea. Und Friedrich Schlegel: „Die Kunst überhaupt ist zur Verherrlichung Gottes und seiner Kirche bestimmt.“

Das war um das Jahr 1817. In gewissen protestantischen Kreisen dachte man um die nämliche Zeit nicht gar so anders.

In Weimar aber saß einer, und sie nannten ihn den „Heiden“, der sah dies Treiben mit an und wandte sich ärgerlich davon ab. „Wenn man doch nur die Frömmigkeit, die im Leben so notwendig und liebenswürdig ist, von der Kunst sondern wollte, wo sie, eben wegen ihrer Einfachheit und Würde, die Energie niederhält und nur dem höchsten Geiste Freiheit läßt, sich mit ihr zu vereinigen, wo nicht gar sie zu überwinden“, so schrieb Goethe im Juli 1829 an Zelter.

Aber es war die Zeit zwischen den Revolutionen. Die Autorität war erschüttert worden, der gesellschaftliche Aufbau ins Wanken geraten, es hatten sich neue Kräfte im wirtschaftlichen Leben geltend gemacht, und manch einer hatte die Empfindung — äußerlich, aber auch innerlich — den Boden unter den Füßen zu verlieren, auf dem seine Vorfahren gesät und geerntet hatten —: der Bau der alleinseligmachenden Kirche ragte in alter, ehrfurchtgebietender Höhe auf, und die Jahrhunderte hatten es nicht vermocht, dem Gefüge einen Stein zu nehmen oder hinzuzutun. Hier also und nur hier schien „Schutz“ gegen die „Zeit“ zu sein. Wer hier ein-

ging, über den hatte die Uhr des Tages ihre Macht verloren. Der Katholizismus jener Epoche erhielt, aber er schuf nicht Kultur. Von einem „Sichausruhen“ beim Katholizismus durfte Rahel sprechen. Es verlohnt, das Bildnis der Konvertitin ins Auge zu fassen. In ihren Zügen rätselt die Zeit.

Die Konvertitin

Müde bin ich, geh' zur Ruh' ...“ „Kranken Herzen sende Ruh', / Nasse Augen schließe zu! / Laß den Mond am Himmel stehn / Und die stille Welt besehn.“ — Was will das besagen? „Laß den Mond am Himmel stehn / Und die stille Welt besehn.“ Ist das als Bild erfaßt und wenden sich die Augen der Dorfstraße zu, deren Hütten unter dem Strohdach im Mondlicht heimischer werden? Oder ist es Symbol für eine befriedete Welt? Warum die ausdrückliche Bitte an Gott um etwas, das doch auch ohnedies in der Weltordnung vorgesehen ist? Schrieb ein Mensch diese Verse, der ein kindliches Empfinden bewußt stilisierte, oder war die Achtzehnjährige — Luise Hensel —, die sie dichtete, Kind geblieben?

Luise Hensel ist am 30. März 1798 geboren worden, ihr Vater war protestantischer Pfarrer zu Linum im Havelland, sie selbst das fünfte Kind inmitten siebenköpfiger Geschwisterschar, von denen einzelne allerdings jung gestorben sind. Sie war ein wildes Mädchen, das es den Buben zuvortat, aber es zeigte sich auch sehr früh bei ihr die Neigung, Gräberstätten aufzusuchen und dort zu weilen. Die dichterische Veranlagung war ihr von der Mutter überkommen. In dieser Familie dichtete eigentlich alles, man schrieb sich Briefe in durchaus fliegenden Versen, Mutter und Tochter gewannen sogar in Liedern Aussprachemöglichkeiten, die ihnen das

Schreiben sonst versagte, und Bruder Wilhelm, der sinnige Maler, stand darin hinter ihnen nicht zurück.

Sorge und Not hat sie früh kennengelernt, der Vater kränkelte, Geschwister starben, ein Prozeß hatte Armut im Gefolge; dann starb der Vater. Luise Hensel war zwölf Jahre alt, als sie mit der Mutter und den überlebenden Geschwistern nach Berlin übersiedelte.

Sie wohnte in dem Hause Markgrafen- und Lindenstraßen-Ecke und besuchte die Realschule in der Kochstraße. In der nahegelegenen Sternwarte fand sie mancherlei Anregung. In diese Schuljahre, in ihr zwölftes bis vierzehntes Jahr also, fielen ihrer eigenen Angabe nach ernste religiöse Kämpfe; man möchte das in so jugendlichem Alter belächeln; doch hat Kindheit ihren stummen Ernst.

Trotz der bedrängten Verhältnisse, in denen die vaterlose Familie lebte, war Luise Hensel in den schöngeistigen Kreisen dieses Berlins, das nach der eben überstandenen schweren Arbeit der Kriegsjahre Erholung suchte, ein gern gesehener Gast. Sie verkehrte im Hause des Kriminalrats Eduard Hitzig und hat dort aller Wahrscheinlichkeit nach mit E. T. A. Hoffmann, Houwald, Contessa, Chamisso um einen Tisch herum gegessen. Mit der Tochter des Staatsrats und Dichters Friedrich August von Stägemann verband sie innige Freundschaft. Bei Stägemanns geschah's, daß Sneyenau dem Mädchen von seiner bitteren Kindheit — sonst streng gehütetes Geheimnis — erzählte. Im Hause Stägemanns lernte sie Brentano kennen.

Diesem sehr bescheidenen Berliner Dasein wurden dennoch — das lag nun einmal im Zug der Zeit — die Freuden einer Sommerwohnung zuteil. Im Jahre 1816 zog die verwitwete Pastorin Hensel mit ihren Kindern nach Schöneberg hinaus, und eben dies Haus „ganz im Grünen“ in Schöne-

berg ist Luise Hensel zu einem Arkadien der Erinnerung geworden. Die Freunde und Freundinnen kamen tagtäglich hinaus, man erging sich bei den Vergißmeinnicht am Bach, man spielte, man tanzte. Von Schöneberg aus kam Luise Hensel an jenem Nachmittag nach Berlin und in die „gute Stube“ des Staatsrats von Stägemann, wo es ihr bestimmt war, Clemens Brentano kennenzulernen.

Versunken scheinen die Eindrücke der märkischen Heide-landschaft; diese geistig angeregte kleine Stadt, die damals Preußens Hauptstadt war, bestimmt, umrahmend, diese Jungmädchenbilder. Gewiß, das Leben hat seine Sorgen, aber sie wiegen doch nicht allzu schwer; man weiß eines Wintertages nicht, woher das Holz zum Heizen nehmen, aber noch zur rechten Zeit wird es einem auf Borg geliefert; man findet sich in gutem geistigen Verkehr; zu innerer Erregung, zu seelischem Kampf scheint kein Anlaß vorhanden.

Wendet man der heranwachsenden Luise Hensel schärferes Augenmerk zu, so sind es drei Äußerungen, die zunächst zum mindesten merkwürdig erscheinen. Als Kind sagt sie einmal auf die Frage, ob sie nicht auch Pastorenfrau werden möchte: „Nein, nein! Geistliche brauchen gar keine Frau zu haben.“ (Merkwürdigerweise nimmt etwa zu nämlicher Zeit auch Rahel, durchaus nicht Kind mehr, daran Anstoß, daß evangelische Geistliche sich vermählen.) Bei ihrer Einsegnung durch einen gut protestantischen Berliner Pfarrer macht sie eine Art Pakt mit Gott: daß sie sich durch diese Handlung zum Christentum bekenne, sich aber die Freiheit wahren wolle, die rechte Kirche unter den Konfessionen zu suchen. Und endlich findet sich in ihren Aufzeichnungen der Satz: „Meine Eltern liebten einander sehr. Doch habe ich gottlob! nie eine Tändelei oder sonst etwas Kindisches zwischen ihnen erlebt, ebensowenig einen Streit.“

Man weiß zunächst nicht, was man von alledem zu halten hat. Es ist auch nur, als nähme ein liebliches Jungmädchen antlitz für ein paar Augenblicke befremdenden Ausdruck an.

Am 7. und 8. Dezember 1818 vollzog Luise Hensel, Tochter des weiland protestantischen Pfarrers Johann Jakob Ludwig Hensel, ihren Übertritt zur katholischen Kirche. Sie tat den Schritt zunächst ohne Wissen ihrer Mutter. Sie beging ihn aus reiflicher Überlegung heraus und nachdem sie fleißige Besucherin protestantischer Kirchen gewesen war. Es geschah das aber zu der nämlichen Zeit, in der ein Schleiermacher auf der Kanzel der Dreifaltigkeitskirche stand.

Luise Hensel ist ausnehmend anmutig gewesen, das wird allseitig bezeugt. Ihre Gestalt war schlank und zart. „Einen Teint wie Lilien und Rosen“, rühmt ihr Frau v. Olfers nach. Den blauen Augen war tiefer Blick gegeben. Auf dem lieblichen Köpfchen lag schweres, anscheinend braunes Haar. Es war ihr in solcher Fülle gegeben, daß sie, bereits gealtert, ihrer Mutter ein Fußkissen daraus fertigen konnte, wie „des Seidenhäsleins Mutter“.

Als Brentano ihr an jenem Septemberabend des Jahres 1816 zum erstenmal entgegentrat, sagte er: „Mein Gott, wie gleichen Sie meiner verstorbenen Schwester Sophie!“ Sie selbst aber hatte noch eben, bevor er eingetreten war und bereits von ihm gesprochen wurde, gemeint: „Wenn er weiter nichts ist als geistreich, so kann er dabei noch ein sehr unglücklicher und erbärmlicher Mensch sein!“

Brentano hatte in seinem Liebesleben bereits Schiffbruch erlitten, als er Luise Hensel kennenlernte. Seine erste Frau, die er geliebt hatte, Sophie Mereau, war, man kann wohl sagen, an ihm und für ihn gestorben: dieser krankhafte Drang in ihm, die zu quälen, die er liebte, hatte sich an ihr ausgelebt. Mit seiner zweiten Frau, die er nie geliebt und nur aus einem Dummjungenstreich heraus geheiratet hatte, Auguste Busmann, lebte er in Scheidung, nachdem sie einander das Leben vergällt hatten.

Mit all dem leidenschaftlichen Ungeßüm, das in ihm tobte, umwarb nunmehr der Achtunddreißigjährige die achtzehnjährige Luise Hensel. Von allem Anfang an wehrte sie ab, denn sie hat ihn in Wahrheit nie geliebt. Ihm aber war es gegeben, auch da, wo man ihn abwies, seelisch einzumurzeln. Und so geschah das Seltsame: dies Herzensverhältnis, das doch nun so oder so bestand, auch wenn Sequältsein und Mitleid in ihr die Liebe zu ersetzen hatten, führte zu einer religiösen Gemeinschaft hinüber. Tatsache ist, daß Luise Hensels Einfluß mitwirkte, Brentano seiner katholischen Mutterkirche wiederzugeben; sie war's gewissermaßen, die ihn zur Beichte führte; und Tatsache ist es auch, obwohl Luise Hensel es in Abrede gestellt hat, daß er seinen Anteil an ihrem Übertritt zum Katholizismus hatte.

Luise Hensel hat ihn nie geliebt. Aus jenem Opferdrange aber, der jungen Mädchen vielfach eigen, hatte sie, bevor sie wußte, daß er in Scheidung lebte, mit der Möglichkeit, ihn zu heiraten, durchaus gerechnet. Wie nun hatte sie sich die Ehe mit ihm vorgestellt?

Ihr eigenes Tagebuch gibt darauf Antwort: „Ich glaubte, du würdest sonst gut, aber ungeduldig sein, und würdest mich vielleicht oft quälen oder schlagen; ich würde darin meine Buße und Beruhigung finden, mich in Geduld und Ent-

sagung zu üben; denn ein weltliches Interesse hatte ich damals nicht für dich." Und weiterhin: „Auch glaubte ich, unsere Ehe würde kinderlos und keusch sein."

Im ersten dieser Sätze ist tiefster Ausdruck des Frauenideals der Zeit. Der zweite gibt den bestimmenden Zug aus dem Bildnis der „Dame".

Wieder aber fragt man sich, was ist da seelisch und sinnlich vor sich gegangen?

Es gibt Jungmädchennaturen, und Luise Hensel scheint zu ihnen gehört zu haben, die, ohne darum unsinnlich zu sein, mimosenhafte Scheu vor jeder körperlichen Annäherung hegen; in denen gleichsam die Furcht vor jeder Berührung zittert. Man erzählt von einer Braut, die ihren Verlobten zärtlich liebte, ihm, sobald sie von ihm getrennt war, denkbare hingebungsvolle Briefe schrieb. Nahte er sich ihr aber persönlich, so wich sie ihm aus; war kaum imstande, mit ihm allein zu sein; führte heftige Auftritte herbei, gleichsam, um sich vor ihm zu schützen — um wiederum, sobald er sie verlassen hatte, in ihren Briefen ganz Hingebung und Liebe zu sein. Ein Spiel der Qual, das sich die langen Jahre hindurch fortspann, bis in dem Mann die Kraft, um sie zu werben, erlahmte, er die Verlobung löste — und sie in Jammersohnmacht zusammenbrach. Wahrscheinlich hat man in Luise Hensel eine nicht unähnliche Natur zu sehen. Ihr nun trat in Brentano die nicht sowohl starke als vielmehr verderbte und krankhafte Sinnlichkeit entgegen. Es ist, als wäre sie in tiefster Seele darüber erschrocken. Als wäre alles um sie herum und in ihr beängstigender Unsicherheit verfallen. Als hätte sie sich in ihrem Innersten verfänglich angetastet gefühlt. Brentano hat in Luise Hensel das sinnliche Empfinden geweckt, getötet — und hat es zugleich gespenstern lassen.

Etwas von dem allen muß freilich schon vorher in ihr geschlummert haben. Denn es war doch merkwürdig, daß ein Kind Betrachtungen darüber anstellte, daß Geistliche nicht verheiratet sein sollten und sich dessen dankbar bewußt wurde, nie einem Zärtlichkeitsaustausch der Eltern beizuwohnen zu haben! Wo es gespenstert, war schon zuvor Neigung zu Geisterseherei vorhanden. Am 6. Mai 1820 legte Luise Hensel ihr Keuschheitsgelübde ab.

In Brentanos Art blieb, auch nachdem er auf alles Liebeswerben Verzicht geleistet hatte und etwas wie eine seelische und religiöse Arbeitsgemeinschaft zwischen ihnen erstanden war, dies sinnlich Aufreizende, krankhaft Quälende, eine empfindsame Seele Verletzende, geradezu Verscheuchende. Töne, wie das „Fahr hin in Deiner Heiligkeit, Du Törlin, Du Wahnsinnige“, verloren sich freilich bald aus den Briefen, die er an sie richtete. Um so unsauberer mochte es eine Luise Hensel berühren, wenn der lüsterne Büsser schrieb, ihm sei's, „als wäre meine Brust ein Badezuber und Deine Füße ständen badend und plätschernd in meinem Herzen und Du sagst: endlich Krieg' ich warme Füße“. Oder wenn er ihr schildert, daß er wie ein Schatten mit dem Mondlicht in ihre Kammer gleite, den Kamm greife, den sie aus dem Haar geschüttelt habe. Sie schlafe darüber ein. „Und ich kriechen heran und fasse Deine Hand, die ist nicht kalt; ich falte meine arme Hand hinein und bete, Gott möge mir helfen, lieben und sterben, Dir, Dir und dem, der uns liebet.“ Das wird dann weiter ausgesponnen, und am andern Morgen fehlt dem Kamm ein Zahn — „Such' ihn nur in der ganzen Kammer, Du findest ihn nicht, er ist in einer anderen Kammer, wo Du viel schöner drin wohnst, in meiner Herzkammer, da steckt er mittendurch und ist ganz vergoldet. Gute Nacht.“ Gewiß; das ist echt Brentanosches Märchen;

hier aber griff es doch mit plumpvertraulichen Händen nach einer, die vor jeder Berührung zurückschreckte; und die — das bleibt das Entscheidende — den Zudringlichen durchs aus nicht liebte.

Es ist von Luise Hensel zweifellos als Erlösung empfunden worden, als Brentano in den Septembertagen 1818 Berlin und seiner Wohnung in der Mauerstraße den Rücken zuwandte, um sich auf Reisen zu begeben. Auch hatte sie das ihrige dazu beigetragen, ihn dazu zu bewegen.

Diese Reise aber hatte ein Ziel, das ihnen beiden gleichmäßig am Herzen lag und das kein geringeres war als — das Wunder.

In Dülmen lebte damals Katharina Emmerich — und damit steht man wieder am Siechbett der von Krankheit Geschlagenen, Verzüngungen Anheimgegebenen, Gesichte Schauenden; dieses Kindes aus dem niederen Volk, von geringer Bildung, das die Male des Herrn an seinem Leibe trug; und diese Male bluteten an jedem Freitag.

Zu Katharina Emmerich begab sich Clemens Brentano, um Jahre bei ihr zu weilen und ihre Eingebungen aufzuzeichnen. Zu Füßen ihrer dürftigen Lagerstätte wird später auch Luise Hensel sitzen, recht innige Freundschaft gebend und nehmend, den Worten der Erweckten lauschend. Und es mutet wie eine grellfarbige Illustration zu dem seelischen Abenteuerertum der Epoche an, wenn sich Luise Hensel, wieder ein paar Jahre später, nachdem die Emmerich gestorben war, nachts, vom Totengräber begleitet, auf den Friedhof begibt (es hieß, der Leib der Emmerich sei — wie es vom Leibe Jesu verlautbart hatte — gestohlen worden), das Grab öffnen läßt und der Toten ins Angesicht schaut.

Eins läßt sich in dem allen mit Sicherheit sagen: durch Katharina Emmerich wurde Brentano einem Jesus zugeführt,

der nicht der Heiland seiner Seele sein konnte. Dies die letzte Tragik seines Lebens, an der sein Dichten vollends verdorrte.

Nun aber saß Clemens Brentano neben dem Bett der Emmerich und schrieb an Luise Hensel die langen Briefe, die zu ausführlichen Berichten wurden. Alles Sinnliche scheint nun wirklich von ihm abgefallen zu sein, Schwester ist sie ihm und „fluges, flares, flangvolles Kleinod“. Etwas altflug tönt es hinein: „Meine liebe Schwester, meide allen Umgang, wo Du gefällst; das ist gefährlicher als Lob.“ Die Warnung kehrt wieder und klingt bestimmter: „Es wird eine Zeit kommen, da Du zwischen dem himmlischen und einem irdischen Bräutigam stehen wirst. Gott erbarme sich dann Deiner!“ Die Sprache wird abermals dringlicher: „So lasse uns denn das Fleisch dem Herrn opfern, auch er hat das seine für uns geopfert.“ Und in der Nachschrift desselben Briefes: „Du willst dem Leben seine Sinnlichkeit nicht gönnen: — versage sie Dir, dann hast Du mehr getan, als alle Goethes geschadet haben.“

Das klingt nun freilich etwas seltsam, blickt man dem Brentano in die Augen, der er noch eben gewesen war. Man fürchtet, unter dem seraphischen Kleid könnte einem eine von sehr irdischen Nöten bewegte Brust entgegenklopfen, und wirklich, aus Brentanos seraphischen Worten spricht eine neue, nicht sonderlich überirdische Leidenschaft, die — Eifersucht.

Luise Hensel war dem Jüngling begegnet, nach dem ihr Herz Verlangen trug: Ludwig von Serlachy.

Wirklich hebt in ihrem Innern damit der Kampf an, dies peinvolle Sichentscheiden zwischen dem himmlischen und dem irdischen Bräutigam. Wie sie nun einmal war und empfand, bestand für sie dies gebieterische Entweder = Oder, ein

Sich darumherumlügen gab es nicht. Mit tiefer Rührung liest man in ihren Tagebüchern, daß es vielleicht besser sei, zu zweit zu gehen, als allein, weil eins dem andern auf dem Weg zu Gott doch forthelfen könne — aber die innere Stimme gibt's nicht zu —: „Oh, um Gottes willen werde du nicht so mein Peiniger, sieh mich nicht wieder so an, wie du mich einmal angesehen — wenn mich noch einmal die Welt so begehrend und so verheißend aus deinen Augen ansieht, so muß ich dich verlassen, mich ganz von dir wenden, da ich doch so gerne deine Schwester sein möchte.“ Sie trägt danach Verlangen, einen Lieblingsspaziergang mit ihm zu machen — „aber wir müßten beide nichts verlangen und nicht sehnen und von dem lieben Gott reden.“

Sich dieses Liebesweben in Luise Hensel vergegenwärtigen, heißt nun wirklich an Zartestes rühren; es ist, als öffnete sich hier eine Blüte, eine jener seltsamen, die in einer Nacht erstehen und vergehen und die sich unter jedem Blick schließen müssen.

So zart war dieses Liebessehnen in Luise Hensel, daß der Mann, dem es galt, es nicht einmal gewahr geworden ist. Der Zufall oder ein freundliches Geschick sollte es fügen, daß Ludwig von Serlach, als Kreis, an das letzte Siedchenlager von Luise Hensel, die er seit Jahrzehnten nicht gesehen hatte, trat. Er plauderte mit ihr von der alten Zeit und von gemeinsamen Bekannten. Was er selbst für dies Leben, das da im Erlöschen war, bedeutet hatte, ahnte er nicht.

Aber man begreift, daß eine Natur, wie Luise Hensel, diese Zarteste und Allzuarthe, sich von einer Erscheinung wie der Luthers abgestoßen fühlte. Der mannhaft sinnliche Zug in dem deutschen Reformator scheuchte die Mimosenhafte tief in ihr Inneres zurück. Sie wohnte hinter zugezogenen Gardinen.

Wie ein Symbol mutet es an: die verstorbene Schwester hatte Brentano in Luise Hensel wiederzuerkennen geglaubt, als sie ihm das erstemal entgegengetreten war; in Ludwig von Serlach suchte Luise Hensel für ihren gestorbenen Bruder Ersatz. In ihren Tagebüchern heißt es: „Lieber Freund, bist du denn auch so. Ich habe einen Bruder Ludwig verloren; verloren habe ich ihn nicht, aber er ist gestorben, willst du nicht mein Bruder Ludwig sein? ... Ich habe mich gewundert, daß du nicht im September gestorben bist; mein Bruder starb in demselben Monat, an derselben Krankheit, die du hattest.“

Dies Lieben blickt aus toten Augen.

Sohne je in ein Kloster einzutreten, hat Luise Hensel ihr Keuschheitsgelübde abgelegt. Der Bräutigam, dem sie sich anverlobt hat, ist Gottes Sohn gewesen, der für die sündige Menschheit den Kreuzestod erlitten hat.

Mit solchem Verlöbniß rührt man an älteste Mystik. Jesus selbst hat ihr das Wort gegeben, als er das Gleichnis von den klugen und törichten Jungfrauen sprach. Es ist aber auch alle Glut der Verzühten darin gewesen und die milde Wehmut der in stille Schau Versenkten. Und gerade dieser Generation der mit Luise Hensel Aufgewachsenen irrlichterte das Wort des Novalis: „Hinunter zu der süßen Braut, zu Jesus, dem Geliebten“ —:

Bei Luise Hensel ist von alledem nicht die Rede. Und es ist wichtig, darin klar zu sehen, um so mehr, als von mancher Seite das Gegenteil behauptet worden ist. Nein; von dem Mysterium der Brautschaft ist nichts in Luise Hensels Gedichten und nichts in ihren umfangreichen Tagebüchern. Es wäre auch ihrer Art fremd gewesen.

Vielmehr gewahrt man ein ganz anderes, Gegensätzliches. Ein Prinz hat ihr einmal einen Heiratsantrag gemacht, sie zählte damals 23 Jahre, und es scheint ihr nicht ganz leicht geworden zu sein, dem hochgestellten Freier die Absage zuteil werden zu lassen. Doch tut sie es, und nun schreibt sie in ihr Tagebuch: „Nun weiß ich, wie ein Prinz so gar nichts ist gegen dich, du hoher Zimmermann! — Nimm mich nun und halte mich auf ewig, damit alle Prinzen der Welt nicht einen meiner Gedanken mehr von dir abwenden können.“ Wessen Sprache ist das? Die eines Kindes.

Ein Kind, redet sie ihren Herrn Jesus immer als den Allerschönsten an, wenn sich Menschen zwischen sie und ihren himmlischen Bräutigam drängen.

Luiſe Henſel iſt zeit ihres Lebens Kind geblieben. Das iſt das Große in ihr oder das Kleine: wie man will. Das eben iſt es, was ſie ſelber zu einem ſchwer deutbaren Räſſel macht: man muß viel, nahezu alles vergeſſen haben, um ſie zu begreifen.

Aus ihr blickt dieſe Zeit mit Kinderaugen.

„So oft ich einem Erdenſohne, in Liebe wollt' entgegengehn, da ſah ich in der Dornenkrone den Liebſten traurig ſeitwärts ſtehn“ —: Sprache und Empfindung ſind die eines Kindes. Selbſt wo Luiſe Henſel davon ſpricht, daß Gott ſich den Gläubigen als Speiſe darbietet, tun ſich nirgends die dunklen Tore auf, bricht aus Erdinnern kein Feuer. Statt deſſen ſtellt ſich die kindliche Betrachtung ein, daß es Gott leichter fallen müſſe, die Geſtalt des reinen Brotes als die des ſündigen Fleiſches anzunehmen.

Alle Myſtik war und iſt aus Sinnlichkeit geboren: Luiſe Henſels ſinnliches Empfinden iſt nie erwacht, nachdem es einmal von Brentano ſo tief in Verſchämung hineingeſcheucht worden war. Schildert ſie in ihren Tagebüchern das

eine oder das andere Mal, wie der himmlische Bräutigam die Arme weit ausbreitet, sie zu umfassen, da er sie unter Lilien küßt, so ist das nicht viel mehr als ein Sichergehen in bekannten Bildern, es ist ein gemalter Heiland, der die Arme ausstreckt, es sind stilisierte Lilien, zwischen denen die Lippen sich begegnen. Und eingeleitet werden die Betrachtungen mit den Worten: „Mein Führer — das ist ihr Beichtvater — hat mir befohlen, vertraulich mit dir umzugehen und kindlich zu spielen; und wenn ich nicht kindlich sein könnte, so sollte ich kindisch sein, bis ich wahrhaft Kind werde.“ So schrieb sie, und wußte selbst nicht, wie sehr sie Kind war.

Es ist ohne alle Einschränkung zuzugestehen, daß Luise Hensel, als sie zum Katholizismus übertrat, den ihrer Seele vorbestimmten Weg gegangen ist.

Es ist für dies jugendliche Seelenleben bezeichnend, daß Luise Hensel, auch als sie noch Protestantin war, eine tiefe Sehnsucht, mehr als das, ein unabweisbares Bedürfnis nach der Beichte empfunden hat. „Sie sind so glücklich, die Beichte zu haben“, war eins der ersten Worte, das sie an Brentano richtete. Bereits eingesegnet, suchte sie eines Tages den protestantischen Geistlichen, der sie Konfirmiert hatte, auf und bat ihn, ihm beichten zu dürfen — eine Bitte, die selbstverständlich abgeschlagen werden mußte; sie „beichtete“ daraufhin einer Freundin. Im Grunde ist in diesem einen Zuge alles gegeben, worauf es ankommt. Sie bedurfte innerlich der Führung. Nicht anders als ein Kind, das nach der Hand des Begleiters greift, da es nun den Straßendamm mit seinen Fährlichkeiten zu überschreiten hat.

Es ist wahr: Ein Schleiermacher stand auf der protestantischen Kanzel, als Luise Hensel zum Katholizismus übertrat. Eifrige Kirchgängerin, die sie war, scheint sie ihn dennoch niemals gehört zu haben, jedenfalls war es ihr wohl nicht

vergönnt, ihm menschlich nahezutreten. Aber selbst wenn das der Fall gewesen wäre — schwerlich hätte er es vermocht, ihr viel zu geben. Denn sie hätte es nie verstanden, wenn er sie bedeutet hätte: Finde du Kraft der in dir wirkenden Gnade aus dir selber deinen Weg.

Sie war ein Kind und bedurfte der Führung. Innerhalb der katholischen Kirche wurde ihr die zuteil. Man liest in ihren Tagebüchern und meint zwischen den Zeilen zu erkennen, daß auch ihren katholischen Beichtvätern der Kleinen und quälerischen Anliegen manchmal etwas viel wurde, wie Ärzten, die, von ernstlich Kranken in Anspruch genommen, ungern ihre Zeit an die Kleinen Leiden einer eigentlich recht Gesunden verschwenden; aber sie verloren niemals die Geduld. Und sie verstanden es in bewunderungswürdiger Weise, dieser Kindseele das zu geben, dessen sie bedurfte. „Mein Führer hat mir befohlen (welche Gnade für eine Natur, wie sie es war, in dem einen Wort: befohlen), kindlich zu spielen.“

Man liest von einer der ihr auferlegten geistlichen Übungen, und man staunt die psychologische Weisheit an, die sich darin kundgibt. Sie soll der heiligen Jungfrau und dem heiligen Joseph auf der Reise begegnen und sie bitten, sie mitzunehmen. Sie soll sich ganz in die Zeit zurückdenken, in der diese zwei heiligsten Personen auf Erden lebten, und soll ihren Gesprächen lauschen. Heut, morgen und übermorgen soll sie mit ihnen auf der Reise sein, am Sonntag mit ihnen in Bethlehem ankommen und von Haus zu Haus mit ihnen gehen und Herberge suchen . . . So wird das Kind mit frommem Spiel beschäftigt; so und nicht anders waren die Eingebungen ihrer frommen Freundin, der Katharina Emmerich gewesen; zugleich aber: Ist es nicht, als würde die Dichterin Luise Hensel angeleitet, ihrer Phantasie Stoff und

Nahrung zuzuführen? Ist diese geistliche Übung nicht auch gleichzeitig poetisches Seminar?

Das Kind war in den Schoß der Mutterkirche aufgenommen und fand sich da warm und wärmer eingebettet. So verstrich ihr das Leben: Sie wurde geführt. Zwar ihr immer wieder aufsteigender Wunsch, Nonne zu werden, ging nicht in Erfüllung, aber sie lebte in der Welt, als täte sie's nicht. Die Gardinen vor ihrem Fenster blieben zugezogen. Sie fand in adligen Häusern Aufnahme und schuf sich da ihren Wirkungskreis; sie pflegte Kranke; sie erzog junge Mädchen und streute in ihre Herzen den Samen, der in ihrem eigenen Blüte und Frucht getrieben hatte; sie gab und fand Liebe; sie starb mit gefalteten Händen als eine, die den Tod seit Kindes-tagen herbeigesehnt hat; sie schloß die Augen achtundsiebzugjähig, und es war nicht anders, als wäre nur eine Nacht darüber verstrichen, seit sie, ein Kind, ihr Abendgebet gesprochen hatte.

Der Jungfräulichen war etwas wie Mutterglück beschieden. Sterbend hatte ihre Schwester ihr ihr Söhnchen anvertraut, und die Sorge um dies Kind, dem doch der protestantische Vater lebte, hatte ihr ihren Entschluß, zur katholischen Kirche überzutreten, sehr wesentlich erschwert. Aber die Hindernisse waren beseitigt worden, sie lebte diesem Kinde, erfuhr an ihm Mutterfreude, aber auch sehr herbe Mutternot und sah den längst Herangewachsenen sterben. So glitt und entglitt alles. Vielleicht aber war jeder Verlust auf dieser Erde Gewinn für die Heimat jenseits der Todeswolke?

Sie glich der alternden Braut aus dem Volkslied, deren Bräutigam vor fünfzig oder mehr Jahren in der Schlacht gefallen ist, und die noch Abend für Abend die Lampe an ihr Fenster stellt, ihm den Weg zu weisen, wenn er doch

heimkehren sollte — altgewordenes Kind. Aber sie glich auch zugleich der klugen Jungfrau, die die Lampe bereit hält, weil sie weiß, der Bräutigam muß kommen, denn er ist nicht von dieser Welt, und Tod und Sterben haben über ihn nicht Gewalt — Kind Gottes.

Quise Hensel ist Kind geblieben, ist es auch in ihrer Dichtung, und damit findet die Frage, was es doch bedeuten wollte, dies: „Laß den Mond am Himmel stehn Und die stille Welt besehn“, ihre Beantwortung. Es ist nicht anders, als streckte ein Kind jubelnd die Arme nach dem Mond aus und faltete alsbald die Hände und bäte den lieben Gott, ihn immer am Himmel zu lassen.

Ein Kind, innerlich ganz aus der Patriarchalität der Periode erwachsen; — und verkörpert doch auch in sich das Frauenideal, selbst Züge aus dem Damenbildnis der Epoche zeichnen sich in ihrem Antlitz —; in kindlicher Selbstverständlichkeit geht sie den Weg, auf den sich damals die vielen Müden und Gebrochenen retteten —: es ist etwas im Wesen dieser Konvertitin, als wäre sie nicht aus der Wirklichkeit, als wäre sie aus den Sehnsuchtswehen der Zeit geboren.

Das Zwischenreich

In Riga, in seiner behaglichen und gastlichen Häuslichkeit, erzählte eines Tages der General von Manderstjerna, und Alexander von Sternberg hat es aufgezeichnet: Als junger Fähnrich sei er eines Abends nach langem, ermüdendem Ritt unfern des Gutes seines Vaters an einem wohlbekannten Bach gelustwandelt, als ein Reisewagen genahet sei, und in dem Gefährt habe hochaufgerichtet, in wehende weiße Schleier gehüllt, eine Frauengestalt gestanden. Der Wagen habe gehalten, er sei herbeigeeilt, der Dame seine Hilfe zu bieten; wortlos habe sie seinen Arm ergriffen und sei auf Mägde zugeeilt, die da mit Waschen beschäftigt gewesen seien, habe sich auf einen hohen, abgeflachten Stein geschwungen und die Mägde mit hohler, seltsam klingender Stimme aneredet, was sie da täten. Daß sie ihre Kleider für den kommenden Feiertag wuschen, sei die Antwort gewesen. Und denkt nicht an den Schmutz der Sünde, an eure besleckten Seelen, und müßt doch gewärtig sein, eh ihr's gehabt, vor den Herrn der Herren zu treten? Eindringend und eindringlicher habe die Dame in weißer Gewandung gesprochen, die da gegen den dunkler gefärbten Abendhimmel gestanden — verwundert seien die Mägde gewesen, dann tief ergriffen — weinend und schluchzend hätten sie den Rock der Dame geküßt, reichlich seien die Bußetränen geflossen. „Noch sehe ich“, schloß der General, „die erhabene Gestalt

dieser Frau vor mir, wie sich die Konturen des gehobenen Antlitzes und der schmalen, mageren Hände, die sich nach dem Himmel deutend erhoben, scharf gegen den verglimmenden Abendhorizont abzeichneten."

Was ist das: „Zwischenreich"? Es ist, als gelangte man auf einer Wanderung aus wohlgepflegtem Garten auf einen steinigen Anger mit verkümmertem Baumwuchs, versandeten Straßen, hier und dort aufwucherndem Unkraut — so und nichts anders, wenn man sich in die religiösen Stimmungen der Zeit versenkt hat und nun, dies Gartenland verlassend, das von beidem zeugte, dem segnenden Himmel und gesegnetem menschlichen Mühen, sich dem dunklen Bezirk des Aberglaubens zuwendet. Wie in Wüste und Wirrnis verwiesen, kommt man sich vor. Es ist etwas in dem Denkenden, das sich gegen jedes gläubige Hinhorchen wehrt; es ist etwas in dem durch ein dunkles Leben Gesangenen, das jedes vorschnelle Aburteilen verbietet. Denn nun sagt man sich doch: mag jener Anger versteint und unkrautet sein — es sind dieselben Steine, aus denen man dort drüben Kirchen erbaute; in diesem Unkraut ist Same zu jenen Blumen, die dahinten im Garten entzückten. Die Naturgabe scheint die gleiche, und nur eben die Aufnahme durch den Menschen sehr verschieden geartet zu sein.

Es ist eine ganz eigenartige Stellung, die Goethe aus dieser Zeit heraus und für diese Zeit zum Aberglauben eingenommen hat. Bei der Richtfeier in den „Wahlverwandtschaften" wirft der Maurer ein Glas, das für Eduard in seiner Jugend gefertigt worden ist und die Buchstaben E. und O. in zierlicher Verschlingung zeigt, um es feierlichem

Brauch gemäß zu zerschmettern. Das Glas wird aber durch einen Zufall aufgefangen und bleibt erhalten. Für Eduard wird der Vorfall bedeutend. Das Glas ist ihm Beweis dafür, daß das Schicksal seine Vereinigung mit Ottilie gewährleiste. Er spricht Mittler davon, der aber verweist ihm hart seinen Aberglauben. Und nun, nachdem Ottilie verschieden, tritt es zutage: Das echte Glas ist unlängst in Scherben gegangen, der Kammerdiener hat ein ähnliches untergeschoben. Wie also? Scheint es nicht, als ob das echte Glas die echte Antwort auf die Schicksalsfrage gegeben hätte? — Es ist nicht anders als im Leben und in der Wirklichkeit des Tages auch: Die Orakel sprechen die Wahrheit und trügen, Wahres kündend. Nicht anders, als das Schicksal selber hinter dieser unserer Welt steht, zeigt und verbirgt es Goethe hinter der Welt seiner Geschöpfe.

Humboldt aber, den man gern befragt, weil in ihm beides ist, Verstandesschärfe und Verstandesdemut, Ungläubigkeit und Andacht, stellte sich dem Zwischenreich und seinen dunklen Phantasmagorien durchaus nicht nur ablehnend gegenüber. Er sah es gern, daß nach dürrem Rationalismus nun (1809) eine neue Zeit heraufdämmere, die zu all den verborgenen und mystischen Dingen gläubiger zurückkehre. „Freilich kann es mit der Mystik auch leicht zu weit gehen,“ schrieb er an Caroline, „aber das beweist eigentlich, daß in ihr mehr Wahrheit liegt.“ Entscheidend sei nur eben die reine Stimmung des aufnehmenden Gemüts.

Wo sind die Grenzen, und wer steckt sie ab? Dorothea Schlegel notiert in ihrem Tagebuch, daß die Fürstin Pauline Schwarzenberg auf einem Ball getanzt habe, ihr Mittänzer aber plötzlich in tiefem Entsetzen ausgerufen habe: „Großer Gott! Fürstin, Sie stehen ganz in Flammen gehüllt!“ Sie hält ihn für einen Wahnsinnigen, er aber erweist sich klaren

Geistes und warnt die Fürstin vor Feuersgefahr. Am 1. Juli 1810 bei der Vermählungsfeier Napoleons mit Marie Luise verliert die Fürstin Pauline Schwarzenberg, geb. Prinzessin von Arenberg, beim Brand des Ballsaales zu Paris ihr Leben. Wo sind die Grenzen?

Dorothea Schlegel hat selbst einmal geschildert, wie derartige Visionen hervorgerufen werden mögen. Sie selbst habe sich in Alt-Ötting befunden und sei nach der Abendandacht in ihr Logis heimgekehrt, wo sie die dunklen Erzählungen einer altertümlich gekleideten Magd noch über ihre seelische Bewegtheit hinaus erregt hätten. Ihrem Bett gegenüber habe das lebensgroße Bildnis eines Geistlichen in schwarzer Gewandung, ehrwürdig und streng, gehangen. Die eine, tiefgesenkte Hand sei sehr ausdrucksvoll gemalt gewesen. Und nun sei es ihr plötzlich erschienen, als müsse diese Hand sich bewegen und ihr winken. Sie habe die Augen nicht abwenden können, Entsetzen habe sie gepackt, bis sie dann doch die Kraft gefunden habe, das Nachtlicht zu löschen und sich unter ihre Decke zu verkriechen. Dies also Dorotheas eigene Erfahrung, — die sie denn freilich nicht hindert, vom Standpunkt der religiös Gesicherten und kirchlich Geschützten über eine Erscheinung wie die der Frau v. Krüdener in aller Härte abzuurteilen. In der Seele sei sie ihr verhaßt. Es ekele sie an. In all solchem Gebaren finde sie dieselbe Ostentation wie in Napoleon, nur eben bei andern Mitteln. Hochmut, Glanzsucht, Herrschenwollen und Unwahrheit seien die Quellgründe. — Die Grenzen werden also doch und immer wieder gezogen; fragt sich nur, wie weit und für wen haben sie Bestand?

Eins sieht man klar: Das, was hier Aberglauben heißt, anderen aber und zu anderen Zeiten Gottnähe bedeuten könnte, wird in dieser Zeit zwischen den Revolutionen aus

zwei Unterströmungen gespeist: aus kirchlich abgeirrter, selbstherrlich gewordener Frömmigkeit und einer der exakten Methoden überdrüssig gewordenen Naturwissenschaft. Hie Prophetie! Hie Magnetismus! In einem Hellsehertum, das überaus Katechismusgebunden sein kann, finden sich beide Richtungen gelegentlich zusammen.

Jene Frau in weißer Gewandung, die zu den Mägden am Bach so eindringlich gesprochen, von der General von Manderstjerna erzählt und deren Bild sich mit emporgewandtem Antlitz und zum Himmel aufgerichteten Armen vom abenddunkelnden Horizont abgehoben hatte, war niemand anders gewesen als Frau von Krüdener. Dieselbe Frau von Krüdener, die über Kaiser Alexander von Rußland gefährlich Gewalt gewonnen und ihm aus ihrem Sehertum heraus den Gedanken an die Heilige Allianz als gottgewollte Bestimmung eingegeben hatte. Oder mit ihrem eigenen Wort aus einem Gespräch mit dem Professor Krug: „Der heilige Bund ist ein unmittelbares Werk Gottes. Dieser hat mich zu seinem Rüstzeug auserkoren. Durch ihn allein habe ich das große Werk vollbracht.“

Man hat gegen Barbara Juliane Frau von Krüdener (geb. 1764) den Vorwurf sittlicher Verfehlungen und des Ehebruchs erhoben — fraglich, ob sie das selbst in Abrede gestellt hätte —; es sind auch Heilige, deren Schriften zum kanonischen Besitz der Kirche zählen, den Sündenweg gegangen. Flamme scheint immer in ihr gewesen zu sein. Ihr Roman „Valerie“ (1803) ist mit Zeitstimmung, in diesem eigenartigen Beieinander von Tugendseligkeit und Empfindsamkeit, getränkt, gibt der Zuversicht auf eine Jenseits-

vereinigung hienieden Getrennter überzeugten Ausdruck und ist zum mindesten Bürgschaft für eine ungewöhnliche formale Begabung. Was will es besagen, daß das Wirklichkeitsgeschehen vielfach ungalant genug war, ihren Prophezeiungen die Bestätigung zu versagen? Es mag auch in hellseherischen Zuständen Selbsttäuschung mit unterlaufen. Doch bleibt die Art ihrer Prophezeiungen charakteristisch. Sie behauptete, Napoleons Rückkehr von Elba vorhergesagt zu haben, und verkündete daraufhin eine zweite Rückkehr des Imperators von St. Helena, diesmal aber nicht mit offener Gewalt, sondern um die Welt mit List zu betören (1818). Um dieselbe Zeit sollte ein neuer Türken-sieg bevorstehn. Die Sonnenflecken waren ihr Zeichen dafür, daß die Welt reif sei zur Ernte; aber auch aus einer unlängst ergangenen Heimsuchung durch Stürme, Erdbeben, Gewitter schloß sie, daß die Stunde des Weltgerichts nahe sei, — Prophezeiungen, die sich so oder ähnlich zu allen Zeiten wiederholt haben, so oft Propheten aufgestanden sind.

Mit der Jeanne d'Arc hat sie sich selbst verglichen. Für den Gemütsvorgang in ihrem geängstigten und trotzigen Herzen wird es verräterisch, daß sie meinte: Trotzdem sie für ihre Verfolger bete, strafe Gott dieselben.

Geistig sah sie sich dazu auserkoren, gegen den Rationalismus und Philosophismus, der von allen Kanzeln und Kathedern gepredigt werde, Zeugnis abzulegen: schon das gibt der Verzühten eigene Einstellung in das Fresko der Zeit. Nicht bei den Lasterhaften, sondern bei den Lauen sei die Gefahr. In ihr ist Haß gegen alle, welche eine „papierne Existenz“ haben, mögen sie nun Beamte, Gelehrte oder Philosophen heißen, denn, weit entfernt, etwas zur Erhebung Deutschlands beigetragen zu haben, seien sie es, die den

Samen des Verderbens austreuten, die Welt dem Untergang näher führten. Sie spottete des Eisernen Kreuzes. Das wahre Kreuz der Ehre trage jeder Christ in seinem Herzen.

Ihr Ruf ging an die Armen: und das macht sie nun doch zu echter Prophetin dieser ihrer Zeit. Sie sah das Elend, das die neue Wirtschaftsordnung heraufführte, und es griff ihr ans Herz. Sie hatte den Mut, gegen die Fabrikanten Anklage zu erheben. Sie bettelte für ihre Armen. „Denn oft habe ich keinen Kreuzer Geld gehabt und doch durch Gottes unmittelbares Wirken wunderbar mehr als 3000 Menschen täglich gespeist und Kranke geheilt.“ Für die Armen schuf sie eine Zeitung: die erhielten die Notleidenden umsonst, theilten sie gegen Speise den Reichen mit und beteten sodann für die, die ihnen gegeben hatten.

Wo sind die Grenzen der Wahrheit und wo die des Betruges an sich selbst und den andern?

Sanz endlich erzählte sie ihren Notleidenden, die sich denn nun freilich gefährlich um sie scharten, von dem armen Mann, dessen Kinder hungern, der für 12 Bagen von dem Reichen Kartoffeln kaufen will, aber hart zurückgewiesen wird, weil der nur für 24 Bagen abgebe. Der Arme flüchtet sich ins Gebet, und daraufhin schlafen die Kinder Tag und Nacht. Am andern Morgen hat er die 24 Bagen beisammen, geht zum Reichen; die Frau des Reichen steckt ihm heimlich ein Brot zu, der Reiche selber aber geht in den Keller, die Kartoffeln zu holen, und — sinkt bei seinem Vorrat vom Schlag getroffen tot nieder. — Sie fand aber auch das gut geprägte Wort: Beruf der Armen ist es, Retter der Reichen zu werden.

Solange sie heilige Bündnisse unter den Machthabern gestiftet hatte, war sie mit Ehren überhäuft worden. Nun sie die Hungernden um sich scharte, wurde sie versem, ver-

folgt, wo immer sie weilte, des Landes verwiesen. Sie starb (1824), wie sie gelebt hatte, „unterwegs“ —: Falsche Prophetin, mag sein; gewiß aber echte soziale Revolutionärin.

Auf dem Gut, auf dem sich Baron Eduard, nach seinem Sinne und etwa auch dem des Fürsten Pückler-Muskau, „Landschaft“ aufbaut, findet sich ein Weg, den Ottilie meidet, weil sie da immer von einem ganz eigenen Schauer überfallen wird, der sich nachher in einen linksseitigen Kopfschmerz umsetzt. Der Weg wird untersucht, es erweist sich, daß die Erde dort Steinkohle birgt. Derart nimmt Goethe vom Magnetismus und den ihm verwandten Erscheinungen Notiz.

Der Magnetismus war damals, wie die Romantiker zu sagen pflegten, „à l'ordre du jour“. Wilhelm von Humboldt meinte, man könne auf magnetische Kuren sehr wohl Hoffnungen setzen, weil sie „wundervoll und unbegreiflich“ seien, Caroline von Humboldt hat sich ebenso wie Schleiermachers Frau derartiger Behandlung unterzogen, der Staatskanzler von Hardenberg hatte in seinem Arzt, dem Hoffmannsfreunde Koreff, und in der Somnambule Frau von Kimsky eine, wenigstens im Hinblick auf letztere, nicht unbedenkliche magnetopathische Gefolgschaft. Recht aus dem Geist der Zeit heraus ist Antwort auf die Frage nach dem Magnetismus in E. T. A. Hoffmanns erzählerischem Werk: wohl bietet sich hier die dunkle Naturkraft dem Menschen, doch aber nur, um ihn zu verderben. Gewann der Magnetiseur über andere Gewalt, so wurde er verlockt, sie verbrecherisch zu nutzen; in dem Augenblick aber, da er des Sieges sicher zu sein schien, raffte sein Opfer oder ihn selbst der Herzs Schlag

hin. Man sieht: Der Magnetismus und was immer so heißen mag, sucht und findet ganz unmittelbar bei den religiösen Vorstellungen der Zeit Unterschluß. Er folgt einer gewissen Frömmigkeit — der Hoffmann hier huldigt, ohne sie zu besitzen — in den Fußstapfen nach. Er trägt sich gern geistlich.

Man hat oder findet doch „seinen“ Magnetiseur. Bettina, das frühreife Kind, darf da nicht zurückstehn. Ihr Magnetiseur ist ein alter Mann, von dem man nicht weiß, wo er herkommt, und der eines Morgens so geheimnißvoll verschwunden ist, wie er aufgetaucht war. Er reicht ihr in stiller Abendstunde Erdbeeren über die Gartenmauer und anbefiehlt, sie sehr bedachtsam zu essen. Und da sie auf seine Frage, wie sie geschmeckt hätten, zur Antwort gibt: „nach schönem Wetter und ganz fruchtbarem Erdboden“, ist Freundschaft zwischen dem alten wundertätigen Mann und dem Kinde; und muß so sein; Romantik vermittelt. In die romantisierte Natur gehörte der Magnetiseur mitten hinein — wie in die romantischen Salons die verzückten Herren und ohnmächteln Damen, die sich die Hände zu magnetischer Kette reichen. Und spricht nicht irgendwer dazu ein Gebet?

Caroline von Humboldt erzählt (1816) von einer Somnambule, der Witwe eines Professors, die unter Lähmungserscheinungen an unerträglichem Kopfschmerz leidet und im traumähnlichen Zustand den Arzt, durch den sie genesen werde, und die Mittel, die zu ihrer Wiederherstellung führen sollen, in aller Klarheit sieht und beschreibt. Sie wird dem Arzt zugeführt, lebt eine Zeitlang von magnetisiertem Wasser und einer Tasse Kaffee am Morgen, der Kopfschmerz löst sich in einen Abszeß auf, der durchs Ohr abfließt; sie spricht in sehr guten Versen, ihre Reden haben durchaus immer eine religiöse Tendenz, sie sieht ihrer Heilung ent-

gegen. — Gabriele von Bülow's Söhnchen, der kleine Bernhard, ist an hitzigem Fieber erkrankt, tagelang schwebt er in Todesgefahr, die Ärzte haben jede Hoffnung aufgegeben. Da ringt die Mutter in himmelstürmendem Flehen um dies teure Leben, betend erfährt sie Eingebung, sie läßt das Bettchen mit dem kranken Kind ins obere Stockwerk tragen, reißt alle Türen und Fenster auf — der Knabe ist gerettet. — Rachel träumt und ist im Traum mit vielen Freunden zusammen, die ihr allesamt der Tod entriß, darunter Selle, den sie ihres Rheumatismus wegen befragt. Er anbefiehlt Schwefelbäder und auf all ihre Einwände hin immer wieder Schwefelbäder und — da sie erwacht, sich mit ihrem Traum auseinandersetzt, ist sie zu Schwefelbädern entschlossen. — Kügelgen's Mutter ist schwer erkrankt, dreimal täglich besucht sie seit langem der Arzt, ohne helfen zu können — da dringt eines Nachmittags ein Freund des Hauses, der unvorhergesehen dem Wahnsinn anheimgefallen ist, in ihr Schlafzimmer ein, spricht mit ihr, und jedes seiner Worte ist irr, er murmelt lateinische Sätze und befiehlt: „Nun stehn Sie auf und wandeln Sie; Sie sind gesund!“ Sie wagt nicht, sich ihm zu widersetzen, in dem Bewußtsein, daß man Geistesgestörte nicht reizen dürfe, steht auf und — ist geheilt.

Das sind Einzelzüge. Es ist aber, als blickte man ins Antlitz der Meduse, da man nun an das Siechenbett der „Seherin von Prevorst“ tritt, deren „Eröffnungen über das innere Leben des Menschen und über das Hereinragen einer Geisterwelt in die unsere“ Justinus Kerner aufgezeichnet hat. Aller Aberglaube der Menschheit seit Urweltsdenken ist hier in vielfacher Anpassung, mannigfaltiger Nachwirkung beisammen.

Solchem Zeugnis gegenüber fragt man denn nun freilich zunächst nach dem Zeugen. Alexander von Sternberg hat den

wäderen schwäbischen Dichtersmann nach einem Besuch in Weinsberg in seiner lebendigen, boshaften Art geschildert. Da hört man denn, daß Kerner von Gespenstern wie von guten Bekannten sprach, und das im kordialen Ton löblicher Duzbruderschaft. Dem Herrn von Sternberg kam es bei solchen Gesprächen vor, als befände er sich zwar im Umgang mit Geistern, doch aber zugleich in herzlich schlechter Gesellschaft, sprach's wohl auch aus, und Kerner war um die Erklärung nicht verlegen: „Ja, Sie müsse nit verlange, daß a dumma Teufel, sobald er stirbt, gleich ein gescheites Kerlchen wird, er treibt als Spußgeist seine alberne Posse weiter!“ Und als die beiden einmal im kleinen offenen Wagen von Weinsberg, dem Geisterhochquartier, nach Heilbronn fuhren und nun der Abend über die Straße dunkelte, machte Kerner plötzlich auf befremdenden, nun aber sehr rasch näher kommenden Hufschlag aufmerksam. Ha! der Kerner kannte den Reiter wohl. Der hatte vor hundert Jahren drüben auf dem Gutshof als Pächter gelebt. Büßte nun für seine Verbrechen. Ritt auf einem Pferd mit drei Beinen.

Derart der Zeuge. Solchen Gesichts der Arzt Justinus Kerner, der der Seherin von Prevorst das Glas mit dem von ihm selber magnetisierten Wasser reicht. Freilich hat sie im Dämmerzustand auf das genaueste anbefohlen, wie vieler magnetischen Striche das Wasser bedürfe.

Schon als Kind hat es die Seherin (geb. 1801, gest. 1829), nicht anders als Goethes Ottilie, erfahren, daß sie auf gewissen Wegen zusammenschauerte: Metalle oder Leichenteile barg da der Boden. Die Haselnußstaude schlug ihr frühzeitig auf Metallen oder auf Wasser an. Dem frühen Siechtum verfallen, verordnet sie sich selbst im somnambulen Zustand die wunderlichen Heilmittel. Alle Metalle, alle Pflanzen üben auf sie die eine oder andere Kraft. Sie bedarf der

Amulette, deren Herstellung sie vorschreibt, und die sie mit magischen Schriftzügen in Lettern des inneren Gesichts bedeckt. Gebete werden zu klinischen Zutaten. Zeichen erregen Schmerzen; dasselbe Zeichen, nun aber mit Stellung des guten Prinzips oberhalb des bösen, bannt sie —: nicht sehr anders, und vielleicht mit nicht gar so unähnlichen Symbolbuchstaben beschrieben, mögen die Amulette der Magier des Zarathustra ausgeschaut haben. Sie zeichnet sich ihre Sonnenkreise. Siderische Mächte walten über ihr. Sie läßt sich ein kleines Gerüst aus Zwetschgenholz und Glaszylindern, Stahlkettchen und einem wollenen Leiter als „Nervenstimmer“ bauen.

Sie hat Visionen. Da ihr der Vater unvorhergesehen stirbt, erblickt sie drei Tage hintereinander einen Sarg und deutet ihn alsbald darauf, daß der Vater erkrankt sein müsse. „Tatsache“ ist es — Justinus Kerner bedient sich des Worts und wiederholt es — daß, als die Mutter in Lebensgefahr gerät, ihr ein verstorbener Bruder erscheint und nichts sagt als: „Denke an die Mutter!“ Und abermals ist es Tatsache, daß Justinus Kerner eines Nachts um zwei Uhr schreckhaft erwacht und am andern Morgen von der Seherin erfährt, sie habe um die nämliche Stunde einem Geist befohlen, zu dem Arzt zu gehn.

Den Geistern, die sie in stattlicher Anzahl erblickt, verlohnt es ins Gesicht zu sehen. Je nach ihrer Sündenschwere wechseln sie aus dem Schwarzen ins Graue, ins Lichte. Da ist nun einer, der hinter dem vierten Faß im Keller wohnt — gelegentlich erscheint er im weißen Flauschrock, auf dem Kopf eine weiße Kappe, an den Füßen Pantoffeln — dem läßt eine Betrügerei, die er auf Erden begangen, im allzu nahen Jenseits keine Ruhe, es ängstigt ihn zumal, seine noch lebende Frau könne in Fortwirkung seiner Schuld zu einem

Meineid verleitet werden. Um sie davor zu bewahren, muß ein Schriftstück aufgefunden werden, das als eingeschobene Seite in Aktenfascikeln seinen Platz gefunden hat. Im Dämmerzustand gibt die Seherin den Auftrag des Geistes weiter, man forscht dem Blatte nach, man sucht vergebens — man findet es an vorbestimmter Stelle, Warnung ergeht, das neue Verbrechen wird verhindert. Über all das werden denkbar glaubwürdige Zeugnisse der mit dem Fall betrauten, am Suchen des Papiers beteiligten Amtspersonen beigebracht.

Das Begebnis ist typisch für all dies Geisterwesen. Was da umgeht, ist eine seltsame Bindung von Mystik und Rationalismus. Stark landschaftlich bedingter Volksaberglaube. Alles eingeschworen auf den lutherischen Katechismus und die sehr bürgerliche Unterscheidung von Gut und Böse. Ausgesprochen protestantische Gespenster.

„Du gleichst dem Geist, den du begreifst.“

Man erfährt aus dem Munde der Seherin von Prevorst aber auch Näheres über die — wenn man so sagen darf — Naturgeschichte der Geister. Es erweist sich, daß durch den „Nervengeist“ die Seele mit dem Leib, und der Leib mit der Welt verbunden ist. Dieser Nervengeist geht nach dem Tode mit der Seele — durch ihn bildet sie eine ätherische Hülle um den Geist. Er ist nach dem Heimgang noch des Wachstums fähig, durch ihn, in Verbindung mit einem besonderen Stoff, den er aus der Luft anzieht, bringen die Geister des Zwischenreichs Töne hervor, durch die sie sich den Menschen vernehmbar machen. Nur die völlig reine Seele löst sich im Tode von dem Nervengeist.

In der Seherin von Prevorst ist der damals neu aufgekommene Magnetismus mit jener Frömmigkeit, welche die Freiheitskriege zeitigten, die seltsam anmutende, aber

zugleich sehr zeitgemäße Verbindung eingegangen. In einer andern, rein seelischen Beziehung vermag die Seherin zu wahrhaftiger Deuterin der Zeitstimmung zu werden.

Höchst wirksam nämlich werden auf die Seherin von Prevorst musikalische Töne. Sie zittert sie, man möchte sagen, ihre Seele tanzt sie mit. David Friedrich Strauß hat die Darniederliegende aufgesucht und ihre Sprechweise gekennzeichnet: „Der Vortrag sanft, langsam, feierlich, musikalisch, fast wie ein Rezitativ.“ Sie hat auch vielfach und mit Vorliebe in gereimten Versen gesprochen; dichterisch bedeuten die nichts; aber es ist ein sanftes und rhythmisches, ein schwebendes Klingen darin.

Man wird sich daran zu erinnern haben, daß um die Seherin von Prevorst Musikalität gewesen ist.

Dies sind die einen unter den vielen. Wie eine Art Mittelsmann zwischen Frau v. Krüdener und der Seherin von Prevorst steht Prinz Alexander Hohenlohe da, der durch Gebete und das Meßwunder Heilungen vollzog, auch in die Ferne; der Katholik; Priester, Dombherr, Großpropst, Bischof (geb. 1794, gest. 1849). Papst Pius freilich meinte von ihm achselzuckend: „Questo far' dei miracoli!“ („Das ist so ein Wundertäter!“), Katharina Emmerich aber sah auch ihn in der Vision: „Ich sah vielerlei Kranke durch sein Gebet geheilt werden, auch Menschen, die alte Gesschwüre mit schmutzigen Lumpen bedeckt trugen.“ Nur daß sie seltsamerweise — man begreift wohl, warum einen diese Worte so bewegen — fortfuhr: „Ich weiß jetzt nicht, ob dieses wirklich Gesschwüre oder nur Sinnbilder alter Gesswissenslasten waren.“

Man zweifelt an diesen und unberechenbar vielen ähnlichen Heilungen der nämlichen Zeit? Man zweifle nicht! Nur sei man sich klar darüber: das Wesentliche an Kraft ging von den Heilungsbedürftigen, nicht von den Wundertätern aus. Es war in dieser unsanft zwischen den Revolutionen eingebetteten Zeit ein Überschuß an Friedenssehnsucht, an gläubigem Verlangen eine Fülle. Das sprengte vielfach die Dämme der Konfessionen, flutete über, ergoß sich ins große Staubecken, das uns „Aberglauben“ heißt.

Diese Gläubigkeit bediente sich des wundertätigen Gebets nicht anders als des magnetisierten Wassers. Sie selbst trug Heilkraft in sich, und wenig verschlug es, welcher Art die dem einen oder anderen gemäßen, immer aber von der Zeitströmung nahergerückten Symbole waren.

Man wollte glauben. Man hegte in der Herzenskammer diese scheue Liebe für das Unwahrscheinliche, Widerverständliche. Darum fand jener Spandauer Uhrmacher Naundorff, ein vielfach Vorbestrafter, Anhänger, als er sich, ohne ein Wort Französisch zu verstehen (1832), für den aus dem Temple geretteten Dauphin ausgab. Darum das Netzgewirr von Mutmaßungen, Heimlichkeiten, Gerüchten um jenen oberbayrischen Bauernburschen, der 1828 als Kaspar Hauser auftauchte und 1833 als der große Unbekannte verschied.

Man hat nicht danach zu fragen, wer Kaspar Hauser gewesen ist. Das interessiert so wenig, wie Einzelschicksale leider fast immer wenig von Belang sind. Aber das Gerücht war um ihn, man wies auf ihn mit geheimnisvoll deutendem Finger, man glaubte in ihm den entrechteten Thronerben Badens aufgefunden zu haben.

Und damit steht man vor der andern Frage: was eine Erscheinung wie diese, gerüchtumsponnen, für die Zeit-

stimmung, die doch aus irgendwelchem inneren Bedürfnis an ihr aufblühte, zu bedeuten hat. Woher rührt, so fragt man, die Aufbauschung des Ereignisses? Doch nur daher, weil man den Mächthabern jede Schandtath zuzutrauen allzu bereit war. Was Kaspar Hauser, objektiv betrachtet, für diese Zeit bedeutet? Man kann über die Antwort schwerlich im unklaren sein: die Selbsterniedrigung der Souveränität; die Entgnadung des Gottesgnadentums.

Zugleich spürt man die Zusammenhänge zwischen einer Erscheinung wie der Frau v. Krüdener, der die Augen für die Noth der Darbenden und Unterdrückten aufgegangen waren, und dieser andern eines Kaspar Hauser, der in letzter Verwahrlosung aufgefunden war und dem (wähnte man) ein Thron gebührte. Sie stehen beide da wie Wahrzeichen eines annoch unterirdischen Geschehens.

Von Revolution zu Revolution geht es wie Windstoß durch die Stille dieser Zeit. Nur augenblicksweise, nur etwa wie eine mahnende und dann erneute Ankündigung wird es vernehmbar, schafft aber doch in allen Aufhorchenden einen Untergrund von Erregung. Das ist Ursache, warum damals ein Friedrich v. Seng — sehr bewußt —, eine Luise Hensel — völlig unbewußt — ein Leben wie hinter zugezogenen Gardinen führten.

Mitunter aber flirren die Scheiben.

Es ist ein Windstoß in der Stille der Zeit. Im Zwischenreich der Reaktion gespenstert der demokratische Geist.

Der demokratische Geist

Es ist in den vierziger Jahren, und diese gefährliche Neugier — oder nennt man es erregte Besorgnis? — gilt nur einem Gemälde, das in der Berliner Kunstausstellung hängt, einem heute verschollnen Bilde, dessen Maler man nicht einmal namhaft zu machen weiß. Aber damals, während es ausgestellt ist, wird der Platz davor keinen Augenblick leer. Frauen durchheilen die Säle, nur um hier festzuwurzeln. Gelehrte, die sonst wenig nach Kunst zu fragen pflegen, stellen hier sich ein. Man deutet auf das Bild, man flüstert, man raunt. Kinder werden herbeigeführt, nur um diesen Eindruck sich einzuprägen. Und was stellt das Gemälde dar? Nichts als einen Wilddieb, der verfolgt wird und mit der Todeswunde in der Brust in die nahe Hütte flüchtet.

Unerklärlich die Erregung, es sei denn, daß durch den dargestellten Vorgang ein Nerv des Zeitempfindens getroffen worden wäre. Und dem war wirklich so. Dieser Zeit, die um die Adelswillkür auf den Gütern, die harte Not der Landerbeiter wußte, die das Jagdrecht als eine fortgeerbte Willkür aus der Feudalzeit empfand, wurde dieser Wilddieb zum sozialen Märtyrer. In die klaffende Todeswunde in seiner Brust krallte Mitleid ein. Und in dem Mitleid war Zorn.

So seltsam es klingen mag: In Deutschland ist der demokratische Geist aus Mitleid heraus geboren worden.

Caroline, damals (1790) noch Braut Wilhelm von Humboldts, kehrt auf ihren Spaziergängen auf dem väterlichen Gut vielfach in die Bauernhöfen ein, und da, auf wackeligen Stuhl im stickigen Raum wird es ihr klar, daß sie mit diesen Menschen viel mehr Gemeinsames hat als mit den andern, denen aus ihrer eigenen Sphäre, die sich so hoch über jene erheben dünken. Die eigentliche Geburt der demokratischen Auflehnung aus solchem Mitempfinden und Mitleiden aber erlebt man mit Dorothea Schlegel, damals (1792) noch Dorothea Veit, die nach Rheinsberg gekommen ist, dort, am Hofe des ewigen Frondeurs, des Prinzen Heinrich, die französische Oper mit anzuhören. Hier in Rheinsberg gehen ihr die Augen auf. Dies märkische Dorf in der Sandwüste — kein ganzes Dach, keine reine Straße, kein ordentlich angezogenes Kind — und nur das Schloß, in dem der Prinz wohnt, der Park, in dem er lustwandelt, die Straßen, die er befährt, wohlausgestattet, sorgfältig betreut, gepflegt — das ist's, was Empörung in ihr aufzischen läßt. „Verdammter Aristokrat!“ konnte ich mir nicht verwehren auszurufen. Es ward sehr lebendig in mir, wie ein ganzes Volk mit einem Male sich gegen die schwelgenden Tyrannen auflehnen kann, die sich ewige Symphonien vorspielen lassen, und so das Geschrei des Elends nicht hören, das ihnen sonst zu Ohren kommen würde.“ Gewiß sind solche Worte, denen man ungezählte ähnlich lautende beigefallen könnte, aus einer Nachwirkung der Französischen Revolution heraus geschrieben; aber der Grundton, dies Aufblitzen des sozialen Mitleids, ist deutsch. Ganz ähnliche Stimmung — nur diesmal in frommer Kapuze — sollte in Dorothea, zwanzig Jahre später, das Aufkommen der

Maschinen und die damit verbundene Arbeitslosigkeit beschwören.

In Fichtes Reden steht der stolze Satz: Die Liebe zu dem armen verwahrlosten Volke sei ein unverfügbarer und allmächtiger und deutscher Trieb.

Man erlebt es aber alsbald mit, daß dies Mitleidsgefühl als solches überwunden wird, und das tritt bei der nun heranwachsenden jungen Generation ganz augenfällig in Erscheinung. Bettina bereits deklamiert dagegen. Man habe zu Mitleid schlechterdings kein Recht! Groß stehe der Unglückliche immer dem gegenüber, der sich im Hafen des Glücks wähne. Bemitleiden heiße dumm sein. Die Forderung lautet jetzt: „Ihr verbietet mir, mit einem armen Judenmädchen Umgang zu haben? Ich will Umgang haben mit allem, was zugleich mit mir auf dieser Welt lebt!“ Allzu billig schien nunmehr das Mitleid geworden zu sein; — zumal jenes Mitleid, das sich doppelt aufstischen läßt, um Brocken für die Hungernden zu sammeln, rief auch den Hohn Goethes wach. Im Jahre 1810 im Gespräch mit Körners sagt er: „Vergnügungen (Bälle, Konzerte usw.) zum Besten der Armen kommen mir vor wie eine Ökonomie, wo man mit dem Abgange des Eßbaren noch die Schweine füttert.“ So wird man denn auch frühzeitig hellsehtig der sozialen Fürsorge des Staats und der Kommunen gegenüber. Aus solchem Mitleid und solcher Mitleidsüberwindung heraus schilt Arndt auf die Findelhäuser. Mördergruben der jungen Menschheit nennt er sie. Verkümmerte Pflanzen, Frischlinge des Todes scheinen ihm die Insassen zu sein.

In solcher seelenfrischen Überwindung des Mitleids ist nun aber auch Ruf zu neuer Pflicht. Mit dem jungen demokratischen Geist hat sich die Religiosität der Zeit ausein-

anderzusetzen. In der Art und Weise, wie das geschieht, ist abermals Gericht.

Der die „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern“ geschrieben, trug sich mit dem Plan, Nachmittagspredigten für die Ungebildeten zu halten. Schleiermacher, der Mensch, seine Sendung, sein Werk sind als Zeugen aufzurufen für die Durchdringung der Religiosität mit demokratischem Geist.

Schon an der großen Französischen Revolution nahm Schleiermacher leidenschaftlichen Anteil, er lernte dann freilich bald den Unterschied machen und meinte, so willkommen es jedem tätigen Geist sein müsse, in einer Republik zu leben, so sehr sei vor den Ländern zu warnen, wo eben eine Republik gemacht werde. Wo Regierungswillkür, an der es denn nun freilich nicht gefehlt hat, der Freiheit des Bekenntnisses, sei es in Fragen der Politik, der Religion, der Wissenschaft, gefährlich wurde, stand er immer und ohne jede Rücksichtnahme auf die eigene Stellung den Bedrohten zur Seite. Ihn focht es nicht an, in Hinblick auf Schmalz, den Denunzianten, vom „Pranger des Württembergischen Verdienstordens“ zu reden. Angesichts der Reaktion in Preußen wäre er für seine Person nur allzu bereit gewesen, das Heil für Deutschland außerhalb Preußens zu suchen — nur fand er es nicht. Und nie vermochte er sich darüber hinwegzutäuschen, daß Mißgriffe der weltlichen Regierung immer auch zugleich die Religion gefährden. Der Protestantismus bedarf der freien Luft, soll er gedeihen! Im Jahre 1820 bereits beurteilte er die Lage Preußens dank der unseligen Reaktionswirtschaft dahin, daß ein einziger wohlgezielter Angriff von

außen den gesamten Staat über den Haufen werfen würde. Und es klingt wie Abschiedsgruß, wenn er nach langem Gespräch mit Alexander v. Humboldt — der ein Erzliberaler sei und dessen Standpunkt er nicht ganz teilen könne — die Worte niederschreibt: „Es macht mich doch oft wehmütig, nach so schönen Ansätzen und Hoffnungen unsere deutsche Welt in einem so sehr zweideutigen Zustand zurücklassen zu müssen, wenn ich scheide, wie es doch höchstwahrscheinlich mein Los sein wird“ (1832). Beides war in Schleiermacher, Erkenntnis und Entschlossenheit zur Tat, alle Möglichkeiten einer Verjüngung der Religiosität in demokratischem Geist schienen durch ihn und in ihm gewährleistet zu sein, nur daß sein Einfluß verdrängt wurde, bevor er recht hatte wirken können.

Statt dessen ging die neue Religiosität nach den Freiheitskriegen mit dem demokratischen Geist eine Bindung ein, welche die wunderlichsten Ausgeburten, denkbar phantastische Gefühlsverwirrungen zur Folge hatte.

Geistige Führer der radikalen Burschenschafter nach den Freiheitskriegen waren die Brüder Karl und Adolf Ludwig Follen geworden, um die sich zumal die „Unbedingten“, jene Stuppe, aus der der Kogebuemörder Sand hervorging, scharten. Diese nun predigten in ihren Liedern, die, streng geheimgehalten, von vertrauender zu schwurbereiter Hand gingen, den Tyrannenmord. Ihr Argument: der Dolch; ihre Beglaubigung aber: die Bibel. „O Jesu Christ, dein klares Wort ist: Freiheit, Gleichheit allen.“ Das Ideal, das sie aufrichteten: „Ein Christus sollst du werden.“ Denn darüber konnte keine Täuschung sein: Wer den Tyrannenmord vollzog, der hatte den Märtyrerweg zu gehen. Erst nachdem das durchlitten war, konnte das Volk zum letzten Straßvollzug, zu endlicher Selbstbefreiung aufstehn. Und ganz

so, wie sie die Christussendung dem Täter ihrer Tat als Dornenkrone auf die Stirn drückten, ganz so sahen sie die von ihnen entfachte Bewegung als Fortsetzung und Vollendung der lutherischen Reformation, als das deutsche Werk der Zeit an. „Ihr Geister der Freien und Frommen, wir kommen, wir kommen, wir kommen, eine Menschheit zu retten aus Knechtschaft und Wahn, zur Blutbühn', zum Rabenstein führt unsre Bahn.“

Es ist sehr bezeichnend: Den einen und streng geheimgehaltenen Zusammenschluß ihrer Lieder stellt „Das große Lied“ dar, das in scheinbarer Willkür der Aneinanderreihung doch in wohlüberlegtem Aufbau gesichertes Fortschreiten erkennen läßt. Hier nun stehen vor dem eigentlichen Aufbruch zur rächenden Mordtat — zwei Abendmahlslieder. Und so sah es wirklich in diesen Köpfen aus: In gemeinsamer Abendmahlsfeier meinte man den Mord zu heiligen.

Das ist denn nun freilich wie Frage neben Schleiermachers durchgeistigtem und beseeltem Antlitz.

Was die Follen dichteten, das vollführte Karl Sand. Er ermordete Kotzebue, der in seinen Augen ein Vaterlandsverräter war. Und merkwürdig: man kann sich schwer dem Eindruck verschließen, daß der Vollzieher der Tat geistig noch unter den Projektmachern stand. Im Kreise der „Unbedingten“ war Sand recht eigentlich der Dilettant.

Nie ist ein Mörder frömmere gewesen. In seinem Abschiedsbrief, den er vor der Tat geschrieben, nannte er sich ruhig, ja selig in Gott, „seit ich durch Nacht und Tod mir die Bahn vorgezeichnet weiß, meinem Vaterlande heimzuzahlen, was ich ihm schulde“. „Als ein Prediger des Evangeliums wollte ich freudig dies Leben bestehen, und bei allenfalligem

Umsturz unserer Lebensformen und der Wissenschaft sollte mir auch Gott helfen, meines Amtes treu mich zu bewähren. Aber sollte mich dieses alles abhalten, der nahen Gefahr des Vaterlandes selbst abzuwehren?" „In der Welt haben wir Angst, aber in Gott können wir diese, wie Christus (!), überwinden." Und dem entsprach seine Haltung nach der Tat durchaus. Ein gut Teil Schauspielerei: Noch im Gefängnis ließ er sich malen, im schwarzen Kleid, blutrot die Weste, die Hand unter dem Rock im Begriff, den Dolch zu zücken. Doch als ein Befriedeter starb er. Und nun das Seltsame, das dies Wolkengewirr der Gefühlsverirrungen wie Blitzstrahl durchleuchtet: Sand, der im Einvernehmen mit seinem Gott gemordet hatte, wollte nicht, daß ein Geistlicher seiner Hinrichtung beiwohne. Aus — „Achtung vor dem Stand, der nicht dahin gehöre, wo Blut fließe".

Ein geistig Kranker? Vielleicht. Jedenfalls einer, in dessen Hirn das Teutschtum, in dieser Bindung von demokratischem Angestüm und ungeistiger Religiosität, orgiastische Wirren angerichtet hatte. Der Dilettant der Tat.

Und hinter diesem Verirrten — die Zeit? Nach Börnes Zeugnis, der sich selber skeptisch einstellte, nannten Arndt und Görres Sands Tat „groß". Jedenfalls steht fest, daß zu Sands Hinrichtung die gesamte Garnison aufgeboten wurde; daß viele, die ihr beiwohnten, tränenüberströmt heimkehrten; daß man sich drängte, Splitter des Blutgerüsts und Haare von ihm zu laufen; daß der Scharfrichter, der eine Art Freundschaftsbund mit ihm geschlossen hatte, sich aus den Balken des Schafotts ein Weinbergshäuschen erbaute, in dem noch lange Jahre später Burschenschaftler geheime Zusammenkünfte abhielten.

Im Ineinander von demokratischem Geist und Religiosität stellt all das, was unter dem angemasteten Prunkschild des

Deutschtums sich breitmachte und in der That des Sand aufgeiserte, die gefährliche und Kräfte zehrende Krise dar.

In dieser Zeit zwischen den Revolutionen gewann der demokratische Geist in Deutschland durchaus deutsches Gesicht.

„Glaube mir, es gibt nur zwei gute und wohltätige Potenzen in der Welt: Gott und das Volk. Was in der Mitte liegt, taugt reinweg nichts, und wir selbst nur insofern, als wir uns dem Volke nahestellen“ — so schreibt Wilhelm v. Humboldt im Jahre 1813, und in diesem hingeworfenen Briefwort ist nicht nur Bekenntnis, ganz wesentlich gibt sich darin der deutsche demokratische Geist in seinem ethischen Gehalt. Demokratie in Deutschland wird zu einem Kapitel ethischer Weltanschauungslehre. Wenn Arndt in seiner Friedensrede eines Deutschen (1807) den Gedanken betont: Können die Herrscher euch nicht verteidigen, so seid ihr die Verteidiger, seid ihr Könige und Helden, — so ist das nur Nutzbarmachung der gleichen Anschauung: Gott wirkt durch das Volk; wenn nicht mittels, so eben trotz der Regierung. Daß die Nation den Mut haben werde, etwas gegen die Regierung durchzusetzen, war zu der nämlichen Zeit auch Humboldts Überzeugung.

Weil Demokratie in Deutschland eine ethische Angelegenheit ist, tritt der Erziehungsgedanke scharf belichtet in den Vordergrund. Hier bei diesen wahrhaften Kündern der Zeit ist das demokratische Ziel deshalb nicht auf der Spitze der Dolche — man möchte eher sagen, man sucht es in Herz und Hirn der Lehrer. Fichte steht auf. Er spricht zur deutschen Nation, und die Erziehungsfrage ist es, auf die er das

Ja oder Nein der Zukunft setzt. Nationalerziehung! Ohne Unterschied der Stände! Betont wird, daß die höhere Geburt gewiß nicht die bessere Veranlagung zur Folge habe. „Wende man sich in Gottes Namen und mit voller Zuversicht an die armen Verwaisten, an die im Elende auf den Straßen Herumliegenden, an alles, was die erwachsene Menschheit ausgestoßen und weggeworfen hat!“ Ein ursprüngliches Volk bedürfe der Freiheit. Sie sei das Unterpfand seines Beharrens als ursprünglich. Tiefer aber noch als von Fichte wird dieser Erziehungsgedanke von Humboldt erfaßt. Bei ihm heißt es: „Die niederen Stände bedürfen zu ihrer Bildung der höheren viel weniger, sie sind eigentlich selbständig, wie die Natur auch nicht des Menschen, wohl aber er ihrer bedarf.“ Damit ist ein letztes Wort dieses ethischen, dieses sehr deutschen demokratischen Geistes ausgesprochen.

Dazu in Humboldt das Bewußtsein, daß in der Jugend die bessere Empfindung lebe, weil sie dem Volk, dieser ewig jugendlichen Masse, näherstehe.

Durchaus nicht auf der Spitze der Dolche schwebt dieser wahrhaft deutsche demokratische Geist. Vielmehr ist überall das Gefühl für die Notwendigkeit des Fortschritts mit einer tiefen Liebe, mit einer Liebe voll Selbstverleugnung zum angestammten Fürstenhaus verschwistert. Als Ziel all seiner Reformen prägte Hardenberg den kategorischen Satz: „Demokratische Grundsätze in einer monarchischen Regierung.“ Darum in Fichtes Reden zum Beschluß des Ganzen die Betschwörung an die Fürsten: Lernt eure Völker kennen! Mit der Warnung: „Sie haben Sinn für die Freiheit und sind derselben fähig; aber sie sind euch gefolgt in den blutigen Krieg gegen das, was ihnen Freiheit schien, weil ihr es so wolltet.“ Freilich, die Fürsten dieser Zeit machten es ihren

treuesten Anhängern schwer. Im Jahre 1813 mußte Humboldt bekennen: „Bis jetzt ist mir keiner unter den Fürsten aufgestoßen, Bayern ausgenommen, der mir eine begründete Hoffnung recht patriotischen Benehmens gäbe. Ihre Völker sind gewiß besser.“

Ablehnend gegen den demokratischen Geist verhielt sich unter den berufenen Führern der Zeit wohl einzig Goethe. Gewiß, man kann unter seinen Aussprüchen manches herbeiziehn und dartun, daß auch er sich der Notwendigkeit einer Mündigerklärung des Volkes bewußt war. Aber es bleibt doch sehr bezeichnend und weist ins Innere der Stellungnahme — gerade die unscheinbaren Züge pflegen verräterischen Aufschluß zu geben —, daß sich in den „Wahlverwandtschaften“ die Freunde ohne weiteres klar darüber sind, daß, wer Verbesserungen einführen wolle, die Menge nicht befragen dürfe. „Alles eigentlich gemeinsame Gute muß durch das unumschränkte Majestätsrecht gefördert werden.“ Ein Satz, der dem Hauptmann in den Mund gelegt wird, Goethes eigener Anschauung aber gewiß durchaus entspricht. Ein Satz, überaus wahr, wenn die Förderung des Werks, überaus falsch, wenn die Förderung des Menschen letztes Ziel ist. Aber derselbe Goethe, der Gleichheit nur für die Toten forderte, vermochte doch, während er an der „Iphigenie“ schuf, den wehen Gedanken an die hungernden Strumpfwirker im nahen Apolda nicht abzuweisen. Und Mitleid war Urquell jedweden demokratischen Empfindens in Deutschland.

Es ist das Verhängnis aller geschichtlichen Entwicklung, daß die großen Geister ihrer eigenen Zeit nur mit sehr leiser, nur sehr wenigen vernehmbarer Stimme reden. Dieser Epoche zwischen den Revolutionen aber fehlte auch der Trommler auf der Gasse nicht. Er erstand ihr in Rottedeß, dessen demo-

Fratisch konzipierte Weltgeschichte überaus weitgehende Verbreitung fand.

Wie noch jeder Popularisator — wie anders sollte er sonst von den vielen verstanden werden? — sprach Rotted¹ aus der Empfindungsweise einer überholten Zeit heraus. Seiner ganzen Veranlagung nach war er im Rationalismus des 18. Jahrhunderts steckengeblieben. Man braucht, um nur ein Beispiel herauszugreifen, nur etwa die Betrachtung ins Auge zu fassen, die er einer geschichtlichen Persönlichkeit wie etwa Pisistratus widmet, um ganz klar zu sehen. Entscheidend wird für ihn einem Pisistratus gegenüber nur die Frage, ob man über seinem späteren segensreichen Wirken das zuvor verspritzte Bürgerblut vergessen dürfe? Der schulmeisterlichen Frage wird die belehrende Antwort zuteil: „Nie wird die gesunde Philosophie die Tugend desjenigen preisen, der erst dann sie übt, wenn die ungerechte Leidenschaft befriedigt ist.“ Aber diesem Magister Rotted¹ brannte die demokratische Sendung im Herzen. Zu einer Kraft wurde ihm seine Beschränktheit, zu einem Vermögen seine Armut. Zu denen gehörte er, die Wiesen und Wälder, Länder und Erdteile durchstreifend, immer nur den Blick auf die eine, ihre Formel bestätigende Fundspur richten. Ganz folgerichtig klang seine Weltgeschichte in die Perspektive aus: Zwischen Asien und Amerika, zwischen Willkürherrschaft und freiheitlicher Verfassung habt ihr zu wählen, und das will besagen, zwischen Niedergang oder Aufstieg. So der Präzeptor, und viele, die auf seine Worte schwuren. Nur daß auch ein Rotted¹ so sehr deutsch war, daß er zwar den republikanischen Geist forderte, ihn aber mit monarchischer Staatsform sehr wohl vereinbar hielt.

Nur die Fürsten konnten bei der tiefen Anhänglichkeit des deutschen Volks das Fürstentum in Deutschland gefährden.

Es ist aber am Horizont der Zeit all die langen Jahre hindurch, die Kriege überdauernd, den Frieden verdächtigend, manchmal nahezu verschwindend, dann wieder greller aufleuchtend, in der nämlichen Blickrichtung verharrend, ein feuriges Mal. Man sucht es mit Vernunftgründen wegzudisputieren; man schreibt die Verantwortung dafür den höheren Mächten zu; man ergreift Gewaltmaßregeln dagegen; hilft nichts: das Flammenzeichen bleibt. Zeitweise scheint niemand darauf zu achten; zu andern Jahresläuften regt es alle Gemüther auf; immer ist es im Unterbewußtsein aller, die ihre Blicke über die nächste Umgebung richten —: die Not der schlesischen Weber.

In der Schlacht von Wartenburg hatten die schlesischen Weber sich hervorgetan. Man hatte sie beobachtet, wie sie noch vor dem Gefecht sich Pflaumen gepflückt hatten. Nun, nach gewonnener Schlacht, lagen die ausgemergelten Leiber scharenweise mit durchgeschossener Brust unter den Obstbäumen an den Elbdeichen. Preussische Helden. Das war in den Freiheitskriegen gewesen, und die Erinnerung an die That war noch nicht erloschen, als man es für geboten erachtete, das preussische Militär gegen die Hungernden, wider ihre Peiniger Aufgestandenen zu führen.

Hier nun wurde der demokratische Geist im Namen dessen aufgerufen, was ihm in Deutschland recht eigentlich zur Geburtsverholfen hatte, im Namen des Mitleids. Hier handelte es sich nicht mehr um Verfassungsfragen, bei denen jedweder über ein Mehr oder Minder der Volksbeteiligung an der Regierung zu verhandeln bereit sein mochte. Hier aber war — eben weil er die zugesagte Verfassung schuldig geblieben war — nur einer verantwortlich: der König von Preußen. Gegen ihn stand das Mitleid auf.

Die schlesischen Weber hungerten weiter, aber sie fanden

nicht nur ihr Gedicht, sie gewannen sich auch ihren Dichter. In die Stille der Zeit sprach Heine sein Gedicht von den schlesischen Webern hinein. Man weiß nicht: ist das noch die Stimme der Romantik, oder ist nur einer schrillen Stimme des Tages diese seltsame Resonanz aus Lüften und Wolkengebilden gegeben? „Deutschland, wir weben dein Leichentuch. Wir weben hinein den dreifachen Fluch — / Wir weben, wir weben!“ Und hier nun fand sich der Vers, in dem gleichsam die beiden greifenden Hände der Demokratie — einer annoch gut bürgerlichen Frauensperson, deren eine Hand nach Verfassung, deren andere nach sozialer Hilfeleistung ausgestreckt war — ineinander krallten: „Ein Fluch dem König, dem König der Reichen, / Den unser Elend nicht konnte erweichen, / Der den letzten Groschen von uns erpreßt / Und uns wie Hunde erschießen läßt — / Wir weben, wir weben.“

Das war nicht mehr die Stimme des Trommlers in den Gassen, der eigentlich nur ein wohlmeinender und herzlich gutmütiger Magister war. Es war wie einer jener gefährlichen Naturlaute, die zu Zeiten des Wetterumschwungs zwischen Himmel und Erde vernehmbar werden.

Aus einem Brantweinladen taumelt ein Betrunkener, vernimmt den Kanonendonner zur Feier der Einnahme von Paris und ruft aus: „Da hört ihr's, der Krieg ist vorbei, die Adlichen haben gesiegt.“ Varnhagen erzählt die Anekdote, um beizufügen, der Kerl habe eigentlich die tiefste Staatseinsicht bewiesen. Denn immer sei in Deutschland nach allen großen Kriegen — vom Dreißigjährigen, zum Siebenjährigen, zu den Freiheitskriegen — die Aristokratie wieder mächtig geworden.

Das eben war es, was jenem Bild mit dem zu Tode getroffenen Wildddieb den Stachel verliehen hatte: In dem Mitleid mit dem armen Häfcher war der Zorn wider das Adelsregiment gewesen.

In den Freiheitskriegen scheint das Verhältnis der Offiziere, in denen man doch noch größtenteils Vertreter des Adelsstandes zu sehen hat, zu den Gemeinen durchaus gut gewesen zu sein. Philipp Veit schrieb im April 1813 an seine Mutter: „Nichts ist erfreulicher, als das Verhältnis der Offiziere zu den Gemeinen zu sehen und zu hören, mit welcher Liebe einer von dem andern spricht.“ Vielleicht war auch dies mit eine Ursache dafür, daß das preußische Heer, just zur Zeit der Schlacht von Belle-Alliance, von Wellington, dem Hochtorty, als republikanisch empfunden wurde, eine Auffassung, die sich, zumal in österreichischen Kreisen, bis tief in die Reaktionsepoche hinein erhalten hat. Nach den Freiheitskriegen aber trat der Umschwung bis zur Umkehrung ein. Man vergegenwärtige sich: Die Zeit lag nicht eben weit zurück, daß französische Emigranten aus stolzadligen Familien in Deutschland ihr Brot als Tanzlehrer, Pastetenbäcker, Köche, Friseure, Fechtmeister in bürgerlichen Kreisen gesucht hatten; der Nimbus der Vornehmheit, der Anspruch auf Dienstwilligkeit war damit geschwunden; die wirtschaftlichen Verhältnisse hatten sich mit nicht wegzuleugnender Deutlichkeit stärker als alle Vorrechte der Geburt erwiesen. Das mußte auch dem deutschen Adel bei einigem Nachdenken die Augen geöffnet haben. Nun aber nach den Freiheitskriegen glaubte der Adel, von den Fürsten darin unterstützt, seine Ansprüche erneut und in erhöhtem Maße geltend machen zu können. Eigene Sitze bei den Ständetagen; Patrimonialgerichte und gutherrliche Polizei; uneingeschränkte Bevorzugung im Militär- und Zivildienst; Ausschluß der Bürger-

lichen von den Höfen; vielfach Adelslogen in den Theatern; Adelskasinos; dazu erneute Mißachtung unstandesgemäßer Arbeit und der Mesalliancen mit einer „Demoiselle“ —: stärker denn je machte sich nach den Freiheitskriegen der Adelshochmut auch im täglichen Verkehr, auch in der dienstlichen Begegnung mit Bürgerlichen fühlbar, — nur daß dies alles in ebendieser Epoche zwischen den Revolutionen bereits zu einem Spiel geworden war, das der Adel ohne rechtes Vertrauen auf sich selbst, das Bürgertum ohne sonderlichen Glauben an die vermeintlichen Vorzüge und Vorrechte des Segenspielers fortsetzte; ein eingefrorenes Gewohnheitsspiel.

Ein in der geschichtlichen Entwicklung oft zu beobachtender Vorgang: Institutionen, aus denen der lebendige Geist gewichen ist, bestehen gleichsam durch die Schwere der Materie fort. Mit einem andern Bild: In lebendiger Landschaft ist auch Ruine.

Aus dem Gefühl des längst ergangenen Spruchs, gegen den man nur sehr aussichtslose Berufung einlegen könnte, spottete ein Pücker-Muskau: „Laßt dem armen ausgedienten Adel seine Poesie, das einzige, was ihm übrigbleibt. Ehrt das schwache Alter, Spartaner!“

Das Verhalten des Adels selbst in dieser Zeit zwischen den Revolutionen schildert Alexander v. Sternberg, einer von denen, die noch beobachten, während ihnen der Strick schon um den eignen Hals gelegt wird, in zwei Grenztypen, zwischen denen man sich denn die Fülle der Abschattierungen so oder anders vorstellen mag. Er weiß von einer ungarischen Gräfin, die vor dem Abteil I. Klasse steht und die, trotzdem ihr Reisegepäck, auch ihr Reisewagen, bereits in dem Zuge verstaут ist, ihre Dienerschaft Unterkunft gefunden hat, nicht zu bewegen ist, einzusteigen. Irgend etwas von Tabaksgeruch ist ihr aus dem Abteil entgegengeschlagen, trotzdem

längst kein Raucher mehr darin weilt. „Wie?“ ruft sie aus, „ich soll hier sitzen, und ich weiß nicht, wer da vorher gesessen? Ich ersticke vor Verdruß und Ekel! Ich will nach Hause, ich will nicht reisen.“ Die Vollblutaristokratin, die mit der neuen demokratischen Errungenschaft der Eisenbahn nichts zu schaffen haben will: Zeitmumie, mit „trozigem Gesichtchen, eisenfestem Stirnchen, flammendem Augenpaar“. Und anderseits ein alter preußischer Oberst, Aristokrat bis in die Fingerspitzen, der ein Nachtleben führt, nächstens auch seine Spaziergänge unternimmt. Es ist in den Tagen der Revolution. Mit einem tiefen Seufzer steckt sich der alte Herr eine riesengroße schwarzrotgoldene Koßarde an seinen Hut, und da Sternberg dergleichen zu tun sich weigert, verzichtet er auf dessen Begleitung.

Solche Unsicherheit in der Haltung, die vielleicht nichts als ein leichtes Nervenzucken in der Zeitphysiognomie bedeutet, ist, sei es in anderer Weise, auch in dem Bürgertum bemerkbar.

Man kann nicht sagen, daß sich das Bürgertum damals Freiheiten erkämpft hätte; der Ausdruck wäre unangebracht. Das Bürgertum hatte Karriere gemacht.

Ganz wesentlich für die Zeitphysiognomie, daß es seit 1803 in Deutschland, seit 1810 in Preußen nunmehr auch Orden für Bürgerliche gab. Weiteres Zeichen der gleichen Entwicklung, daß Bürgerliche den Subskriptionsbällen im Konzertsaal des Berliner Opernhauses beimohnen durften, wo man gegen eine Eintrittsgebühr von einem Thaler 16 Groschen den Rundgang des Hofes mitansehn konnte — ein für damalige Geldverhältnisse sehr ansehnlicher Eintrittspreis —, von dem „König der Reichen“ hatte Heine gesprochen. Charakteristisch auch, daß der hohe Beamte, zumal wenn er ein Adeliger war, sich damals gern sehr bürger-

lich gab. Allen voran der Oberpräsident von Westfalen, der Freiherr Ludwig von Vincke, der, ein ganz hervorragender Verwaltungsbeamter, im blauen Kittel, den Knotenstoß in der Hand, die Pfeife im Munde, seine Provinz zu durchwandern pflegte, den Bürgers- und Bauersmann glauben zu machen, er sei seines Standes und mit dem Kleid der Gleichheit, selbstverständlich an sich unvergleichbar, zu beglücken. Kein Zweifel, daß das Bürgertum Karriere gemacht hatte.

Es war zugleich zu einer uniformen Masse geworden, oder, da das Wort Schattierungen verwischt, anstatt ihnen Umriß zu geben: Die Gruppen im Bürgertum waren in ständige Bewegung zu- und durcheinander geraten, und das erregende Prinzip hieß Besitz, hieß Geld. Es ist die Zeit, da sich die großen Vermögen zu bilden, die vielen ins Proletariat hinabzugleiten beginnen. Im Jahre 1821 macht Rabel die Beobachtung, daß mit dem Ansehn des Adels auch das der Gelehrten geschwunden sei. Es sei allzu bekannt, daß eine Menge Leute gelehrter seien als die den Titel Doktor Führenden. Die Bildung breite sich aus. Und dafür hat Rabel den denkbar treffenden Ausdruck: Nicht vom Geist, vom Körper der Zeit müsse man in Hinblick auf solche Vorgänge sprechen. Und diese innere Entwicklung findet die äußere Beglaubigung; mehr als das; man greift zu dem Mittel, die bereits vorhandene Bewegung zu beschleunigen: Seit 1819 werden für das aufstrebende Bürgertum und in bewußtem Gegensatz zu der bislang allein anerkannten Gelehrtenbildung in Preußen Gewerbeschulen eingerichtet.

Die Mode trug das ihre dazu bei, die Standesunterschiede zu verwischen. Sie kleidete die gesamte Frauenwelt in den gleichen billigen Kattun, sie ersann sich die Konfektion, den teuren Schneider zu ersetzen. Nicht zufrieden damit, die

Menschen einigermaßen gleich angezogen zu haben, öffnete sie ihnen auch die gleichen Vergnügungstättten. Zumal die Berliner Konditoreien wurden wichtig für die Verwischung der Standesunterschiede: Hier saß der Adlige neben dem Kaufmann; hier las man die vielen ausländischen Zeitungen; hier diskutierte man fleißig demokratischen Geist.

Aber gerade weil das Bürgertum Karriere gemacht hatte, war es, nicht anders als der Adel, in seiner inneren Haltung unsicher geworden. Die „Faust“-Aufführung im Berliner Schauspielhaus (1838) „chokierte“. Man fand es sehr unanständig, in Gegenwart des Hofes das Flohlied mitanhören zu müssen. Höchst charakteristisch aber wird eine Beobachtung Varnhagens, der (1838) notiert, es werde gebräuchlich, daß eine Dame, die abends nicht allein über die Straße gehen wolle, sich von ihrer Magd abholen lasse; deren Ehrbarkeit also aufs Spiel setze, um die ihre zu wahren. So das Urteil des Moralisten. Der Gesellschaftspsychologe wird sagen: Das Bürgertum wollte sich vornehme Haltung geben, verfügte aber über die Mittel dazu nicht (Bedienter und Wagen), fand auch nicht den Stil.

Auch das nur wie leichtes Nervenzucken in der Zeitphysiognomie.

Es entsteht in dieser Epoche etwas, das man patriarchalische Demokratie nennen möchte.

Bezeichnend dafür werden zwei Geschichten: Caroline v. Humboldt erzählt (1816) von dem jungen preußischen Leutnant Plewe, der sich beim Könige zu melden hat und auf dessen Frage, wie es gehe, mit „Schlecht“ antwortet und, dieserhalb weiter befragt, dem König auseinandersetzt, daß

der Landmann gedrückt, das Versprochene nicht erfüllt, der Name des Herrschers mißbraucht werde. Das alles in militärischer Haltung, und der König hört es mit an. Und Dorothea Schlegel weiß von dem französischen Gefangenen, der, dem österreichischen Erzherzog vorgeführt, diesen beständig mit „Citoyen“ anredet. Man macht ihm nachher deshalb nicht eben gelinde Vorwürfe, und er sagt: „Ich weiß, daß der Prinz nicht ‚Citoyen‘ ist, aber ein armer Gefangener tut eben alles, um seinem Sieger zu schmeicheln.“ Man vergewärtigt sich die Gestalten, und sie werden zu grellfarbigen Figurinen auf dem Bilderbogen der Zeit.

Man befragt die Anekdote, die Zeitstimmung vor der heranahenden zweiten Revolution zu ergründen, und immer ist in ihrer Antwort der Hinweis auf diesen ganz eigentümlich patriarchalisch-demokratischen Geist. Wieder ist es zeitdeutend, daß eben damals das Bild des deutschen Michels in der Karikatur — er tauchte zuerst auf dem Titelblatt der Heidelberger Einsiedlerzeitung als Symbol des von den Romantikern bekämpften Philistertums auf — die bekannte Darstellungsweise des gutmütigen Trottel mit der Nachtmütze über den Ohren gewann.

Mit spitzem Griffel notierte Varnhagen, hämisch und bekümmert zugleich, und man hat bei ihm die Auswahl:

Zwei Bürger stehen vor einem Bildnisladen und betrachten die Porträts des verstorbenen und des regierenden Königs (1841): „Zwei selige Könige.“ „Wie das?“ „Der hochselige und der redselige.“ — Es spuke in Sanssouci. Friedrich II. gehe dort ohne Kopf umher (1841). — „Wie kam in der Nacht vor dem Ordensfest Feuer aus auf dem Schlosse?“ „Man hatte zuviel arme Ritter baden wollen.“ Nach der Erörterung des sozial-ritterlichen „Schwanenordens“ findet man an einem Portal des Gartens von

Sansjoui den Anschlag: „Zum Schwanenwirt“. — Karikatur Friedrich Wilhelms IV.: Er hat in der Rechten ein Papier, worauf Order steht, in der Linken eins mit Kontersorder, auf seiner Stirn liest man Désordre (1844). — Die Terrasse vor dem Schloß, wo die russischen Pferde stehn, wird vom Volkswitz „der Hengstenberg“ (zu Unehren des Führers der Orthodox-Klerikalen) benannt. — „Man hat hier gleich den Witz gemacht, nun werde es an der Börse besser werden, da der König den Berlinern soviel ‚vorschießen‘ lasse.“

Was will das alles besagen? Man nimmt sich selber in seinem demokratischen Aufbegehren nicht sonderlich ernst, sehr viel weniger aber den Träger der Regierungsgewalt; gutmütige Bosheiten, patriarchalische Demokratie.

Und aus dem gleichen Boden erwächst fast ausnahmslos die gesamte freiheitliche Kunstdichtung der vierziger Jahre. Sie deklamiert. Sie gefällt sich recht eigentlich in einer „Rolle“. Sie lebt des Vorrechts, daß ihr der Karl Sand, der Dilettant der Tat, ausbleibt. Sie endet füglich und aus tief innerlicher Bestimmung in der Audienz des Dichters Herwegh bei Friedrich Wilhelm IV., dem „Romantiker auf dem Throne der Cäsaren“.

So und nicht viel anders hatte eines Tages Gabriele von Bülow, Gattin des preußischen Gesandten am Londoner Hofe, dem König von England ihre Begeisterung für Verfassung vorgeschwärmt.

Freilich, es schrillen auch andere Töne hinein. Wenn bei dem Leichenbegängnis des Herzogs Karl von Mecklenburg-Strelitz in Berlin in den Straßen „Hurra“ gerufen wird und das Wort laut wird: „Gott sei Dank, daß der Hund tot ist“ (1837), so ist da wenig mehr von Patriarchalität zu spüren. Und wenn eben damals das Studentenlied den Vers

gewinnt: „Wer die Wahrheit kennet und sagt sie frei, / Der kommt nach Berlin auf die Hausvogtei!“ so scheint damit ein Fazit gezogen, das jede weitere Rechnung überflüssig macht.

Letzte Antwort hat hier die geschichtliche Entwicklung gesprochen.

Sehr viel wichtiger als die Revolutionsliteratur war die Volksdichtung geworden, die eben damals in den Märchen der Brüder Grimm und in „Des Knaben Wunderhorn“ der Arnim und Brentano erneut zu Allgemeingut geworden war. Denn hier war Besitz, was dort gefordert wurde. Hier war Natur, was dort nur Deklamation. Hier war in Selbstverständlichkeit, was dort nur Wunschverlangen. In diesen Märchen gab es nur den König und das Volk. Herrschte Gottesgnadentum des Königs, so gedieh nicht minder Gottesgnadentum des Volks. Jede Erfüllung lag im Bereich der Hände. Nichts hinderte den linkischen Bauernbuben, Erbe des Throns zu werden, sofern er nur nicht gar zu abgeneigt war, die blondhaarige Prinzessin heimzuführen. Die aber miteinander auf den Thron zu sitzen kamen, die hatten füglich vorher miteinander die Gänse gehütet. Und nicht viel anders in dem Volkslied. Wer sich als Handwerksbursche auf die Wanderschaft begab, dem gehörte die Welt. Jugend war Glück; Arbeitstüchtigkeit fand höchsten Lohn. Und wo nur irgend das Abenteuer am Wege festhielt, da war auch Heimat.

Aus dem Mitleid war der demokratische Geist in Deutschland erstanden; er hatte sehr deutsches Aussehen gewonnen; er war gedanklich erstarrt; er war durch die Sassen getrom-

melt worden; er hatte deklamiert; ein Widerschein am Horizont hatte ihn nicht zur Ruhe kommen lassen —: Wichtiger als all das ist vielleicht, daß er, abseits jeder Forderung, im Bewußtsein aller derer, die zu gewinnen, wie derer, die zu verlieren hatten, zu einer Selbstverständlichkeit geworden war, die da am überzeugendsten zutage trat, wo zu jedweder Überredung Anlaß und Möglichkeit fehlte: in den bildenden Künsten.

Wenn Schinkel in dieser Zeit sein Museum baute, so war er sich sehr bewußt, der Allgemeinheit dadurch zuzuführen, was bislang ausschließlicher Besitz der wenigen gewesen war. Ein Heiligtum der Kunst fürs Volk, eine weltliche Andachtsstätte für alle zu schaffen, war ihm im Sinn; beeindruckte seine Phantasie; gebot seiner zeichnenden Hand. Wo er berufen war, in fürstlichen Palästen neue Gesellschaftsräume einzubauen, diktierte ihm der Begriff der neuen zwangloseren Geselligkeit. In den Sälen des Palais Prinz Albrecht (1829) verzichtete er deshalb grundsätzlich auf Säulenstellungen und auf stark ausladende Gliederung. Den heiteren, den anspruchloseren Eindruck zu erzielen, rief er sich für die Wandflächen die Malerei zu Hilfe. Man erfährt aus seinen eigenen Aufzeichnungen, wie sehr es ihn innerlich beschäftigte, daß der Erbauer des Straßburger Münsters die Plattform weltlicher Vergnügung vorbehalten hatte, und schon ihm wurde der Anblick der gewaltigen Industriebauten in England (1826) zu einem künstlerischen Problem, das in eine demokratische Kunsterfassung hinüberwies. Er bereits erlebte innerlich die Fabrik als Raumaufgabe.

Nicht viel anders in der Malerei. Ludwig Richter hat einmal in seinen Tagebuchaufzeichnungen (1825) gescholten, daß eben dadurch, daß die Erwartungen des deutschen Volkes von den Fürsten nicht erfüllt worden seien, die

deutsche Kunst entdeutscht worden sei — derselbe Ludwig Richter, den man den deutschesten der deutschen Maler genannt hat. Und wirklich! Sein Name bedeutet das Wiedererstehen der deutschen Volksdichtung in Zeichnung und Malerei. Wovon man sprach, dies Gottesgnadentum des Volks ist in seinen Bildern. Sänfeliessel oder heimliche Prinzessin? — recht weiß man's nie. Man kann bei ihm von Innigkeit und Bescheidung sprechen, aber diese Innigkeit und Bescheidung ist zugleich gemütsrevolutionär.

Aus Mitleid geboren, erhielt der demokratische Geist in Deutschland auch apostolische Sendung. Dieser Zeit zwischen den Revolutionen ersteht das, was man Gemütsprotestantismus nennen möchte. Dabei ist es unwesentlich, daß er mindestens in dem Grade, in dem er sich gegen den Papst wendete, den Herrschern und herrschenden Klassen abhold war; sehr wichtig, wofür er protestierte: Für das Gottesgnadentum des Volks.

Das Merkwürdigste bleibt — und weil die Feststellung so überraschend, beruft man sich nicht ungern auf Ludwig Justis bis auf die wörtliche Bezeichnung übereinstimmenden Eindruck: Caspar David Friedrich, der gedanklichste der deutschen Maler, hat „demokratische Bäume“ gemalt.

Man findet sie vornehmlich auf zwei Gemälden, die in der Berliner Nationalgalerie hängen, dem Bild des verschneiten Friedhofs und der Harzlandschaft. Es sind Eichen. Sie sind der Krone beraubt. Sedrungen, knorrig, mächtig die Stämme, aber das Gezweig verkümmert. Bäume, denen man es ansieht, daß sie hart um ihren Bestand haben ringen müssen, allen Wetterunbilden ausgesetzt waren, nicht zu ihrem Baumrecht kamen. Unschöne Bäume, wenn man so will, Baumproletarier. Aber sie zeugen von gesteigerter Kraft. Predigen das Gottesgnadentum der Unterdrückten.

Zeugen für einen Schöpfer, der am härtesten züchtigt, wo er am reichsten liebt.

Und damit steht man am Ende. Der Kreislauf ist geschlossen. Aus Mitleid entsprungen, hat der demokratische Geist in Deutschland zu jenem Snadentum heimgefunden, das über der Gewalt der Fürsten ist; vom „König der Reichen“ zum König der Armen.

Noch wird man sich dieser demokratischen Bäume in anderem Sinne bewußt bleiben müssen. Diese Zeit zwischen den Revolutionen schuf sich im Baum ihr Symbol.

Das Goethe-Erlebnis

Es ist im Jahre 1823. Wilhelm von Humboldt hat Goethe in Weimar aufgesucht und ihn arg leidend angetroffen. Goethe gibt ihm die Marienbader Elegie, in die bislang noch niemand Einblick nehmen durfte, in seiner eigenen Handschrift, „sehr zierlich und sorgfältig äußerlich in Band und Papier behandelt“. Humboldt liest, er ist nicht nur entzückt, sondern über alles Beschreiben erstaunt. Das Gedicht scheint ihm nicht nur das Schönste, was Goethe je gedichtet, zu erreichen, sondern vielleicht zu übertreffen. Schließlich kommt es zum Abschiednehmen, und Goethe liegt nun doch arg danieder. Da, im Schmerz des Daneinandergehens, küßt ihn Humboldt auf die Stirn. „Ich kann nicht leugnen, daß ich mit wahrer Wehmut von ihm geschieden bin. Ich habe seine noch immer sehr schöne Stirn, die so das Bild seines freien, weiten, unbegrenzten Geistes entfaltet, mehrere Male, da er eben saß und ich ihn nicht aufstehen lassen wollte, geküßt, und ich zweifle, daß ich ihn je wiedersehe. Es geht unendlich viel mit ihm dahin, meinem Glauben nach mehr, als je wieder in deutscher Sprache aufstehen wird.“ Der Humboldt, der dies geschrieben, ist nicht mehr preußischer Gesandter in Paris oder in London, es ist, als wäre er, sich also niederbeugend und Goethes Stirn küssend, akkreditierter Gesandter der Zeit bei einem der Zeitlosen.

Dieser Epoche zwischen den Revolutionen wird Goethe zu lebendiger Erfahrung. Das geschieht, wie es denn nicht anders sein kann, im heftigen Widerstreit der Meinungen, im Kampf. Auch hier erwirbt sich Krieg in verzweifelt angefochtener Eroberung Besitz.

In seiner „Romantischen Schule“ hat Heine, als Mitbeteiligter, die Tragikomödie des Kampfes um Goethe geschildert, ein leidvoll Spottender. Den Nachgeborenen muß es gegeben sein, über die Arena und die Steinwürfe der darin Kämpfenden hinaus, den Horizont der Zeit — in solcher Sonnendämmerung — zu ermessen.

In bewunderungswürdig klarer Einsicht hat Heine bereits erkannt, daß das 18. Jahrhundert als solches zur künstlerischen und menschlichen Erscheinung Goethes kaum Stellung gewonnen hatte. Für „Söz von Berlichingen“ hatte sich eine vaterländisch gesinnte, für „Werther“ eine empfindsame Jugend begeistert, aber man hatte den „Söz“ doch nur hingenommen als einen der vielen dramatisierten Ritterromane der Zeit, man hatte über dem „Werther“ geschwärmt und die Berechtigung des Selbstmords erörtert — für die künstlerische Vollendung der Stoffgestaltung, diese Wahrheit über die Wirklichkeit hinaus, diese seelische Klanggebung, hatte man kaum Empfindung und Sinn besessen. Und dann hatte Goethe geschwiegen, oder war doch den vielen ungehört geblieben, und Wieland hatte dem breiten Lesepublikum laut und spannend, ergötzend und belehrend erzählt.

Der suchenden, seelisch beeindruckbaren, für zarte Schwingungen empfänglichen Zeit zwischen den Revolutionen erwuchs der Kampf um Goethe, auch darin hatte Heine recht gesehen, aus scheinbar zufälligem Anlaß. Den bot das Erscheinen der untergeschobenen Fortsetzung des „Wilhelm Meister“, jener „Wanderjahre“ (1821), die den Pastor

Pustluchen zum seelsorgerisch beflissenen Verfasser hatten. Die falschen „Wanderjahre“ machten Aufsehn, durch sie wurde die Streitfrage ins breite Publikum geworfen, wer denn nun eigentlich größer sei, Schiller oder Goethe?, eine Fragestellung, wie eingeboren in dies Deutschland der Vielstaaterei und der Zollschikanen.

Solcherart das Signal zum Kampf. Als bald marschierten drei getrennte Heerhaufen mit wildem Getümmel wider Goethe auf: Jene Romantiker, die zum Katholizismus übergetreten waren; die protestantische Orthodoxie; das revolutionär gestimmte Jungdeutschland. Die beiden ersten Gruppen unter dem geeinten Heerruf wider den „Heiden“; die letztere wider den „Fürstenknecht“. Einer, der eine Zeitlang mitgetan hatte, derselbe, der die Tragikomödie dieses doch sehr notwendigen Kampfes geschrieben, Heinrich Heine, unter dem bitteren Bekenntnis: „Aus Neid.“

Das Verständnis für Goethe als künstlerische Persönlichkeit war im Kreise der Jenenser Romantik entstanden. Goethe hatte diese jungen Leute, in seiner Art und Abstand während, zu sich herangezogen, hatte sie nachher, als ihre Religiosität aufdringlich wurde, recht unsanft von sich abgeschüttelt. Innerhalb der Romantik nun war das zentrale Goetheproblem von allem Anfang an der „Wilhelm Meister“ gewesen. Im „Wilhelm Meister“ hatte man die Kunst der Menschen- und Schicksalsgestaltung bis in die Tiefe erfaßt, den Roman als solchen aber — eben aus romantischer Lebensschau heraus — als „Candide gegen die Poesie“ (Novalis) empfunden. War Dorothea Schlegel dazu anersehn, der späteren Katholisierenden Richtung innerhalb der Romantik die geistig-geistliche Munition in dem Kampf wider Goethe zu liefern, so ist ihre Stellungnahme von vornherein durch eine Tagebuchaufzeichnung über den „Meister“

gekennzeichnet, in der sie das Buch als meist verehrtes, immer wieder gelesenes bezeichnet — das ihrer innersten Natur dennoch so gerade entgegengesetzt sei, daß sie nur sagen könne, sie verstehe es nicht. Und Goethe selber mache ihr denselben Eindruck wie der „Meister“. Die sich solcherart äußert, ist aber noch die unerlöste Dorothee. Die in den Schoß der Kirche Aufnahme Begehrende gibt bereits 1805 das Stichwort vom „sächsisch-weimariſchen Heidentum“ aus. Im weiteren Verlauf ihrer Entwicklung wird Goethe zu dem, der (1813) vorm äußeren Feinde flüchtet, um ſeine ganze Seele dem inneren Feinde preiszugeben; zum „alten Kindiſchen Mann“ (1816), „platt und bierbrudergemein“. Zum Teil ſpricht ſelbſtverſtändlich auch hier der Neid, wenn auch nicht ein Aufbegehren in Dorothee ſelbſt, ſondern ihr Hochgefühl für Friedrich Schlegel den Giftſtoff lieferte. Immerhin, von ſolchen Invektiven zu Brentanos Briefſatz an Luise Hensel: „Du willſt dem Leben ſeine Sinnlichkeit nicht gönnen: — verſage ſie Dir, dann haſt Du mehr getan, als alle Goethes geſchadet haben“, iſt der Weg noch weit. Denn aus Brentanos Worten ſpricht ein Unverſtand, herausfordernd und zugleich lähmend, ſpricht mit heiferer und geſpenſtiſcher Stimme der geiſtige Tod.

Wortführer der Proteſtantiſch-Orthodoxen in der Fehde wider Goethe war jener Hengſtenberg, der wie jedwedes auch dieſes geiſtige Prinzip in ſeiner „Proteſtantiſchen Kirchenzeitung“ zu bekämpfen berufen war, und deſſen Name, in ſolcher Verbindung wieder auftauchend, nun freilich die Erinnerung an den Berliner Volkswitz von der Rampe am Königl. Schloß mit den darin untergebrachten ruſſiſchen Pferden, dieſen anderen „Hengſtenberg“, heraufbeſchwört. Dieſem Hengſtenberg nun entſtand, aus etwas anderer, doch verwandter, man kann füglich nicht ſagen „gei-

stiger" Provenienz in Wolfgang Menzel der Mitstreiter, einem Mann, der aus den dunklen Revieren des „Teutschtums" kam und zeitlebens darin verharrte. Wolfgang Menzel wird in seiner Fehde wider Goethe von Heine ein Aufwand an Esprit zugestanden, der eines besseren Zwecks wert gewesen wäre. Habe Friedrich Schlegel gemeint, daß „Goethes Poesie keinen Mittelpunkt habe", so sei Herr Menzel noch weiter gegangen und habe gezeigt, daß Goethe kein Genie sei, sondern nur ein Talent, und habe Schiller als Gegensatz dazu gerühmt — womit man denn wieder bei Pustfuchen, dem Zollhaus und den Beamtenschikanen angelangt wäre.

Dazu die Fronde des „Jungen Deutschland" wider den Fürstenknecht. Wortführer wird hier Börne. Er schreibt einmal (1819) im vertraulichen Brief: „Seine Bilder kalt wie Marmor, seine Empfindung nur künstlerisch, so vornehm lächelnd, so herablassend zu den Gefühlen unserer niederen Brust! Ich habe ihn nie leiden können. In seinem ‚Werther‘ hat er sich ausgeliebt, abgebrannt, zum Bettler geschrieben." Im „Tasso" findet er den ganzen Goethe „mit aller seiner Größe und aller seiner Niedrigkeit". „Nur künstlerisch" —: daß es darüber hinaus keine Steigerung gebe, weder im ethischen noch im vaterländischen Sinne, sondern nur eben ein Darunterzurück, das mußte bereits Heine dem Mitkämpfer aus leichtsinnigeren Jugendtagen, als es ihm ums Wesen der Kunst ernst geworden war, ankreiden.

So viele Stimmen, so viele Torheiten, scheint es. Und dennoch: all diese schwächlichen Zwiste stammten aus starken Charaktergegensätzen — Kampf war erforderlich, um den melodischen Frieden Goethes dieser Zeit zu sichern. Mit der Erkenntnis solcher Notwendigkeit erhellt sich der Horizont.

In seiner Selbstbiographie spricht Grillparzer von dem Goethe, der sich von der Poesie ab- und den Wissenschaften zugewendet habe und dessen Hervorbringungen, da er seine Wärme in zu viele Richtungen verteilt habe, lau oder kühl oder, der Antike zugewendet, maniertiert geworden seien. Er habe der damaligen Zeit Empfindungsmattigkeit mitgeteilt. Und Charlotte Stieglitz notiert einmal in ihr Tagebuch, Goethe stehe in seiner letzten Periode dem Publikum wie ein absoluter König gegenüber. Keine Kammern. Jean Paul und Schiller seien durch Herzenskammern mit dem Volk vereint. — Und das ist derselbe Grillparzer, der wie ein Kind in Tränen ausbricht, als ihn Goethe bei der Hand nimmt, um ihn in sein Eßzimmer zu führen; dies dieselbe Charlotte Stieglitz, die schon in jungen Tagen den Versuch gemacht hatte, der Ottilie und dem Eduard der „Wahlverwandtschaften“ durch Nahrungsverweigerung nachzusterben.

Und damit begreift man: Literatur ist ein ewig Junges, das sich in seinen Zielen, Forderungen und Widerständen nicht nur mit jeder Generation, auch mit jeder geschichtlichen Wendung, auch mit den Temperaturschwankungen der Stimmungsbildung immer wieder, und im Gegensatz zum eben Dagewesenen, erneut. So auch damals. Und dieser Literatur des Tages gegenüber, sie in Firnenhöhe überragend, scheinbar erstarrt, dem Wandel trogend, unerreicht und unerreichbar, gebietend und in dem Gebot lähmend: Goethe. Es mußte Kampf sein. So nur begreift man, daß selbst ein Servinus, der gewiß künstlerisch Einsichtigen einer, aus dem Gefühl für die lebendige Literatur des sich wandelnden Tages heraus die Grenzlinie zwischen dem jungen und dem alten Goethe ziehen mußte, daß ihm der junge, schon als ein in Entwicklung Befindlicher, näherstand; daß

auch bei ihm Klage um den gealterten Goethe war. Goethe war dieser Zeit zu einer harten und schweren Aufgabe gesetzt. Sie hat sie sich gelöst.

Indem sie die Lösung erzwang, fand sie tiefer in ihr eigenes Innere hinein. Schuf sie sich seelisch Stil.

Man erlebt es mit Philipp Otto Runge, dem Maler der Romantik, daß er sich aus seiner, eben damals neuerstandenen Religiosität heraus zu Goethe in Widerspruch setzt und namentlich am „Faust“ und dem vermeintlichen Pochen auf die menschliche Kraft Anstoß nimmt; dann (1803) Goethe persönlich kennenlernt, sich Blick in Blick mit ihm mißt; und schließlich, nicht zum wenigsten durch die „Farbenlehre“, ganz in den Bann gerät — ein Schicksal, das viele der Namenlosen so oder anders auch an sich erfahren haben mögen. Der am Zeithorizont be fremdend, unzugänglich, graniten auftrage, erwies sich nun doch als Magnetberg. Wenn Fanny Mendelssohn einmal (1828) schreibt: „Dieser ist bestimmt, das Los eines Menschen nach jeder Richtung hin aufs vollkommenste zu erfüllen, und da er nicht vor dem ‚Werther‘ gestorben ist, kann ihm das höchste mögliche Alter nicht entgehen“ — so fühlt man: Goethe ist hier bereits als ein geistig Organisches in schicksalhafter Bedingtheit begriffen. Ein Darüberhinaus gibt es kaum noch. Es bilden sich zugleich kleine Goethezirkel, zumal unter den Wissenschaftlern der Berliner Universität, in denen das Werk Goethes andächtig aufgenommen wird, und von den Grimm und Savigny zu den Schelling und Hegel ist Weitergeben treu gehüteter Tradition. Der verständige Alexander von der Marwitz erkennt in

Goethes Prosaaufsätzen bereits höchste Muster des Stils, er hat das Gefühl dafür, daß hier jedes Wort organisch von Geist und Bildung durchdrungen sei, ein Varnhagen steht auf und jagt die Toren heim, die da vermeinen, es einem Goethe an Vaterlandsgefühl zuvortun zu können: „In seiner Brust war alle Freiheit Germaniens früh versammelt und wurde hier, zu unser aller nie genug erkanntem Frommen, das Muster, das Beispiel, der Stamm unserer Bildung. In dem Schatten dieses Baumes wandeln wir alle.“ Damit aber steht man bereits in dem Kreis um Rahel.

Dieser Zeit ist ein Altar der Goetheverehrung bestellt. Wer andächtigen Sinnes naht, ist hier willkommen. Die Flamme der Begeisterung aber brennt recht eigentlich aus Rahels Herzen heraus.

Wenn man von Rahels seelischer Beziehung zu Goethe redet, dann spricht man von dem Liebesvermögen der Frau im tiefsten Sinne. Man deutet auf ein Organisches, das, die Persönlichkeit erfüllend, sie bodenständig macht; von dem alle Wurzeltriebe ausgehn und alles Erreichbare umklammern. In dieser seelischen Hingabe ist unendlich viel Scham; auch Körperliche. Der schwärmerischen Bettina gegenüber tut sie gelegentlich, als kenne sie Goethe gar nicht; sie kann nicht anders. Nachdem sie ihm persönlich begegnet ist, ist's ihr, als habe sie ihre Unschuld ihm gegenüber verloren. Es ist ihr zuwider, denken zu müssen, er werde von ihr befohlen und besponnen, wie eine edle, reine Pflanze von Gespinnst und Würmern. Sie fühlt sich anderseits ihm so verschmolzen, daß sie in seinen Worten empfindet. Scham verbietet ihr, ihm zu sagen, was er ihr sei; und dann ist wieder ein Respekt in ihr, der die Scham scheucht und sie zu Bekenntnis zwingt. Erotik der Seele. Die ist so allumfassend, daß sie

ihn einmal ihren „Schutz der Erde“ nennt; so zeitgebietend, daß der Plan, an jedem wiederkehrenden 18. Oktober überall in Deutschland ein Werk von ihm auf den Bühnen zur Aufführung zu bringen, sie in Tränen ausbrechen läßt und sie in ihm den erkennt, der Geschichte im geistigen Sinne macht: Weil sie ihr Volk umbilden, murre das Rohe im Volke gegen die Moses, Sokrates, Goethe. — Wie nur irgend jemand hat Rahel in Goethe die Allsehung der Kunst begriffen, er ist ihr der „künstlerischste Deutsche“.

So groß die Liebe, so eiferfreudig ihr Tun. Rahel hat es sich zur Lebensaufgabe, zur ausschließlichen, gesetzt, für ihre Wahrheit — und Goethe war ihre Wahrheit — Jünger zu werben.

Und nun gibt es einen Tag (1822), da sie aufjubelt und fühlt, „ich hab' meine Sache nicht mehr auf nichts gestellt“. Eine Nachricht in „Kunst und Altertum“ gibt ihr die Gewißheit. „Daß dieser Mann erlebe von seinen Zeitgenossen, daß er vergöttert, anerkannt, studiert, begriffen, mit dem einsichtigsten Herzen geliebt würde, war der Gipfel all meiner Erdenwünsche und Kommission!“ Und das ist ihr besondere Freude, daß dieser Triumph von Berlin ausgehe, dieser Stadt, von der Er häßlich berührt wurde und die doch — sie spricht's in dankbarer Erinnerung an Friedrich den Zweiten — die beste deutsche Stadt sei.

So viel ist sicher: In der schweren Aufgabe, den auf der Zeit lastenden Goethe zu begreifen, war der protestantischen Hauptstadt die entscheidende Arbeitsleistung zugewiesen.

Wenn angesichts dieser Zeit von einem Goethe-Erlebnis zu sprechen ist — worin bestand es?

In einem Brief von Wilhelm von Humboldt aus dem Jahre 1804 finden sich die Worte: „Aber ich habe mich für das ganze Leben in dem Hange bestärkt, in tiefer Stille, was ich liebe, die Natur und mich selbst zu genießen und daraus eine solche Ruhe zu schöpfen, daß das mancherlei Fremdartige, was jeder im Leben und immerfort tun muß, mich nie mißmutig oder gar bitter macht. Das Leben leicht tragen und tief genießen, ist ja doch die Summe aller Weisheit.“ Das ist ohne allen Bezug auf Goethe gesagt und drückt doch, scheint es, auf ein leicht Faßliches zurückgeführt, das aus, was Goethe dieser Zeit zu geben hatte.

Welches ist denn unser, der Nachgeborenen, Eindruck von dieser Epoche? Man geht durch stillere Straßen, und es ist wie ein Ertönen leiser und beschwingter Weisen hinter geschlossenen Fenstern.

Und das eben ist Goethe letzthin, und das brachte er der Zeit: Ein Hörbarwerden des seelischen Klangs. Und diese Saiten im Innern sind eingestimmt auf die Körperlichkeit des Menschen, auf sein Tun und Lassen, auf die Umgebung, auf die Landschaft, auf das All. Jede seiner Gestalten wird diesem Dichter gleich wichtig, denn sie bedeuten alle Töne, unentbehrlich jeder für die Harmonie des Werks. Und hinter jedem Menschen, ja hinter jedem Wort ist Stille, wie Ewigkeit hinter Zeit. So wird durch jede Leidenschaft die Ruhe fühlbar, aus jeder zeitlichen Bedingtheit das sichere Fortschreiten der Geschichte, aus jedem Baum im Park das unbeirrte Atmen der Natur. Indem die Zeit zu Goethe fand, besann sie sich auf ihre eigene Melodie. Zwischen den Revolutionen, bei fortzitternder Erregung, bei Kriegsunbilden und sozialen Gefährnissen, bei umgestaltenden Ent-

deckungen und wirtschaftlichen Nöten eine seelische Beschwingtheit auf dem Urgrund tiefer Stille: das ist der Stil der Zeit, ist der Zug aus Goethes Wesenheit und Werk, der wirksam wurde.

In solcher Weise brauchte die Zeit in ihrer Jugendlichkeit den Alten. Der Widerschein aus seinem Werk wurde Regenbogen an ihrem Himmel.

Farben sind Töne. Man denkt der Worte aus dem „Prolog im Himmel“: „Die Sonne tönt, nach alter Weise, / In Brudersphären Wettgesang, / Und ihre vorgeschriebne Reise / Vollendet sie mit Donnergang.“ — „Doch deine Boten, Herr, verehren / Das sanfte Wandeln deines Tags.“

Fürst Pückler-Muskau, der nicht selten überraschenden Tiefblick erwiesen hat, schreibt einmal: „So wie es die Bedingung von Goethes Zeit war, durch Poesie dem Leben einen höheren Schwung, eine höhere Bedeutung zu geben, so scheint den jetzigen Zeitmoment die bildende Kunst herauszufordern, alles, was sich für idealische Aus- bildung erschwingen läßt, für sie zu verwenden.“ Das ist ausdrücklich im Hinblick auf Schinkel gesagt.

Es ist zutreffend. Der inneren Goethewelt hat Schinkel das ihrer Musikalität entsprechende Haus gebaut. Es ist wie Zeitsymbol, daß Schinkels Berliner Schauspielhaus mit einem Prolog von Goethe eröffnet wurde. Darin hieß es: Er hat „das Ebenmaß bedächtig abgezollt, daß ihr euch selbst geregelt fühlen sollt“. Schinkels antike Baugesinnung ist mit Recht als Bekenntnis zum Dichter der „Iphigenie“ bezeichnet worden.

Man liest in August Grisebachs Schinkelbiographie in Hinblick auf die Berliner Bauakademie, es komme „jenes Streben nach einem Ideal zum Ausdruck, das in der Geistesgeschichte der Epoche eine bedeutsame Rolle spielt: der Vermählung des Heidnischen und Christlichen, des Hellenischen und Vaterländischen, des Klassischen und Romanstischen“. Man kann es kürzer und dennoch erschöpfend zusammenfassen und es das Goethe=Erlebnis nennen.

Denn von Schinkel ist diese Synthese organisch empfunden worden. Sehr bezeichnend, daß er einmal notiert: „Das Gotische in der Architektur ist unbestimmt anregend, daher weiblich. Das Griechische männlich.“ Es handelt sich hier nicht um ein äußerliches Von=Goethe=Übernehmen, sondern um die berufene Verlebendigung der Goetheschen Sendung in einer andern Kunst.

Durchaus als lebendiges Fortwirken in Aufnahme und Schaffen ist das „Goethe=Erlebnis“ für diese Zeit zu begreifen. Selbst wenn eine Charlotte Stieglitz sich vermaß, der Ottilie und dem Eduard der „Wahlverwandtschaften“ nachzusterben, so entsprach sie damit nur einem Lebensimpuls der Zeit. Denn Tod ist auch hier nichts als Antwort auf die Frage des Lebens.

Die Antwort aber lautet — ?

Die Todesbotschaft

Es ist in dieser Zeit der Beunruhigung und des Friedensverlangens etwas wie lüsterne Neugierde dem Sterben und dem Verwesen zugewandt. Man denkt an Luise Hensel, die nächtlicherweile mit dem Totengräber und der einsamen Fackel hinging, sich das Grab der Katharina Emmerich öffnen zu lassen und der Dahingegangenen ins Antlitz blickte: — „Sie haben meinen Herrn weggenommen, und ich weiß nicht, wo sie ihn hingelegt haben.“

Alexander von Sternberg hatte seine Frau schwerlich geliebt. Nachdem sie aber gestorben war, ließ er an ihrem Sarg ein Schiebefenster anbringen, durch das er die Leiche von Zeit zu Zeit beobachtete. Und Rahel, deren Namen man ungern und nur mit seelischem Widerstreben in solchem Zusammenhang nennt, hatte die Bestimmung getroffen, daß sie in einen schlichten Sarg mit Glasdeckel oder doch mit kleinen grünen Scheiben gelegt werden solle, der nicht in die Erde zu versenken, sondern in kleinem Gebäude beizusetzen sei. Man forscht nicht nach den Gründen solchen Tuns und solcher Verfügungen; man spürt ein eigenartiges Empfindungsweben; es ist, als wäre dazwischen und etwa der Sepflogenheit Friedrich Wilhelms IV., den Sarg dahingegangener Freunde zu küssen, ein gewiß nicht begrifflich zu fassender, doch gefühlogemäß zu erahnender Zusammenhang.

Nicht ungern hätte sich diese Zeit den Tod verbürgerlicht. Aber er entzog sich solchen Vertraulichkeiten.

Der Tod seinerseits foppte. König Friedrich von Württemberg war einer jener Duodezdespoten, und sein Arzt Froriep, der einzige, der ihn einigermaßen zu nehmen wußte, hatte nun bereits mehrere Nächte am Sterbelager des Potentaten durchwacht. Erschöpft ließ er sich endlich in einen Lehnstuhl sinken — hatte aber kaum das Polster berührt, als das Spielwerk im Sessel: „Blühe, liebes Veilchen“ zu intonieren begann und nicht zum Schweigen zu bringen war. So starb das Despötlein unter den Klängen der Spieluhr: „Blühe, liebes Veilchen.“

Wohl war lästerne Neugierde um Tod und Sterben. An das Grab aber setzte die Zeit in antiker Stilisierung die strenge Säule.

Zwei Gestalten heben sich aus dem dunklen Gedränge. Beide sind, so sagt man, freiwillig den Weg gegangen. Sie werden beide zu Deutern des Empfindens ihrer Zeit —: Heinrich von Kleist und Charlotte Stieglitz.

Wie ein Gewölk, geballt durch entgegengesetzte atmosphärische Strömungen, scheinen Lebensüberdruß und Todesfurcht von früher Jugend an auf Heinrich v. Kleist gelastet zu haben; dazu war etwas wie Selbstmordmanie in seiner nächsten Umgebung gewesen. Immer sah er das Leben in Verbindung mit dem Tode; dadurch bedingt; dahin enteilend. Das frühe und bis zuletzt gewahrte Bewußtsein: „Die Wahrheit ist, daß mir auf Erden nicht zu helfen war“, stand ihm unmittelbar neben der Selbstbeschwörung: „Ach, es ist nichts ekelhafter als diese Furcht vor dem Tode.“

Daraus die für ihn unabweisbare Erkenntnis, daß, wer das Leben mit Sorgfalt liebe, schon tot sei; „denn seine höchste Lebenskraft, nämlich es opfern zu können, modert, indessen er es pflegt.“ Freiwillige Aufgabe des Lebens erschien als höchste Lebenskraft, und — darüber darf man sich klar sein — Todesfurcht, um die der Dichter des „Prinzen von Homburg“ wußte, wies in dieselbe Bahn. Auch Furcht vor dem Tode vermag in den Tod zu treiben! Und nun hat es den Anschein, als hätte der Gedanke an ein gemeinsames Sterben der Todesfurcht in ihm entgegengewirkt. Tod war für ihn immer und unter allen Umständen derart Ziel des Lebens, daß dieses Ziel die Lebensleistung sowohl bestätigen als auch Lügen strafen konnte; selbstgewählter Tod aber bedeutete ihm unter allen Umständen Bestätigung der Lebensleistung; und selbstgewählter Tod konnte aller Schrecken ledig sein, wenn er ein Gemeinsamkeitshingang war. Zwecklos, in solchen Gefühlswirren logische Begriffe statuieren zu wollen: Doch drängte hier wohl ersichtlich neben dem Lebensabscheu die Todesfurcht zur letzten That — die aber doch erst durch Ausschaltung der Todesfurcht verwirklicht werden konnte.

An einem Fortleben nach dem Tode hat Kleist sicher nicht gezweifelt. Ihm war der Tod ein Aus-dem-einen-Zimmer-in-das-andere-Sehen. Vor der Geburt stand ihm die Fülle bereits gelebter Leben; hinter dem Tode eine Fortentwicklung auf andern Sternen. Auf dieser Welt, „wo alles mit dem Tode endigt“, nach etwas zu streben, schien dem auch an sich selber tief Enttäuschten, dem Dionysischen und ganz auf die Eingebung der Stunde Angewiesenen, glückloses Unterfangen zu sein. Selbst in gehobener Stimmung galt ihm: „Kurz, ich habe keinen andern Wunsch als zu sterben, wenn mir drei Dinge gelungen sind: ein Kind, ein schönes

Gedicht und eine große Tat. Denn das Leben hat doch immer nichts Erhabeneres als nur dieses, daß man es erhalten wegwerfen kann."

Noch aber stand dem Dichter der „Penthesilea" vor dem Tode die enge Pforte des Zum-Tode-reif-Seins.

Bereits im Frühjahr oder Sommer 1803 scheint Kleist seiner Freundin Karoline von Schlieben den Vorschlag gemeinsamen Aus-dem-Leben-Sehens gemacht zu haben. Die Ereignisse des Jahres 1806 hatten ihn tiefer danieder gebeugt, ohne ihm doch die tröstliche Möglichkeit des Gemeinsamkeitstodes zu bringen. In Henriette Vogel, der durch schweres Krebsleiden vom Tode Gezeichneten, fand er die langersehnte, die schicksalsvermählte Gefährtin. Durch die Berührung seiner Seele mit der ihren — es sind das nahezu seine eigenen Worte — fühlte er sich zum Tode ganz reif geworden. Vor solchem seelischen Sich-nah-Sein zerstob die Todesfurcht. Wurde Sterben zu seelischer Wollust. Gewann das Leben, in der Aufopferung, Ziel. Wurde die Persönlichkeit, erhöht, erhabeneren Sphären zugetragen. Wurde eine Liebes- und Glücksmöglichkeit gesichert, die diese Erde noch immer versagt hatte und stets versagen mußte.

Man hat von Kleists „Liebes- und Opfertod" gesprochen. Im Hinblick auf sein eigenes Empfinden, gewiß zu Recht. Daß schwerer Gemütsdruck, zum Teil durch äußere Umstände verursacht, zum Teil eingeboren, entscheidend einwirkte, bleibt dadurch unberührt.

Rahel schrieb ihm zum Gedächtnis: „Es ging streng in ihm her, er war wahrhaft und litt viel." Sich über seine Tat nicht zu wundern, war die Begräbnisfeier für ihn, zu der sie sich verpflichtet fühlte. Marmitz, den man den Beobachter der Zeitgenossen nennen könnte, hatte gelegentlich

gemeint, daß Kleists Augen ihm keine Sicherheit gegeben hätten.

War für Kleists Todesgang die Mystik des Novalis in ihrer Verbrüderung des Thanatos und des Eros, des Todes und der Liebe, entscheidend gewesen, so sollte auf Charlotte Stieglitz die pietistische Einwirkung auf ihre Jugendzeit den nachhaltigen und folgenschweren Einfluß ausüben.

Man weiß, wie Charlotte Stieglitz gestorben ist. Sie hatte ihren Mann, den über alles zu lieben sie sich vermaß, ihren „Dichter“, dessen Muse zu sein sie begehrte, zeitig ins Konzert geschickt, die Magd auf Besorgungen ausgesandt, sich rein und weiß angekleidet, den Dolch, von dem man sich wunders viel erzählt hatte, von der Wand genommen, sich selbst ins Bett gelegt, sich den Dolch ins Herz gestoßen, ihn aus der Brust herausgezogen, sich dann die Wunde mit der Hand zugehalten, damit das Blut ihr nicht Lager oder Kleid verunreinige: — Sie war bereits gestorben, als ihr Mann, dem sie ihr Leben zum Opfer zu bringen meinte, nach Haus heimkehrte.

Mit Todesgedanken hatte auch sie sich von früh auf getragen. Schon als Braut hatte sie der Gedanke heimgesucht, sich Stieglitz durch den Tod zu entziehen, um ihm seine Dichterfreiheit nicht anzutasten. Sie hatte versucht, der Ottilie der „Wahlverwandtschaften“ durch Nahrungsverweigerung nachzusterben. Dabei war auch ihr der Glaube an ein Leben über den Tod hinaus seelische Gewißheit. In ihrem Tagebuch finden sich einmal die Worte: „Daß wir fortleben, glaub' ich, weiß ich. — Wie wir fortleben? Gewiß auf wunderbar geistige Weise. Und ich seh' so viele Wunder hier, daß ich noch größere dort glaube.“

Ihre Ehe mit Stieglitz hatte von allem Anbeginn an unter seelischer Überhitzung gelitten. Das ganze Leben wurde auf

„Poesie“ gestellt. Er war der Dichter, und mußte es sein; sie die Dichtersfrau; „lieber Dichter“, ihre Anrede an ihn; ein Zitat aus seinen Gedichten (sie dichtete aber selbstverständlich auch) ihr Argument ihm gegenüber. Und nun ging Stieglitz, schwachbrüstig, wie er ohnehin war, darüber der Atem aus. Er gab seine Ämter auf, um ganz seinem Schaffen zu leben, und wurde auch dadurch unschöpferischer. Er erlag gleichsam seiner eigenen Ohnmacht. Kam körperlich herunter, siechte in Mißstimmung hin, drohte, ihrem Empfinden nach, dem Wahnsinn zu verfallen. Und nun flüsterte ihr immer wieder und rastlos erneut Zeit ihren Opfergedanken zu, diesen Opfergedanken, der nach den Freiheitskriegen zu gespenstern begann. Sterben, um ihm im Übermaß des Leids die Dichterweihe zu sichern! Ihre letzten Worte an ihn: „Unglücklicher Konntest Du nicht werden, Vielgeliebter! Wohl aber glücklich in wahrhaftem Unglück. In dem Unglücklichsein liegt oft ein wunderbarer Segen, er wird sicher über Dich kommen!!! . . . Wir werden uns einst wiederbegegnen freier, gelöster! Du aber wirst noch hier Dich herausleben, und mußt Dich noch tüchtig in der Welt herumtummeln.“

Hatte diese Ehe in ihrem ganzen Bestand etwas von geistigem Inzest, so war sie in anderer Beziehung vielleicht noch verhängnisvoller gewesen. Schon zu Beginn der Flitterwochen hatte sich, Charlottens eigenem Wort zufolge, etwas wie „Herzerstarrung vor der Wirklichkeit“ eingestellt. Die Satten hatten dann, nach Theodor Mundts, des Vertrauten, einwandfreiem und wiederholtem Zeugnis, „lebhafteste Gemeinsamkeit bei fast gänzlicher Entsagung aller anderen Beziehungen der Ehe“ gepflogen. So kann kaum ein Zweifel darüber bestehen, daß in Charlottens Opfertod verdrängte Erotik war. Die Wahl der Mordwaffe als solche scheint bezeichnend. Bereits im Jahre 1828 waren ihr

in einem Brief an ihren Mann die verräterischen Worte entschlüpft: „Dabei seh' ich meinen schwarzen wilden Dolchschwinger (ihren Mann) funkelnden Auges vor mir.“

Körperliche Erschöpfung, üble Nachwirkung einer Brunnenkur, die Furcht, selbst schwer zu erkranken, wirkten mit ein. Die Sucht, eine Rolle zu spielen, ein wenig Schauspielerstum — ein paar Tage vor der Tat war sie im schwarzen Schleier um den Hut ausgegangen — hatten ihren Anteil. Ins Wesen ihres Hingangs trifft doch ihr eigenes Briefwort aus dem letzten Jahr ihres Lebens: „Zu große Fülle übersinnlicher Liebe.“ Und wenn auch die seelischen Regungen andere sind, die Bedeutung des ethischen Gebots dort, die des erotischen Moments hier stärker in den Vordergrund tritt — „Liebes- und Opfertod“ ist es bei Charlotte Stieglitz nicht anders als bei Kleist. Und damit rührt man an den Vorhang zur Mysterienbühne der Zeit.

Es ist für das Empfinden der Epoche charakteristisch, daß Schleiermacher in seinen „Reden über die Religion“ auf die vielen hatte hinweisen müssen, die nur deshalb zugrunde gingen, weil sie sich selbst zu groß seien; „ein Überfluß an Kraft und Trieb, der sie nicht einmal zu einem Werk kommen läßt“; und daß Goethe (1812) von den jungen Leuten zu sprechen hatte, die mehr von sich forderten, als billig sei; Vernunft und tapferes Wollen seien uns gegeben, „damit wir uns nicht allein vom Bösen, sondern auch vom Übermaß des Guten zurückhalten“.

Streng richtet Tod in dieser bürgerlichen Zeit die Gefühlsrevolutionäre; oder vielmehr: Diese seine Opfer haben der Zeit, bei aller bürgerlichen Bindung, zu Vertiefung der seelischen Kultur zu verhelfen. Irgendwo mußte Überschwang sein; denn nur über Abgründigkeit ist Ausgleich, nur über Gefühlsverwirrung Befriedung.

Noch fehlt der Zeit die Erkenntnis, daß Selbstmord nichts anderes ist als anderes Sterben auch. Wie Tod den zerschmetternden Ziegel vom Dach löst, wie er Krankheitsstoff in die Eingeweide sät, ganz so bewaffnet er auch die Hand gegen die eigene Brust und das eigene Hirn. Es ist da kein Unterschied. Jene Zeit aber meinte, ihn doch betonen zu müssen, und es ist bewußte Auflehnung in Rahels Sich-nicht-Wundern über Kleists Hingang, wie sie schon sehr viel früher (1800) in bewußtem Trotz die Worte in ihr Tagebuch geschrieben hatte: „Einen gepackten Reisewagen und einen Dolch sollte ein jeder haben; daß, wenn er sich fühlt, er gleich abreißen kann.“ Wie denn andererseits unter den vielen Sich-Wundern darüber war, daß Napoleon, in die Gefangenschaft geraten, sich nicht das Leben genommen hatte. Bis zu Napoleon selbst war die Frage vorgedrungen. Er habe, meinte er darauf, dem Tod sich oft genug ausgesetzt; es habe nicht sein sollen; es sei sein Schicksal, fortzuleben.

Aber die Zeit mußte auch noch in anderer Weise von Liebes- und Opfertod. Wie Novalis gemeint hatte, seiner Sophie nur eben durch Verzicht auf das Leben nachsterben zu können, so ergreift derselbe Gedanke von einem so klaren Kopf, wie Wilhelm v. Humboldt es war, Besitz. Es ist, als trüge Zeit solchen Samen in ihrem Winde. 1790 spricht er seiner Caroline davon, dann wieder 1813; und 1816 meint er: „Allein die Sehnsucht über das Leben hinaus, die, versöhnt mit allem auf Erden, nur zu etwas anderem und Höherem übergehen möchte, ist ein Streben, das sich in jeder Natur deutlich ausdrückt und nur dem Menschen nicht immer einzeln klar wird. Dieser Sehnsucht schreibe ich viel eher die Kraft zu, sich selbst ihre Erfüllung zu erringen und dem Leben sanft und gewaltlos zu entrücken.“

Diese Zeit setzte die strenge, die antik stilisierte Säule ans Grab. Hier und dort war aber auch zärtliches Blumen= gewinde um das Medaillon auf dem Säulenschaft.

Den Liebes= und Opfertod, nur eben in anderer seelischer Abwandlung, hatte auch Königin Luise in der Empfindung der Mitlebenden auf sich genommen: den Liebestod der zärtlichsten Gattin; den Opfertod in Vaterlandsnöten. Sie, die Mütterliche, nun im Heimgang wieder Bräutliche.

Wie sie dem Frauenideal der Zeit bestimmenden Zug verliehen hatte, so wird Königin Luise nun auch zur Führerin ins Reich der Abgeschiedenen. Das aber ist nicht die Frage nach einer so oder anders beschaffenen Persönlichkeit, sondern nach der von der Kunst Verklärten.

Schon Marwitz war an dem Porträt der Königin Luise von Ternite aufgefallen, daß in den Augen der Tod ausgedrückt sei, und Rahel hatte hinzugefügt, „der ganze Horror des Todes ohne seinen Ekel; sanft und schrecklich“. Die schöpferische Tat aber war Rauch vorbehalten gewesen, als er die im Tode Ruhende in den Marmor meißelte. Sie ruht. Die letzte Ermüdung scheint von ihr gewichen zu sein. Das andere Dasein hält sie umfassen. Das zerstört nicht, sondern befriedet; es raubt nichts, es offenbart. Dieser Ruhenden zu Angesicht empfindet man ein letztes Mal das Ineinander von Antike und Christentum, und so wird Preußens Königin, gestorben, verklärt zu einer anderen Iphigenie, und jedweder Orest, von Unterweltschauern gepackt, wird durch sie besänftigt. Die Heimat ist gefunden; die letzte Sehnsucht scheint gestillt.

In Brentanos „Kantate auf den Tod der Königin Luise“ heißt es: „Über den Toten ruhet ein Traum.“

Goethes „Wahlverwandtschaften“ waren in den Satz ausgeklungen: „So ruhen die Liebenden nebeneinander. Friede schwebt über ihrer Stätte, heitere verwandte Engelsbilder schauen vom Gewölbe auf sie herab, und welch ein freundlicher Augenblick wird es sein, wenn sie dereinst wieder zusammen erwachen.“ Noch ist die Geistigkeit der Epoche stark genug, den Menschen die Gewißheit eines Fortbestehens der Seele ganz fest ins Herz zu geben.

Den Glauben an die ewige Fortdauer hatte Fichte, seiner aus Vaterlandsnöten neuerstandenen Zuversicht getreu, an die ewige Fortdauer des Volkes geknüpft. Caspar David Friedrich hatte gefordert: „Um ewig einst zu leben, muß man sich oft dem Tod ergeben.“ Humboldt, der schon in wirkenskräftigen Tagen den Ausdruck: „è passato all'altra vita“ („er ging ins andere Leben hinüber“) geliebt hatte, sagte auf seinem Sterbebett: „Ihr seid alle so liebevoll gegen mich und so tätig, ich könnte gar nicht besser besorgt sein... Alexander glaubt nun, daß wir selbst nach dem Tode nicht mehr von der ewigen Weltordnung erfahren werden, ich aber glaube, daß der Geist doch das Höchste ist und nicht untergehen kann.“ (Auf die Frage: Und mit Bewußtsein von diesem Leben?) „Jawohl. Ich glaube auch, daß die wahre Liebe zusammenhält und daß sie wieder vereinigt und daß man nicht getrennt werden kann.“ Und wenn Schleiermacher kein Freund von dem ewigen Fragen nach dem Jenseits war, so doch nur deshalb, weil ihm das „Im-einen-und-allen-zu-Leben“ schon Diesseitsaufgabe war.

Aus dem faustischen Drang der Zeit heraus hat auch hier Goethe das letzte Wort gesprochen. In einem Brief an Zelter aus dem Jahre 1827 heißt es: „Wirken wir fort, bis wir, vor- oder nacheinander, vom Weltgeist gerufen, in den Äther zurückkehren! Möge dann der ewig Lebendige uns neue Tätigkeiten, denen analog, in welchen wir uns schon erprobt, nicht versagen.“ Das ist denn freilich mehr als Rausch eines Liebes- und Opfertodes; es ist in Nüchternheit und Männlichkeit erarbeiteter und arbeitender Tod.

Immer aber wird Tod zum Führer. Das ist ein Wesenszug der Zeit.

So starben Ottilie und Eduard der „Wahlverwandtschaften“, und das Von-sich-Weisen jedweder Nahrung wurde zu tiefstem Symbol: Im Drange nach Vergeistigung der Materie absagend, lösen sich die Seelen aus der Körperhaft.

Der faustische Drang suchte sich ins Einvernehmen mit dem Tode zu setzen. Schleiermacher findet es 1803 zum mindesten wesentlich, in welchem Verhältnis sich der Mensch bei seinem Tode zu seiner Bestimmung befinde, Humboldt kennzeichnet (1826) seine Empfindung als ein zugleich Nach-Ruhe-Verlangen, zugleich Ins-Unendliche-Streben, und in der Inschrift, die Fürst Pückler für seine Familiengruft bestimmte, ist Weiterschaffen, Weiterbildung geradezu eine Vorbedingung für die Unsterblichkeit geworden. Tod darf dem Tätigkeitsdrang nicht Grenze setzen! In einer jüngeren, mehr ästhetisch als ethisch eingestellten Generation aber kommt eine wesentlich andere Stimmung zum Ausdruck. „Nur die Jugend nicht überleben! Recht früh sterben!“ fordert Bettina. Was freilich in der Überzeugung, der Clemens Brentano bereits in den nämlichen Jugendtagen das Wort lieb, die notwendige Ergänzung findet; denn

Tod ist ihm in Leben, wie Leben in Tod; und „also liegt der Tod in der Ewigkeit, und Leben ist nichts als die Ewigkeit, die wir uns zueignen dadurch, daß wir ein Stückchen von ihr mit einem hinten vorgehaltenen Tod auf-fangen.“

Sterben wird, und darin erweist diese Zeit wieder ihren sittlichen Ernst und ihre gute Bürgerlichkeit, als eine Auf-gabe menschlicher Bildung begriffen. Dem gealterten Hum-boldt sind dafür die Augen aufgegangen. Er wohnt (1824) dem Sterben irgendeines Hüttenmeisters bei und billigt ihm jene Bildung zu, an die die Bildung der gebildet Genannten nicht hinanreichen könne. Und auch bei anderer Gelegen-heit wird's ihm bewußt, daß der aufs letzte leidende Mensch aus der Menschheit als solcher Kraft gewinne. Tod macht die Unbedeutenden bedeutend. Nach Dorothea Schlegels Wort gehört zum Sterben, daß man sich selber kenne, daß man gebildet sei; selbst dem Tode nahe, bekennt und wieder-holt sie, daß ihr das Sterben ausgezeichneten Menschen interessanter sei als deren Leben. Es steht damit in Zu-sammenhang, wenn Rahel begehrte, den ihr eingeborenen, aus ihren Übeln hervorgegangenen Tod zu sterben; es paßte ihr nicht, an irgendwelcher Seuche einzugehn.

So steht man denn Angesicht zu Angesicht dem Tode, den die Zeit begriff. Den Bewahrer des Edlen und Hohen im Menschen nennt ihn Humboldt und erkennt in ihm den Festiger der Treue: Man könne wohl Lebenden, nicht Toten die Treue brechen. Als den Mahner, der Vertrauen ins Schicksal zu setzen lehre, grüßt er ihn. Nach Hegel soll es Gesamtauffassung des Abendlandes sein, daß der Tod nicht nur verjünge, sondern erhöhe, verkläre. „Wer mir durch den dunklen Mutterschoß half,“ heißt es bei Rahel, „bringt mich auch durch die dunkle Erde“, und, im Einvernehmen

mit dem bürgerlichen Zug der Zeit: „Bin ich doch gut und vernunftbedürftig: Wie muß sich das bei höheren Geistern steigern: Ich unterwerfe mich in Neugierde — im höchsten Sinne — und im Mangel des Vorstellungsvermögens.“

Aus dem Bewußtsein des Eingebettetseins in Ewigkeiten schuf sich diese Zeit ihre Lebenskultur. Ihr war das Goethische „Stirb und werde!“ gesprochen. Es ist ein Tönen in der Luft von Himmel zu Erde.

In der Augustinerkirche zu Wien befindet sich das Christinendenkmal des Canova, das für die Menschen dieser Zeit so überaus beredt wurde. An die Kirchenwand lehnt sich der Schnitt der Pyramide, Stufen am Fuß führen zu dem dunklen Eingang hinan. Zur Rechten auf den Stufen der Genius an den Löwen geschmiegt, zur Linken die Gestalten der Gebeugten. Sie kommen und schreiten, voran das junge Mädchen, Trägerin des Kranzes; die Frau dann mit der Urne; auf müden Stab gestützt, der Greis. Sie kommen und schreiten gebeugten Hauptes, und es ist, als nähmen sie ihren Lebensrhythmus mit auf den letzten Gang. Sie kommen und schreiten, und dieser ihr Lebensrhythmus trägt schon in sich die Gewähr der Ruhe.

Rauch, damals (1809) noch jugendlich, war erkrankt, und Humboldt tröstete sich, daß, wenn er sterben müsse, das doch wenigstens in Rom geschehe, und das sei unendlich viel. Ihm selber war es Beruhigung, daß ihm der Sohn unfern des Albaner Sees gestorben war. „Ich bleibe dabei, in einem anderen Lande hätte der Schmerz etwas Düsteres und Zerreißenderes gehabt ... Aber hier ist wieder die Sehnsucht unendlicher.“

Und das ist das Letzte: Tod wird in dieser Zeit als ein in die Landschaft Eingeborenes empfunden.

Es ist etwas wie Friedhofslandschaft in den „Wahlverwandtschaften“. Das „Sanz=sich=eins=Fühlen“ mit der Natur hatte Schleiermacher in seinen „Reden über die Religion“ als das große und einzige Beruhigungsmittel in dem Wechsel zwischen Leben und Tod gepriesen. Wenn Eichendorff das Lied auf seines Kindes Tod singt, dann läßt er die Erde, die Mutter, „so schön und so bleich“, es küssen und herzinnig in ihren Schoß ziehen. So hatte Philipp Otto Runge das nackte, auf dem Rücken liegende Kind, wie Blume auf der Erde, in die blühende Wiese eingemalt. So trinkt auch der sterbende Schwan bei Eichendorff noch ein letztes Mal der Erde Blut, im feurigen Sonnenuntergang ist Sterben.

War Leben ein Klang zwischen Diesseits= und Jenseits= Klängen, so mußte ihn auch die Landschaft melodisch wider= tönen.

Der Tod als solcher wird der Zeit zu einer Lorelei.

Landschaft

Es kommt einem immer vor, als hingen die Schicksale des Lebens, die einem an einem Orte begegnen, an den Umrissen der Gegend, die ihn umgibt. Das ist überall wahr." Mit diesen Worten Wilhelm von Humboldts (1817) ist die Schicksalverbundenheit des Menschen mit der Landschaft ausgesprochen. Und das ist das eine.

Im Jahre 1796 hatte Samuel Gottlieb von Vogel auf die Benutzung der Seebäder zu Heilzwecken als erster hingewiesen, allmählich war, was lange verabsäumt worden war, das Baden im Freien wieder aufgekommen. Dabei nun machten die Menschen auch ihre seelischen Erfahrungen. Caroline von Humboldt erahnte eine Verwandtschaft mit dem Element, die so tief reichte, daß nur ein Dasein nach dem Tode dem dunklen Empfinden Erklärung geben könne, und Schleiermacher empfand nicht nur in jedem Seebade eine Erneuerung der Taufe, gemeinsames Baden wurde ihm auch zu sonderlicher Gemeinschaft mit der Frau, die er liebte, er erspürte sowohl in physischem Wohlbehagen wie in Ideenspiel, badend, die Verbundenheit mit dem Element. Das Landschaftsempfinden griff damit auch auf das Physische über, es gewann in der Unterströmung des Bewußtseins elementarische Kraft. Und das ist das andere.

Dieser Zeit ersteht ein neues Naturgefühl. Indem es sich entwickelt, vollzieht sich das Seltsame: es scheiden sich die Geister. Der religiöse Abstand macht sich geltend. Andere seelische Heimat sucht sich der Katholik, andere der Protestant. Es erweist sich auch darin, wie weit die Konfessionellen Gegensätze über dogmatische Fragen hinausreichen, und daß sie in Wesensveranlagung und seelischer Aufnahmefähigkeit begründet sind.

Ein Briefwort von Dorothea Schlegel wird in dieser Hinsicht bis ins letzte aufschlußreich. Sie schreibt im Jahre 1808 aus Koblenz: „Ich bekam die herrlichen Ufer immer lieber und fühlte es ganz bestimmt, daß ich sie nicht auf lebenslang zu verlassen glauben kann. Gerade diese Ufer, die Hügel und diese Felsen sind es, die mir immer als Phantasie vorschwebten, als ich noch trostlos auf immer an Berlin geschmiedet zu sein wähnte. Mag immerhin mein Körper zufällig in jener Wüste geformt sein, meine ganze Seele bekennet die Ufer des Rheins zu ihrem Vaterlande. Und ist mir noch ein Wunsch vergönnt, so ist es der, hier die letzten Lebenstage zu atmen und hier zu sterben.“ Wirklich; in diesen Worten erschließt sich das katholische Landschaftsempfinden der Zeit, zwiefach kennzeichnend, weil es als Herzensbeichte einer Konvertitin und Berlinerin zur Aussprache drängt. Dem katholischen Deutschland dieser Zeit wird die Rheingegend zu seiner seelischen Landschaft. Man könnte sagen, auch im Hinblick auf das Landschaftsempfinden wird der Ausbau des Kölner Doms zu zeitgefordertem Symbol.

Der Rhein mit seinen waldigen Hügeln und dem Ufergestein, mit den Bergen und Burgen, mit den Nymphen im Strom und der Lorelei auf dem Felsen: Man braucht das nur zu vergegenwärtigen, um sich inmitten romantischer

Landschaft zu fühlen. Recht eigentlich Eroberer dieses Naturgebiets wurde Clemens Brentano, der Katholik, in seinen Gedichten wie in seinen breit ausgespannenen Rheinmärchen — aber er eroberte überkommenen Besitz. Man könnte sagen, er erkannte die „romantische Landschaft“, die der Zeit als durchaus bestimmte und bis in alle Einzelzüge festgelegte Anschauung vorschwebte, in der Rheinlandschaft wieder. Er sah nicht mit neuergeschlossenem Blick; er bestätigte kraft der Brille der Romantik. Er hatte sich auch nicht individuelle Ausdrucksformen zu schaffen; er taufte die altvertrauten Nixen und Nymphen nur eben auf sein Stromgebiet. Und bestätigte damit und auch in solcher Weise die Aufgabe, die dem Katholizismus in dieser Zeitspanne protestantischer Kulturentwicklung gesetzt war: das angestammte Gut zu wahren, aus der Überlieferung heraus zu bereichern.

Dem Protestanten wurde die niederdeutsche Ebene, insbesondere das Havelland, zur Heimat. Es war aber die Mark wirklich von allen Musen und Grazien verlassen, es wäre auch völlig fruchtlos gewesen, ihnen da Lauben zu bauen oder heilige Haine zu pflanzen. Ganz anders die Aufgabe hier: es galt, mit den Augen des modernen Menschen zu sehen. Es galt, Blick zu gewinnen für Schönheiten, an denen noch jedes vergangene Jahrhundert achtlos vorübergegangen war. Es galt, selbstgeschaffenen Ausdruck für jung Empfundenes zu finden. Und diese Aufgabe wurde gelöst.

Von Pionieren landschaftlichen Empfindens ist hier zu reden. Die sich zu Worte meldeten, waren denn auch immer einigermaßen über ihre eigene Wahrnehmung erstaunt. Auch ist es immer wieder derselbe kleine Kreis seelisch und geistig sehr Wachter, der gleichsam am Auslug der Zeitwarte steht, und so auch hier sehen lehrt.

Am Schilowsee hat das Bauernhäuschen mit dem geflochtenen Weidenzaun gestanden, in dem der alte Zelter seine Kindheit verlebt hatte. Das sucht er als gereifter und berühmt gewordener Mann wieder auf, und nun vermittelt Erinnerung zwischen ihm und der märkischen Heimat. Im Jahre 1827 schreibt er an Goethe: „Nach und nach fange ich an, unseren leichten, seichten Spreestrom zu würdigen und das wohlangelegte Havelland, des blauer Strom den Schiffer an jedes Ufer trägt.“ Ganz ähnlich ergeht es Wilhelm v. Humboldt. Auch er entschuldigt zunächst (1790) seine Vorliebe für Tegel damit, daß seine Jugenderinnerungen hier haften, meint freilich alsbald, die Gegend habe in der That „etwas Romantisches“. Dann beginnt ihm, als er in einem kleinen Alazienwäldchen verweilt, der Sternenhimmel über seinem Tegel zu sprechen, dann erlebt er die Landschaft im Sturm — „ich ritt aus in der Abenddämmerung. Die Wellen der Spree rollten so dunkel ans Ufer. In den Wipfeln der Tannen brauste fürchterlich der Sturm. Da ward mir besser“ — dann glaubt er sich losgelöst von ihr und muß es gewahren, wie tief er ihr verpflichtet ist, und es ergeht die Bitte an die Geliebte — „ach! sei ihnen hold! Begrüße freundlich den See und die kleinen Eilande und die hohen, schwarzen Fichten am Ufer!“ — heimgekehrt und gealtert, ist er in dieser Landschaft zu tiefst beheimatet. Schleiermacher macht (1798) einen Ausflug nach Potsdam und entdeckt sich da am Heiligen See eine Landschaft, die, „wenn man auf Gebirge renonciert“, nicht schöner gefunden werden könne. Schinkel besucht (1821) Rügen, findet die Denkmäler der nordischen Vorzeit formlos, hat aber Blick dafür, daß sie mit der gesamten Natur so in Harmonie treten, daß „das Ganze doch gewissermaßen als ein sonderbares, aber großartiges Kunstwerk“ wirke und die Stimm-

nung aufs Gemüt nicht verfehle. Rahel gelangt (1808) auch ihrerseits nach Potsdam; Havel und Artischodenfelder tun es ihr an, und seltsamerweise beeindruckt sie die Chaussee als solche, durch das Sicherheitsgefühl, das sie vermittelt. Ganz im Vordertreffen aber steht auch als Pionier märkischer Landschaft Alexander v. d. Marwitz, der jung und klanglos Dahingeschiedene, der nichts ist als eben Exponent der Zeit; das aber in unvergleichlicher Weise. Auf ihn wirkt die Flachlandschaft durch ihre Mannigfaltigkeit. Seine Empfindung begleitet den sich schlängelnden Bach. Sein Blick wandert mit den Wolken und ruht auf frischen Grasstücken. Ein heller, sonniger Mittag in Sanssouci spricht ihm vom Naturgeist, den er alsbald den Geist Gottes nennt. Ein sparsames Gehölz, die weidenden Schafe, ein Glockenklang über der Flachlandschaft stimmen ihn heiter und fromm. In diesem jungen Bekenner landschaftlichen Empfindens ist aber auch ein Grund roussseauischen Heimwehs. Die Zeit nimmt von der Vergangenheit, um zwiefach an die Zukunft abzugeben. Es kann kein Zweifel darüber bestehn, trotzdem es kaum beachtet worden ist: In dieser Epoche zwischen den Revolutionen ist protestantischerseits die Empfindung angebahnt worden, der Leistkow und Fontane mehr als fünfzig Jahre später den vollen künstlerischen Ausdruck sichern sollten.

Merkwürdiger noch: Auch für das, was man Stadtlandschaft nennen mag, ersteht ein Organ. Es ist Varnhagen, der sich solcherart als ein Erster zu Worte meldet, und als er einmal spät am Abend im Mondschein von seiner Mauerstraßenwohnung zum nahen Wilhelmplatz hinübergewandert ist, verweilt er dort bei den Statuen, und Vergangenes gegenwärtigt sich ihm: „Der ganze Platz hat mir von jeher etwas Besonderes, Ahnungsvolles, und gibt mir stets eine aufregende Stimmung.“ Ihm wird denn auch das Erforschen

der geschichtlichen Örtlichkeiten Berlins zu einer lieben Beschäftigung, den ersten Wanderer durch Berlin hat man in ihm zu grüßen, und so sehr ist ihm das alles Herzenssache geworden, daß er's vermeidet, darüber zu schreiben, um „nicht auch diese Spaziergänge wieder in Amts- und Pflichtwege zu verwandeln“. Die künstlerische Erfüllung solcher Erahnung der Stadtlandschaft aber wird noch derselben Zeit zuteil. Sie geht auf Schinkels Namen.

Man hatte die Unterschiedlichkeit katholischen und protestantischen Landschaftsempfindens zu vergegenwärtigen. Es darf darüber nicht vergessen werden, daß der Epoche zugleich das Goethewort zu seelischer Aufgabe gesetzt war: „Nord und südliches Gelände ruht im Frieden deiner Hände.“ Zweck aller Gegensätze ist es, die höhere Einheit zu erschließen.

Bestimmend für das breite Zeitempfinden wird, was wir heute „romantische Landschaft“ nennen. Wesentliche Motive sind: das Waldesdunkel; der nackte Fels; der reißende Wassersturz; der gebietende Baum; die Ruine. Eindrücke aus Italien, dem deutschen Mittelgebirge, der Rheinlandschaft werden in phantastischer Schau aneinandergerückt.

In E. T. A. Hoffmanns Briefen findet sich einmal eine eingehende Naturschilderung, sie stammt aus seiner Reise ins Riesengebirge (1798) und erzählt vom Zaßenfall zwischen Felsenklüften und Tannengebüsch — „das furchtbar Schöne des Anblicks kann ich nicht beschreiben“ — Sie kehrt an bezeichnender Stelle in den „Elixieren des Teufels“ wieder. Man hat Sinn für das Gruselige in der Natur. Eichendorff

findet in seinem Italien hinter den Weingeländen und aufstehenden Gärten plötzlich die Nacht mit ihren Trümmern und zerbrochenen Säulen „wie ein Buch der Vergangenheit, dessen Anfangsbuchstaben der Mond rätselhaft vergoldet“. Aber selbst wenn man eine so lichte Natur wie Schinkel auf seinen Reisen durch Italien begleitet — es sind dieselben Eindrücke, die ihn magisch anziehen. Eine Höhle im Tal von Prediama, das er auch zeichnerisch festhält — „man tritt nach dem schauerlichen Übergang des unterirdischen Flusses in den zweiten großen Raum der Höhle, der mit noch weit sonderbareren Gestalten von Tropfstein mannigfach wechselt“; das tiefe Felsental bei Ronciglione mit reißendem Bach und laubumzogenen, Kataombenähnlichen Schlupfwinkeln; Piazza in Sizilien — „eine glühende Abendbeleuchtung ließ uns auf einer Anhöhe ein ‚Theater‘ überschauen, welches die schauerlichste Wirkung machte: Ein ungeheurer Fels erhebt sich aus einer Ebene, um die sich gigantische Gebirge stürzen“; die Simplonlandschaft, in der es die reißenden Ströme und zerrissenen Abgründe sind, die zu seiner Einbildungskraft sprechen. Der fromme Ludwig Richter wandert durch Franken, und „das romantischste Bild, was man sich denken kann“, zeigt sich ihm da: „ein altes gotisches Kirchlein, an einem steilen, bebuschten Felsen klebend; in der schwindelnden Tiefe ein stilles Wasser, sonderbar gestaltete Felswände, an welchen eine große mächtige Höhle das Tageslicht angähnte.“

Der Zug der Zeit zur Kirchhofslandschaft steht damit in Zusammenhang. Denn dieser Kirchhof liegt auf Bergesabhäng, und auf den zerfallenen Denksteinen spielt das Licht des Mondes. Zu mittlernächtlicher Stunde geigt der Heine des „Buchs der Lieder“ die sentimental-ironischen Gespenster aus ihren Gräbern.

Man könnte das alles die Nachtschau der romantischen Landschaft nennen. Die hat aber auch ihr Sonnengesicht, und dafür sind Grimms Märchen und das Volkslied seelisch entscheidend geworden.

In seinem Gedicht „Auf einer Burg“ hat Eichendorff einmal die beiden Vergegenwärtigungen der Landschaft, die ihm am Herzen lagen, kontrastiert: In der Felsenklaufe sitzt versteinert der alte Ritter; unten aber auf dem sonnigen Rhein (das Katholische Landschaftsempfinden!) fährt eine fröhliche Hochzeit mit munterem Musikantenspiel („Und die schöne Braut, die weinet“). Und ganz bewußt, aus innerem Drang heraus, hat Ludwig Richter den Landschaftsmaler zum Studium der Volksagen, Lieder und Märchen seiner Nation aufgerufen. Denn nun entsteht in ehelicher Anpassung an die Zeitstimmung der Freiheitskriege der Begriff der „deutschen“ Landschaft: „Deutsche Natur zu einem Ideal, zu edler Größe zu erheben, damit sie nicht wie bisher den untergeordneten Rang der Idylle behält, sondern zum Epischen sich erhebt. Meine Helden sind die Elemente in ihren lieblich geeinten oder feindlich entzweiten Wirkungen.“ Es überflog da freilich bei Ludwig Richter der Wunsch das Können; aber man begreift nunmehr den innerlichen Widerstand Richters gegen einen Caspar David Friedrich, der denn freilich die deutsche Landschaft aus solcher konventionellen Romantik durch seine Gedanklichkeit und seine Erfassung des Wesentlichen erlöste. Nur eben zeichnerisch war es Richter gegeben, die Tagesschau der romantischen Landschaft zum Ausdruck zu bringen: Nun wandern die Kinder am brüchigen Holzzaun entlang, zum Baum mit den Früchten, und die Älteste hat das Kleinste auf dem Arm, und das langt nach den „ersten Kirschen“. Das ganze Blatt ist gezeichnetes Volkslied.

Man wird zur romantischen Landschaft in Nacht- und Sonnenschau zurückzufinden haben, denn ihr geheimstes Wesen ist — in Grauen und Lieblichkeit — Musikalität.

Aus dem romantischen Rheingebirge war die „Lore Ley“ erwachsen.

In dieser Zeit bildet sich der Begriff der „Waldeinsamkeit“, und es ist etwas von seelischem Zufluchtsuchen darin zu spüren.

Der Begriff stammt aus Tiecks Märchen „Der blonde Eckbert“, und wenn man durchs Waldesdunkel mit den stürzenden Wassern und drohenden Felsen geschritten ist, schließlich auch das liebliche Tal mit den hellen Birken hinter sich gelassen hat, gelangt man zur Hütte der Alten, und hier singt der wunderliche Vogel im Käfig: „Waldeinsamkeit, / Die mich erfreut, / So morgen wie heut, / In ew'ger Zeit, / Oh, wie mich freut / Waldeinsamkeit.“ In dem Tieckschen Märchen nun wird Waldeinsamkeit zu einem Noviziat der Seele, das schlecht bestanden wird.

Landschaftlich geht man in Novalis' „Heinrich von Ofterdingen“ einmal ganz ähnlichen Weg. In tiefen Gedanken legt ihn der Pilgrim zurück. Ziel ist ein großer Stein unter einem alten Baum, der nur unten noch grün, oben aber dürr und abgebrochen ist.

Vergegenwärtigt Schwind in seinen „Sieben Raben“ oder in seiner „Melusine“ solche Waldeinsamkeit, so lebt bei ihm die landschaftliche Stimmung in einem Baum auf. Mag er hohl sein und der Geflüchteten Unterschlupf gewähren — bestimmend für den Eindruck werden die dürren und abgestorbenen, wild gereckten, knorrig gewinkelten Äste zwischen

dem Blättergrün und die Baumwurzeln, in denen das haftende, das erdverwachsene, das schollentrozige Wesen des Baums zum Ausdruck kommt. Das ist's, was in der Waldeinsamkeit erfreut: daß Zeit in Ewigkeit entgleitet.

Auch Börne hat sich einmal darüber ausgesprochen, daß es eigentliches Einsamkeitsgefühl in der Natur nicht gebe; im Kölner Dom möge man sich vereinsamt fühlen, aber in menschenverlassener Landschaft sei man nie allein. Und nun betrachte man daraufhin die Gemälde Caspar David Friedrichs, den man den Einsamkeitsmaler dieser und vieler Jahrzehnte nennen könnte —: Dieser feinnige Strand am Meer; dieser Felsendurchblick auf den Gletscher; dies Gestein im Gebirge; dieses Kreuz auf dem Felsen — ein Einsamkeitsgefühl kommt nirgends auf. Vielmehr spricht da etwas Seelengebietendes. Diese Landschaften sind menschenverlassen: gegenwärtig ist Gott.

Es war denn auch nicht das Gefühl der Vereinsamung, nein, das war es gewiß nicht, was den Begriff der Waldeinsamkeit damals so sehnsüchtig umschmeichelte. Es war eine ernstere Stimme, die rief.

Eichendorff hat sie gedeutet. Der Wald als solcher erhält bei ihm eine ethische Sendung: „Da steht im Wald geschrieben / Ein stilles, ernstes Wort / Von rechtem Tun und Lieben / Und was des Menschen Hört.“ Waldeinsamkeit wird zu einer Stätte des Sichbesinnens auf sich selbst. Die Stimmen der Bäume mahnen, und Text ist dein unsterblich Teil. Irgendwie ist der verwurzelte Baum Ewigkeitszeuge. Katholisch gewendet — und das ist abermals ein Eichendorffsches Gedicht — bedeckt die Mutter Gottes mit ihrem Sternenmantel die Waldeinsamkeit.

Man wird sich klar über den für diese Zeit wichtigen Begriff der „Waldeinsamkeit“, und es ist dies auch die letzte

Deutung des Tieck'schen Märchens: „Waldeinsamkeit“ ist in landschaftlicher Versenkung und bildhafter Auferstehung: die Vergegenwärtigung des Gewissens der Zeit.

Die Bäume, hohe stattliche Bäume, auch die jugendlichen, erst vor zehn oder zwanzig Jahren gepflanzten — die umhalste, herzte und streichelte er wie seine Lieblinge und bewahrheitete in der eigenen Person gleichsam die von ihm angespielte Fabelsage, daß die ersten Menschen auf und aus den Bäumen gewachsen seien. Wie oft sind wir an einem Apfelbaum, an einer Lärche oder Tanne unter solchen Zärtlichkeitsanwandlungen seßhaft geworden! wobei er denn zu erzählen pflegte, wie er als kleiner Knabe dabei gewesen, als die selige Mutter und Schwester Marianne sie haben pflanzen lassen —: Das ist es, was Ernst Moritz Arndt vom Freiherrn vom Stein berichtet. Es erweist sich damit nur wieder, wie sehr große Menschen das Empfindungsleben ihres Zeitalters in allen Tiefen ausschöpfen; sie sind es, die das im Unterbewußtsein des Volks Schlummernde zu wachem Dasein ans Licht heben —: Dieser Zeit bedeutet der Baum die sichtbar gewordene Seele der Landschaft.

Humboldt hat einmal geschrieben, ein einzelner Baum, wo er auch stehen möge, wenn er nur groß und reich an Zweigen, sei wie eine kleine Welt, und Bettina, die jeder aufflatternden Empfindung mit dem Schmetterlingsnetz nachjubelt, verfehlt nicht, ihre Dithyrambe auf den Baum zu dichten. Die klingt in die Worte aus: „Begegne dir nichts, was dich beleidigt, o Baum! den keiner der Unsterblichen umwandelt. Ich zwar träume den Frühling in deinem Schatten, und mir deucht, von Unvernehmbarem widerhallen

zu hören, rings, die Wälder und die Hügel." Damit sind Wälder und Hügel, ist Landschaft schlechtweg in die schützende Erscheinung des Baums ganz innig einbezogen. Das Merkwürdigste aber und zu tiefst das Zeitempfinden Offenbarende: Katharina Emmerich erfindet sich in ihren Visionen Bäume. Sie sieht Bäume mit geschuppten Stämmen und ungeheuer großen Blättern; auch pyramidenförmige mit sehr großen schönen Blumen; den Baum des Paradieses, dessen Früchte, meist zu fünf, um die Spitze der Zweige herumhängen; Bäume, die eine Laube bilden; wieder Bäume, deren Zweige sich zur Erde niedersenkten, dort wurzeln, wieder Bäume empor treiben, die desgleichen tun. Was das alles bedeutet? Heilige Landschaft.

So mag man denn nun auch mit E. T. A. Hoffmanns Studenten Anselmus („Der goldene Topf") unter den Holunderbusch unfern des Linke'schen Bades bei Dresden treten, diesen Holunderbusch, um dessen Zweige die drei in grünem Gold erglänzenden Schlänglein spielen. Er ist gleichsam Torwart des Märchens, und alle zauberischen Ereignisse nehmen aus seinem Geschäft ihren Ausgang. Auf's Wesentliche hin angesehen aber darf dieser Holunderbusch noch ganz andere Geltung beanspruchen: Er ist die lebendige Verkörperung der Dresdener Landschaft. Die Seele der Landschaft wird sichtbar im Baum.

Diese Empfindung, deren sich vielleicht niemand bewußt war und die doch aller Ahnungsleben erfüllte, bestimmt die Landschaftsmalerei der Zeit. Alle Gefühlschwingungen suchen etwas wie Echo im Baum.

Man könnte sagen, der Baum sei bei Ludwig Richter häuslich und zu einer Art Familienmitglied geworden. Georg Philipp Schmidt malt in zwei Bildern des Heidelberger Museums „Ausblick in die Ebene" und „Im Karmeliter-

mädchen" ein Frauenleben ganz im Sinn der Zeit: In lichten Buchen ist der Traum des Mädchens; der helle Laubgang vergegenwärtigt das umfriedete Dasein der Frau mit dem Kind im Schoß. — Hochaufragende Eichenstämme; im Moos gelagert oder Posten stehend, die Körner, Friesen, Hartmann: so verbildlicht Georg Friedrich Kersting die Freiheitskriege. Die „Birke im Sturm“ malt Joh. Chr. Cl. Dahl, und es ist, als zitterte das geängstigte Zeitbewußtsein durch die gepeitschten Blätter, aber als reckte sich auch die Zuversicht der Zeit in dem Stamm der Birke auf. Recht eigentlich zu Deutern der Zeitseele durch das Medium des Baums aber werden Caspar David Friedrich und Schinkel.

Es ist bereits die Rede davon gewesen, daß Caspar David Friedrich „demokratische“ Bäume, wurzelfeste Baumproletarier, gemalt hat. Er gibt in seinem Bild „Einsamer Baum“ diesen kronenlosen Baumproletarier aber auch derart, daß ethische Kraft von ihm ausgeht. Er stellt in „Kommender Frühling“ den Entzweigten so neben den reich Umästeten, daß es wie Botschaft von Tod und Leben ist. Er wandelt in „Zwei Männer in Betrachtung des Mondes“ den blattlosen Baum, dessen Wurzeln wie Äste und dessen Äste wie Wurzeln sind, in den Magier, der die Kräfte des Mondes beschwört. Er legt in seinem berühmten Bild „Kreuz im Gebirge“ alles Emporschauen zu Gott in Tannengrün und Tannenandacht. — Schinkel stellt den gotischen Dom mit der lichten Kuppel auf seinem Gemälde so hinter bewegtes Baumgrün, daß es ist, als Klänge in der zarten Architektur das Gebet der Bäume zum Himmel auf; er läßt in „Dom hinter Bäumen“ das Blattwerk zu sichtbarem Echo des Orgelspiels werden. Er malt in „Landschaft mit Trauerweide“ den mittelalterlichen Kaiser auf Reiserast derart unter das Baumdach, daß dies gleichsam zu kaiserlichem Se-

zelt und zu naturhafter Beglaubigung des Gottesgnadentums wird. In seinem Wandbild „Abend“ ragt die windgezaufte Fichte so über die Kehre der Landstraße, daß der Sturm in ihrem Seizweig nichts anderes als der Atem der Landschaft selbst ist, daß deren gesamte Ausdruckskraft in dieser Fichte aufschießt. Er gibt in seinem „Morgen“ jedes wedes bräutliche Glück im Aneinanderneigen zweier Bäume.

In ihrem gesamten Empfindungsleben fand sich die Zeit im Baume wieder. Das wird darum bedeutungsvoll, weil im Baum nicht nur die erdgebundene Gestalt, sondern zugleich auch immer die Stimme aus den Lüften ist. Im Hinblick auf diese Zeit, und das hat sich noch zu erweisen, könnte man den Baum das Orgelwerk der Landschaft nennen.

Die Landschaft war Ziel menschlicher Arbeit gewesen: So hatte „Faust“ dem Meer Land abgewonnen, so hatten die Freunde der „Wahlverwandtschaften“ dem Park des Gutes neue Weganlagen zu neuen Ausblicken geschaffen. Im Humanitätszeitalter hatte der Tatwille des Menschen über der Landschaft geherrscht.

In dieser Zeit der schöpferischen und der nachwirkenden Romantik wird die Landschaft zu einer Zufluchtsstätte. Das Friedensbedürfnis hält bei ihr Einkehr. Romantik heißt Sehnsucht. Die Sehnsucht aber schweift, und so kann es nicht wundernehmen, daß neue Landschaftsbezirke den Künsten gewonnen werden, die Künste auch zugleich im Landschaftlichen sich neue Ausdrucksmöglichkeiten sichern.

Brentano, seinem Wesen nach mehr Improvisator als Dichter, bietet ein ganzes Heer von Nixen und Nymphen, Hexen und Käuzen auf, seine Rheinlandschaft zu bevölkern,

er schildert aus romantischer Überlieferung heraus, aber er gewinnt für diese besondere Landschaft den besonderen Stimmungsausdruck; seine Verse plätschern mit den Wellen der Flüsse, zu spielenden Lichtern auf Fels und Wasser werden seine Reime, in der „Lore Ley“ erschafft er seiner Landschaft den lebendigen Mythos. Heinrich Heine erobert sich die Nordsee. Auch er ruft Gestalten der Mythologie auf, aber er gibt ihnen modernes Gesicht. Sie werden ironischen Diensten gefügig gemacht. Die Ironie des Poeten erkennt sich selbst in der See, als dem ironischen, wankelmütigen, launischen Element der Landschaft, wieder. Zugleich ersteht, ganz modern erfaßt, dem ironischen Spiel Tiefe der Auffassung gewährleistend, das Symbol: denn nun wandelt der Heiland der Welt über Land und Meer im wallend weißen Gewande, und als Herz in der Brust trägt er die rote, flammende Sonne. Lenau singt seine Schilflieder, und wenn sein Teich, der regungslose, von der nordischen Landschaft der märkischen Protestanten auch fernab liegt, seine Weise mußte doch auch am Havelufer gehört werden und durfte ihrerseits dazu beitragen, den stillen Seen um Berlin herum Atmosphäre zu geben. Ganz aus romantischem Geist heraus schafft sich E. T. A. Hoffmann seine Stadtlandschaft, sein Berlin. Hier aber ist nicht mehr von Übernahme irgendwelcher romantischen Mythologie die Rede. Wohl lebt die Vergangenheit inmitten der Gegenwart der Stadt, aber in scharfgeschnittenen Abenteurervisagen, in seßhaft angesiedeltem Alchimistenpaß. Es ist, als zöge der Romantiker inmitten der durchaus realistisch gesehenen Stadt magische Kreise, in denen Spuß sein darf. Der aber ist so gestaltet, daß Gegenwart und Vergangenheit durcheinanderklüchern, und überall, sei es nun „An den Zelten“, sei es am Alten Rathaus, in ihrer Mischung von Nationalismus und Phan-

tastik die trüb-Kühle, ganz eigentümlich berlinische Luft entsteht.

Die romantisierte Stadtlandschaft geht durch Spitzweg in die Malerei über, aber das Wesentliche seines Werks entsteht erst in späterer Zeit, aus abermals neu erwachter Sehnsucht. Für die romantische Landschaft der Epoche werden Gemälde wie „Wanderers Sturmlied“ von Johann Christian Reinhart, J. A. Kochs „Opfer Noahs“ und „Berner Oberland“, K. Ph. Fohrs „Romantische Landschaft“, Ludwig Richters „Tal bei Amalfi“, Schinkels „Dekoration zur Alpeste“ kennzeichnend. Vielfach sind diese Bilder aus der italienischen Landschaftszenerie heraus stilisiert; neben dem Baum wird der nackte Fels zu bestimmendem Motiv; der Sturzbach oder ein schlafendes Wasser sammelt die Stimmung; oftmals überspannt der Regenbogen den Himmel. Malerisch aber ist die Zeitstimmung in ihrer Tiefe in Caspar David Friedrichs Werk offenbart. Alle äußere Romantik ist hier abgefallen. In ihrer tiefsten Einsamkeit, im Auf und Ab gebietender Linien sucht Friedrich die Natur. Aus ihrer Einsamkeit gewinnt sie ihm Stimme. Aber diese Stimme spricht nicht mehr ausschließlich zum Menschen, sondern auch zu Gott. Sucht auch hier noch die Sehnsucht Zuflucht, so mag sie sie finden; nicht aber in müdem Sicheinbetten, sondern im gebieterischen Aufblick zum Schöpfer. Es ist, als wenn aus Friedrichs Mund der Protestantismus der katholisierenden romantischen Landschaftsauffassung die Kampfbeschwerte, die sittlich ernste Antwort gegeben hätte.

Schinkel, der mit den Augen des Romantikers Italien bereist hatte, entdeckte in sich selber an der Havellandschaft den Realisten. Gelegentlich freilich, wie in seinem Bild „Der Heilige See bei Potsdam“, romantisiert er auch Havelland. Aber er findet doch auch die Möglichkeit, auf romantische

Requisiten Verzicht zu leisten, dies Flachland mit dem Fluß und den bewaldeten Ufern gibt seiner Sehnsucht in sich Genüge, es scheint fürder keines Wunders mehr zu bedürfen als etwa der im Flammenrot untergehenden Sonne.

In „Landschaft mit Pilger“ (um 1813) hat Schinkel die Havellandschaft (oder eine ihr durchaus entsprechende) gemalt, im Hintergrund, über den Wipfeln der Bäume, ragt die Kuppel der Kirche auf. Vergleicht man diese Kuppel mit der von Schinkel erbauten Nikolaikirche in Potsdam, so fällt eine eigentümliche Ähnlichkeit auf — unwiderleglicher Beweis dafür, wie sehr sich Schinkel in seinen Bauten von seinem Landschaftsempfinden bestimmen ließ.

Und das ist ein Großes in Schinkel, und er wird dadurch zur lebendigen Stimme der Zeit: Seine Bauten erstehen, einem Organischen vergleichbar, aus der Landschaft. Das ist — gleichgültig, welche Formensprache im Einzelfall übernommen sein mag — sein Stil.

Es scheinen sonderliche Überlegungen zwischen Schinkel und Pückler-Muskau gepflogen worden zu sein, offenbar im Hinblick darauf notiert der Fürst: „In hohem Grade wichtig ist es, daß Gebäude immer im Charakter der Landschaft erscheinen, mit der sie verwebt sind.“ Er fordert daraufhin bei Parkgebäuden Unregelmäßigkeit. Er will von Gotik unter Fichten und lombardischen Pappeln nichts wissen, bei Eichen und Buchen sei sie am Platze.

Grisebach stellt Schinkel in Gegensatz zu dem Barock: „Schinkel war in eine Zeit hineingeboren, die aus einem grundsätzlich anderen, sentimentalisch sich hingebenden Verhältnis zur Natur die Umgebung eines Hauses nicht mehr streng gegen die Landschaft abzusondern, vielmehr aus Haus, Garten und Park eine ideale landschaftliche Szenerie, gleichsam ein lebendig sich entwickelndes Landschaftsbild, zu ge-

stalten trachtete." Und nun vergegenwärtige man sich, als ein Beispiel für viele, unter solchem Gesichtspunkt die Gartenfront des Schloßchens Tegel, das Schinkel für Humboldt ausgebaut hat. Die zu beiden Seiten überragenden Bäume, das in den Vorbau eingeschniegte Buschwerk ziehen den klassizistischen Bau derart in die grüne Umgebung hinein, daß er trotz der fremden Formensprache zum Kündler märkischen Landschaftsempfindens wird. Und das gilt in dem gleichen Maße von der Innenarchitektur: Die mattgrünen, mattrosa und lichtblauen Zimmer halten Zwiesprache mit dem Grün der Bäume und der Rasenflächen.

Mit der gleichen Instinktsicherheit fügt Schinkel seine Gebäude in die Stadtlandschaft ein. Man könnte auf den Museumsbau am Spreeufer deuten, auf die Neue Wache — monumentales Beispiel aber ist doch die Einstellung des Schauspielhauses zwischen die Kuppeln der beiden Kirchen. Nicht nur, daß der Platz dadurch seinen Charakter erhält — in dieser Einstellung als solcher ist musikalische Wirkung, die architektonisch fragwürdige Freitreppe wird geradezu zu musikalischem Motiv. Dieser mit Steinen gepflasterte, von Mauerwerk umstellte Platz wird durch die architektonische Eingliederung des Schauspielhauses zu „Landschaft". Und noch ruht ein romantischer Hauch darüber.

Was aber Schinkel im großen geleistet hatte, das wurde im Biedermeierhaus zu Allgemeingut. Das Selb des Anstrichs verschwimmt sich dem Grün der Bäume. Jene „Unregelmäßigkeit", die Pücker-Muskau für Parkgebäude gefordert hatte, ist hier so selbstverständlich geworden, daß der scheinbar willkürliche Bau, in die Stadtlandschaft versetzt, die Erinnerung an den Garten weckt, und mehr als nur Erinnerung, denn in dem Hof ist ja der Baum stehengeblieben, und zu der Galerie klettert wilder Wein empor. Das architektonisch

willkürlich eingesetzte, die Ausmaße des Baus nicht respektierende Fenster wird durch das Blumenbrett und die paar blühenden Töpfe darauf zu einem Wahrzeichen der Naturverbundenheit. Und vielleicht konnte das Tonnengewölbe des vorderen Eingangs zu dem jenseits des kleinen Hofes nur deshalb nicht auf gleicher Achse liegen, weil sich ja der Baum dazwischen befand und seine Rechte gegen das aufzuführende Mauerwerk geltend machte. Im Biedermeierhaus ist fast überall Paß mit dem Boden, auf den es gestellt wurde, Paß mit der Landschaft, deren Nähe es der Stadt vermittelt. Die Sehnsucht baut mit an der Architektur der Zeit.

In der Ferne im Tiergarten blies ein Horn recht artig „Seine dem Kuhreigen sehr ähnliche Melodie; das versetzte mich in unsere Schweizerreise“, schreibt Schleiermacher einmal an seine Frau; und in den „Wahlverwandtschaften“ heißt es gelegentlich: „Waldhörner ließen sich in diesem Augenblick vom Schloß herüber vernehmen, bejahten gleichsam und bekräftigten die guten Gesinnungen und Wünsche der beisammen verweilenden Freunde.“ Den Menschen dieser Zeit wird durch musikalische Klänge die Empfindung für die Landschaft geweckt, gestärkt, verinnerlicht.

Und mehr als das: Das Naturgefühl setzt sich unmittelbar in musikalische Eindrücke um, es wird zu Seelenmusik.

Da der Student Anselmus in E. T. A. Hoffmanns „Soltem Topf“ sich recht inniglich in den Anblick des Holunderbusches versenkt, ist es plötzlich wie ein „Dreiklang heller Kristallglocken“ um ihn, und alsbald hebt ein Selispel, Gesüßter, Gesüßter an —: „Zwischendurch — zwischenein —

zwischen Zweigen, zwischen schwellenden Blüten, schwingen, schlängeln, schlingen wir uns — Schwesterlein — Schwesterlein, schwinde dich im Schimmer — schnell, schnell herauf — herab — Abendsonne schießt Strahlen" —: und dies Selispel, Geflüster, Geflügel ist Musik. Jean Paul schildert in den „Flegeljahren“ eine Fußreise: Zunächst hört der Wanderer aus dem Tal herauf den Ton der Flöte; „er hörte die Flöte, die gleichsam aus dem Herzen der stummen Nachtigallen sprach“; dann pfeift er frei vor sich hin Choräle und alte Volksmelodien; „immer betrunkenener und glücklicher wurde Walt, als er auf dieser ersten Schäferpfeife, auf diesem ersten Alphorn fortblies, dem Morgenwinde entgegen, der die Töne in die Brust zurückwehte“; dann umfängt ihn Schweigen, und in dem Schweigen ist Andacht zu Gott und damit neuer Gesang; endlich tönt ihm der Glockengruß aus mehreren Dörfern; „hier kehrte er um vor dem lauten Wehen; er fand die Welt sonderbar still um sich, nur das Geläute klang allein und leise wie Schalmeyen der Kindheit, und er wurde sehr bewegt.“ Auf dem Gang in die Waldeinsamkeit im „Osterdingen“ des Novalis läßt sich ein Wind in der Luft verspüren, „und seine dumpfe wunderliche Musik verlor sich in ungewisse Fernen“. In den Nachtwachen des Bonaventura heißt es: „Das ist eine wunderliche Nacht . . . Ganz in der Ferne ist leise, kaum vernehmbare Musik, wie wenn Mücken summen oder Koch zur Nacht auf der Mundharmonika phantasiert.“ Überall der nämliche Vorgang: Der landschaftliche Eindruck weckt musikalische Klänge, Musik deutet die Landschaft und führt sie dem Herzen zu. Es sind aber Weisen der Sehnsucht, die da vom Tal zum Hügel und über die Wipfel der Bäume tönen.

Dies musikalische Landschaftsempfinden wird zu Lyrik und heißt nun: Eichendorff.

Wo immer man Eichendorffs Gedichte aufschlägt, da musiziert die Natur, zumal der Wald. Die Frösche bringen tapfer ihre Ständchen, die Fledermaus schwirrt leise, man hört das Sähen des alten Wassermanns, der wilde Jäger fährt durch die Wipfel. Es singen die wandernden Gesellen, es singen ihnen die Stimmen im Grund. Die Bäume im Garten rauschen Heimweh. „Da rauschten Bäume, sprangen / Vom Fels die Bäche drein, / Und tausend Stimmen klangen / Verwirrend aus und ein.“ Und nun lockt, lustig wie traurig, das Waldhorn. Die alte Waldkapelle läutet fort und fort hinab zum Tal. Der Hirt bläst seine Weise, es fällt ein Schuß. „Übern Garten durch die Lüfte / Hör' ich Wandervogel ziehn.“ Ein Flüstern wird zu geheimem Singen und zieht jedweden in seinen Bann. Von einer Frau, die die Laute rührt, dunkelt die Weise das Tal entlang. „Denn ein wunderbares Singen wohnte lange in dem Tale.“ Der gesamte Natureindruck vom Frühlingswerden zum Herbsteswehen, von Sonnenaufgang zu Nachtbefangenheit ist bei Eichendorff Musiſ, und wenn es in der Prosa seines „Marmorbilds“ einmal heißt: — „als sänge die ganze Gegend leise“, so ist das nur lapsonischer Bericht für seine gesamte Landschaftsverdichtung.

Aber auch bei Brentano heißt es, um nur ein Beispiel zu geben: „Hörst du, wie die Brunnen rauschen? / Hörst du, wie die Grille zirpt? . . . / Selig, wen die Wolken wiegen, / Wenn der Mond ein Schlaflied singt.“ Und in Lenaus Schilfliedern: „Und ich mein', ich höre wehen / Leise deiner Stimme Klang / Und im Weiher untergehen / Deinen lieblichen Gesang.“ Im Schlachtlärm der Winde über Heines „Nordsee“ sind auch lockende Harfenlaute und sehnsuchtsvoller Gesang; gelegentlich nennt er die Sterne, Goethes Sonnenaufgangshymnus sentimentalisierend, „Sonnen-Nachtigallen“.

Die Malerei der Zeit gibt gleiche Antwort. Als Philipp Otto Runge (1803) seine Landschaftszeichnungen zum erstenmal Tieck vorlegt, ist der bestürzt; eine eigene Kunstahnung ist ihm darin ausgesprochen; der „Zusammenhang der Mathematik, Musik und Farben stehe hier sichtbar in großen Blumen, Figuren und Linien hingeschrieben“. Wenn J. E. Hummel in „Grotte bei Teplitz“ Landschaft malt, dann setzt er zwei Frauen mit Saiteninstrumenten in den Vordergrund, damit gleichsam Klang über der Ebene und den fernen Hügelrücken sei, er stellt in „Ostera“ die Frau mit der Laute und das Mädchen mit dem Becken ganz vorn ins Bild und gibt in schwingender Schaukel, auf der Frauen in wehender Gewandung und mit wehendem Schleier sitzen, der stummen Melodie den bildkräftigen Ausdruck. Franz Krüger malt die Fürstin von Liegnitz hoch zu Pferd derart ins Baum- und Strauchgrün, daß der Wind im Gezweig und das Faltenspiel im weiten und sehr langen Reitgewand zu musikalischem Widerspiel werden.

Erfüller aber wird auch hier Caspar David Friedrich. Gemalte Musik könnte man seine Landschaften nennen, und Hummels äußerliche Klanggebung kommt daneben fürder nicht mehr in Betracht. Denn nun ist der Klang ein rein seelischer geworden. Er ist zugleich musikalisch derart nuanciert, daß Justi, ohne sich einer Übertreibung schuldig zu machen, die „Mondnacht am Meeresufer“ Beethovens „Mondscheinsonate“, das unvollendete Gemälde „Nordlicht“ der „Pathétique“ vergleichen darf. Vielleicht aber wird keins der Friedrichschen Gemälde in musikalischer Einstimmung so klangreich wie sein „Hochgebirge“. Nichts als ein Gletscher zwischen zwei toten, aufragenden Felsbergen. Das Ganze aber ist Orgelklang. Aus dunkler Melodik aufsteigend helle Töne. Es ist aber zugleich in den vielfältigen Rissen im Auf und

Ab des Gesteins innerhalb der großzügigen Linien der Konturen überall Ton, und diese Töne vermählen sich zum Choral, und den singt diese Landschaft Gott. Eichendorff weit überholend, macht Friedrich die Landschaft, die er bis in jede Einzelheit musikalisch durchdringt, die er mit rein malerischen Mitteln überall und individuell instrumentiert, zum symphonischen Kunstwerk. Bei Eichendorff sang die Landschaft; bei Friedrich ist sie seelische Musik geworden.

Und eben damit wird Friedrich zum Deuter seiner Zeit.

Wieder blickt man der Lorelei in die Augen. Sie ist die singende Landschaft. Mit ihrem Liede lockt sie in den Tod. Das aber hat eine so „wundersame, gewaltige Melodei“, daß es den Tod mit dem Leben versöhnt, und Friede wird; der tiefersehnte Friede.

Musikalität

Was die Gestalt des Faust für das Humanitätszeitalter bedeutet hatte, das wird für diese bewegte und in der Unruhe nach Melodisch des Daseins verlangende Zeit zwischen den Revolutionen die Figur des Johannes Kreisler, dieses Kostgängers zwischen Genialität und Geistesumnachtung.

In Irrsinn sollte E. T. A. Hoffmanns Kapellmeister Kreisler enden, aber man sieht ihn immer nur auf der Schwelle zu dem dunklen Bereich, und weil soviel Finsternis auf ihn wartet, trinkt er jeden Lichtstrahl durstiger in sich ein.

Wer dieser Johannes Kreisler ist? Ein Liebender. Einer, der sich sein frommes Gemüt und damit Begeisterungsfähigkeit gewahrt hat. Er ist verletzbar wie ein Kind. Und weil Musik seine Welt ist, wird ihm jeder falsche Ton, jeder Mißbrauch mit der Kunst, jede gefallsüchtige und leichtfertige Zurschaufstellung zu körperlichem Schmerz. Der ruft sein Temperament und die Ironie in ihm auf. Dann grimassiert er den Wahnsinn, der doch in Wirklichkeit schon wartend hinter seinem Stuhl steht und ihm bereits lähmend in den Schädel krallt. Dann wird dieser Liebende zu einem Rücksichtslosen, der jede gesellschaftliche Bindung abstreift und dem es toller Genuß ist, die Furcht, die ihn hegt, den andern einzuslößen.

Ein Liebender und sein ganzes Dasein ist der Musik verschrieben. Erglüht er für ein Mädchen, so deshalb, weil sie den Ton in ihrer Kehle hat, der die Saite in seinem Innern zum Schwingen bringt. In Musik löst sich ihm alles auf — die Menschen, mit denen er zu tun hat, die Gartenbeete, die er durchschreitet, die Welt, die ihn umgibt, nicht zum wenigsten sein eigenes Leben. Er verblutet, genest und verblutet wieder an Musik.

Derart schlendert er durchs Dasein. Einer, der den Melodien der eigenen Seele lauscht und fromm gestimmt wird, wenn die Umgebung sie ihm widertönt. Es kommt über ihn, und er zeichnet die Weisen auf, die ihm im Innern erklingen. Sehr im Gegensatz zu Faust fühlt er sich aber nicht zum Werk verpflichtet. Faust: das unendliche Streben; Kreisler: das unendliche Zerfließen. Dort: der Starke, der sich in den Mittelpunkt seiner Welt stellt, sich mit ihrem, sie mit seinem Willen zu durchdringen; hier: der Zärtliche, der Stimmen auffängt und ihnen Antwort gibt; der Verletzbare, der aber im Grunde seines Herzens weiß, daß alles in dieser Welt, was nicht Musik wäre, Täuschung bedeuten müßte.

Der sich selbst und sein Dasein musikalisch erlebt, aber trotzdem (oder eben deshalb) sein Ich und sein Schicksal nicht zu „Komponieren“ vermag; Chaotiker und Liebender; Ironiker und Hingebungsbedürftiger; der Enthusiast unter der Aolsharfe einer vielfach dissonierenden Zeit: das ist E. T. A. Hoffmanns Kapellmeister Kreisler, den sich diese Epoche recht aus ihren Nöten und ihrer Sehnsucht heraus zum Ebenbilde schuf.

In Ida Hahn-Hahns Roman „Gräfin Faustine“ heißt es einmal, die Musik sei eine Überwölbung dieser Welt mit einer zweiten.

An Zelter schreibt Goethe bereits im Jahre 1799: „Wenn meine Lieder Sie zu Melodien veranlaßten, so kann ich wohl sagen, daß Ihre Melodien mich zu manchem Liede aufgeweckt haben.“ Das hätte an sich nicht viel zu bedeuten, würden in dieser Zeit nicht alle Künste und darüber hinaus alle geistigen Betätigungen in Musik einbezogen.

Ernst Moritz Arndt vergegenwärtigt sich einmal im „Geist der Zeit“ die Art, wie die Antike im Gegensatz zum Christentum der Natur gegenübergestanden habe, und nennt daraufhin das Christentum seinem Wesen nach musikalisch. Dieselbe Empfindung spricht aus Schleiermachers „Reden“: Wie eine heilige Musik sollen die religiösen Gefühle das tätige Leben begleiten; der bürgerliche Beruf des Menschen sei gleichsam nur die Melodie seines Lebens, Religion müsse sie zu einer vollstimmigen und prächtigen Harmonie erheben. Dorothea bezeichnet Friedrich Schlegels Art zu philosophieren als musikalisch, im Gegensatz zu seiner Kritik, die architektonisch erscheine, Rahel spricht — was beinahe auf das gleiche herauskommt — von dem „metaphysischen“ Sebastian Bach, weil er „ohne Gemütsbeziehung in den Tönen untereinander selbst wirkt und dichtet“. Von Friedrich Schlegel stammt der Ausspruch, die Architektur sei versteinerte Musik, ein Wort, das, wofern man an Schinkel denken will, über Geistreichelei hinaus zu gefühlsgewisser Wahrheit wird. Püßler-Musikau knüpft daran an und meint: „Ebenso könnte man vielleicht die höhere Gartenkunst mit der Musik vergleichen und wenigstens ebenso passend, als man die Architektur eine gefrorene Musik genannt hat, sie eine vegetierende Musik nennen. — Sie hat auch ihre Symphonien, Adagios und Allegros, die das Gemüt durch unbestimmte und doch gewaltige Gefühle gleich tief ergreifen.“

Merkwürdiger noch die Macht, die Musik im Unter-

bewußtsein gewann. Rahel notiert (1815) nachfolgenden Traum: „Diese Nacht träumte mir, ich höre ein so schönes Präludium, aus der Höhe, oder wo es sonst herkam; genug, ich sah nichts, welches eine so große Harmonie entwickelte, daß ich auf die Knie sinken mußte, weinte, betete, und immer ausrief: Hab' ich es nicht gesagt, die Musik ist Gott, die wahre Musik, damit meinte ich Harmonien und keine Melodien, ist Gott! Immer schöner wurde die Musik; ich betete, weinte, und rief immer mehr; wie durch einen Schein, und ohne Gedankenformen, wurde mir alles, das ganze Sein in meiner Brust, hell und deutlicher; das Herz ging mir vor glücklichem Weinen entzwei: und ich erwachte.“ Damit wäre Musik über die Religion hinaus, dem ursprünglichen Gottesbewußtsein zugewiesen, und somit der Ring geschlossen.

Wenn dieser Epoche der Begriff des Gesamtkunstwerks entsteht — man weiß jetzt, was sich zeitlich dahinter birgt: Nicht eine Verschwisterung der Künste galt es, noch ein gemeinsames, gleichberechtigtes Wirken auf einen einheitlichen künstlerischen Eindruck hin, sondern: Musik zog die anderen Künste alle in ihren Schoß und stillte sie mütterlich nach ihrer Weise.

Und darüber hinaus: Musik versuchte das Leben als solches einbettend einzulullen. Man denkt an das Flötenspiel des großen Preußenkönigs, und es ist, als hätte ein Hauch davon, abendlich, und nachdem die Arbeit des Tages zum Abschluß gekommen, durch protestantische Lande gegeistert.

Dieser Zeit wird Musikalität denn auch geradezu zu einer Forderung, und zu deren Vollstreckerin wirft sich Bettina auf, dieselbe Bettina, die ihre eigene Seele eine leidenschaftliche Tänzerin nach einer inneren Tanzmusik, die niemand außer ihr vernehme, genannt hat, und der Bruder Clemens die Metaphysik dazu gedichtet hat, den Charakter

des Menschen dem Thema einer Musik vergleichend: insofern er die Harmonie des Ganzen mitbegründet, habe er nur den Charakter seines Instruments; um harmonisch zu werden, müsse man schon eine gewisse Anzahl von Tönen umfassen. Bettina also fordert, Musik müsse in der Seele walten, ohne Musik könne nichts im Geist bestehn. Musik bringe alles in Einklang: Ein Gewitter sei ein Hymnus mit der Musik. Musik sei der Urgeist aller Elemente, das Meer sei Musik. Musik sei die sinnliche Geistesnatur. Die Sprache sei eine geistige Musik.

Solcher Überspannung gegenüber mag man an jene Sängerin denken, von der Varnhagen in seinen „Denkwürdigkeiten“ erzählt, deren Stimme so überanstrengt wurde — denn sie sollte die erste aller Sängerinnen werden — daß sie sie ganz verlor. Aber auch an Hoffmanns Antonie, der die Schwindsucht in der Brust wühlt und deren Stimme dadurch den letzten, den überirdischen Klang erhält, mag man erinnert werden. Noch war die Zeit so geistig, daß sie ihr seelisches Bedürfnis mit aller Natur und allen Sphären in Einklang zu setzen suchte. Sie war zugleich genügend sinnlich veranlagt, um sich, ihrem seelischen Bedürfnis entsprechend, Kultur zu schaffen.

In dieser Zeit ist Wien fast ausschließlich im Besitz aller großen und schöpferischen Musik. Die protestantische Hauptstadt aber wird zu etwas wie einem Resonanzboden; der ist nun ganz und bis in jede Faser von dem Gewoge der Töne durchzittert und klingt es melodisch wider. So entsteht hier jene Musikalität, die aus sich heraus neu, aber vorwiegend auf anderen Gebieten, schöpferisch wird; der gemäß der Mensch seine Umgebung — sein Leben zu gestalten trachtet.

In dieser Epoche zwischen den Revolutionen stellen sich alle Künste auf Musikalität ein. Dichtkunst —: Man weiß, wie sehr die Romantiker, vor allem Tieck und Brentano, in ihren Reimspielen musikalische Wirkungen in Versverschürzung und Wortklang anstrebten, es gilt das aber auch von Jean Pauls Prosaстил, zumal im „Titan“. Tiefer führt es, wenn Grillparzer in seiner Selbstbiographie erzählt, er habe, während sich ihm die Vorgänge des „Goldnen Oliezes“ vergegenwärtigten, gewisse Symphonien mit seiner Mutter vierhändig gespielt, „und die Gedankenembryonen verschwammen mit den Tönen in ein ununterscheidbares Ganzes“. Der Plan sei ihm dann fern gerückt und in Vergessenheit geraten, als er aber später mit der Tochter der Karoline Pichler die nämlichen Musikstücke vorgenommen habe, sei ihm alles wieder deutlich vor die Seele getreten, und er habe sich nunmehr an die Ausarbeitung der Dramen gemacht. Hier also bildet die Musik bereits etwas wie den Kanervas, auf dem die Stückerlei des Dichtwerks erstet. Bei E. T. A. Hoffmann aber wird die Musik unmittelbar und bewußt bestimmend. Er selbst hat von seinen „Elixieren des Teufels“ gesagt, der Roman fange mit einem Grave sostenuto an, das in ein Andante sostenuto e piano übergehe, um dann von einem Allegro forte abgelöst zu werden; und das ist mehr als nur ein Spiel mit Worten. Sein Märchen „Prinzessin Brambilla“ hat Hoffmann dann bis in jede Einzelheit als musikalisches Kapriccio zu komponieren versucht, und das gilt nicht nur von der Stoffgliederung — die dichterische Erfindung bereits erwuchs aus musikalischem Gedankenpiel und erfuhr die dem Kapriccio gebührende Gestaltung. An einer Stelle des Märchens heißt es: es befinde sich hier eine Lücke. „Um musikalisch zu reden, fehlt der Übergang von einer Tonart zur andern . . . ja, man könnte

sagen, das Kapriccio bräche ab mit einer unaufgelösten Dissonanz." In viel höherem Grade, als es bei Jean Paul der Fall war, ist nun auch der Prosaстиl bei Hoffmann mit seinen eigentümlichen Schachtelungen, Wiederholungen, refrainartigen Gliederungen, mit den absonderlichen Flüster- und Kichertönen und dem ironischen Pizzicato musikalisch bedingt. Hoffmann hat seinen Stil geradezu instrumentiert; an bestimmten Stellen hört man die Flöten, dann wieder die Violinstimmen heraus.

Plastik —: Der zu tiefst musikalische Plastiker der Epoche ist Schadow, und indem man das ausspricht, denkt man vor allem an seine Doppelstatue der Prinzessinnen Luise und Friederike von Preußen, bei der die Gewandbehandlung zu durchkomponiertem symphonischen Kunstwerk wird. Die vom Taillenrund niedergehenden Kleidfalten der Luise treten zu den gewellt auflommenden, aber auch in dieser Bewegung gegliederten der Friederike in ein Widerspiel, das unmittelbar zu Musik wird und sich nur musikalisch bestimmen ließe. Und wiederum: Vergewärtigt man sich Schadows Gesamtwerk im Vergleich zu dem Rauchs, so hat man, von den äußeren Stileinflüssen abgesehen, den Eindruck, daß der Gegensatz am ehesten musikalisch, etwa in Nennung der Tempi und Tonarten, auszudrücken wäre.

Malerei —: Wie sehr Musik das Landschaftsbild bestimmte, ja, daß Caspar David Friedrichs Landschaften ganz wesentlich gemalte Musik waren, hat man bereits erfahren. Aber die Musikalität bleibt nicht auf das Landschaftsbild beschränkt. Schadows Sohn, der jungverstorbene Maler, scheint die musikalische Einstimmung des Vaters geerbt zu haben, seine Fresken der Casa Bartholdi werden dafür überaus beredt. Man folge den weisenden Armbewegungen der Bilder „Joseph im Gefängnis“ und „Der blutige Rock“,

und man fühlt sich unmittelbar musikalisch erregt und besänftigt; die zeichnerische Komposition scheint in Verbindung mit der Farbengebung, wenn auch unbewußt, auf Klangwirkung zu zielen. Ganz stark und zwingend aber gibt sich das in Schwind's Gemälden. In seinem Melusine-Zyklus „Der Einbruch in Melusines Gemach“: die Frauengestalten werden zu Klingenden Wellen. In seinem „Gesellschaftsspiel“: die Bewegung der einzelnen Gruppen tönt, das Gesamtbild aber ist symphonisch gebunden. In seinem Bild „Auf der Brücke“ setzt der Rhythmus ganz ersichtlich im begegnenden Schritt des Soldaten und des Wanderburschen ein, er wird, wesentlich modifiziert, von anderen Gestalten aufgenommen, und findet in der Ruhe der Landschaft den harmonischen Ausklang. Ist es an sich schon kein Zufall, daß in der Malerei der Epoche überaus häufig Hauskonzerte zum Gegenstand der malerischen Darstellung genommen werden, so erscheint auch auf diesem Sondergebiet Schwind's Sepiazeichnung „Ein Schubertabend bei Josef Ritter von Spaun“ in ihrer deutlich ersichtlichen Umsezung der Tonwirkungen in zeichnerische Komposition besonders charakteristisch. In ihrer Musikalität flüchtet die Malerei der Zeit, als bedürfte sie seelischer Bestätigung, in Sphären, die sie offenbar heimatlicher anmuten als ihr eigener Bereich.

Architektur —: Hat Friedrich Schlegel die Architektur eine versteinerte Musik genannt, so hat er im Hinblick auf Schinkel gewiß das Rechte getroffen. Man hat Schinkel gegenüber die Empfindung, als bedeuteten die überlieferten Stile etwas wie Tonarten für ihn, die er denn auch, gemäß der GemütsEinstellung zum architektonischen Thema, zu verwenden trachtet und ohne Voreingenommenheit verwendet. Bestimmend ist in jedem Fall die Landschaft, sei sie nun städtischer, sei sie ländlicher Art. Dadurch, daß das Bau-

wert in sie einbezogen wird, man könnte beinahe sagen, aus ihr erwächst, ersteht die Möglichkeit der Musikalität. Man vergegenwärtige noch einmal das Schauspielhaus in Berlin, und man wird den Gesamtbau als dunklere Fermate zwischen den beiden helleren Tönen der Kirchenkuppeln empfinden. Derart beeindruckt, beginnt der Betrachter das Gebäude als solches bis in all seine Gliederungen hinein, gleichsam in musikalischer Auflösung, zu erfassen. Gewiß, es ist das eine Frage der Linienführung wie der Verhältnisse, der Gesamtwirkung wie der Gliederung — der architektonisch nicht einwandfreien Freitreppe aber kommt dabei eine so entscheidende, musikalisch gar nicht auszuscheidende Bedeutung zu — daß es ganz offenbar wird, daß diese Musikalität in Schinkels architektonischer Phantasie das Primäre seiner Konzeption gewesen ist. Sie ist es, die seinen Stil ausmacht. Und dieser Stil geht aus der Außen- in die Innenarchitektur mit aller erdenklichen Selbstverständlichkeit über. Nur daß hier die Farbengebung von lange nicht genügend eingeschätzter Bedeutung ist, und daß man an dem Schinkelbau unverständig frevelte, als man für den Zuschauerraum einen anderen völlig willkürlichen Anstrich wählte. Ein echt wilhelmsches Unterfangen! Man muß heute schon in den sogenannten Konzertsaal flüchten, um der Musikalität der Schinkelschen Innenarchitektur froh zu werden. Selbst die Wandgemälde sind hier in die Klangwirkung einbezogen, und es scheint kein Zufall zu sein, deutet vielmehr auf etwas wie innere Einstimmung, daß diese Bilder vielfach musikalische Motive zur Darstellung bringen. Selten war ein Künstler so zeiteingeboren wie Schinkel: Klassizist im Sinne der „Iphigenie“; Gotiker nach dem Herzen der Romantik; der Baumeister der Musikalität aus eigener Gemütsstellung heraus. In gemessenem Abstand von seiner pro-

testantischen Kunst ließe sich das architektonische Werk des Österreichers Josef Kornhäusel (1782—1860) für die Musikalität der katholischen zeitgenössischen Baukunst namhaft machen.

Kunstgewerbe —: Man darf nur Schinkel in seine kunstgewerblichen Arbeiten, etwa in seine Entwürfe für die königliche Eisengießerei folgen, um von dem Wehen des gleichen Geistes angerührt zu werden. Eben deshalb, weil die Ausgestaltung des Möbels, der Vase und des Trinkglases mit der Architektur des Hauses in Einklang steht, läßt sich ja nur von Stil im eigentlichen Sinn hier reden. Es ist denn auch kein Zufall, daß im Kunstgewerbe der Zeit das Motiv des Delphins und der Lyra immer wiederkehrt. Nicht als ob man Musikalität oder gar deren Etikettierung bewußt angestrebt hätte: man überließ sich der Stimme im eigenen Innern, und das verwandte Sinnbild bot sich von selbst.

Und nun durchschreitet man in Gedanken ein letztes Mal das Biedermeierhaus, und es scheint alles verwandelt oder in melodischem Flusse begriffen zu sein. Die angebaute Freitreppe im Hof ist zu einer Tonstala geworden, zu der der Baum die Begleitung rauscht. Es ist Bewegung im weißen Tüll der Gardinen, jede Wandfärbung tönt ihren eigenen Akkord. Es ist, als instrumentierten Sofa, Schrank und Stuhl die Weise des Zimmers, und in der Servante mit ihren Tassen und Gläsern hebt ein leises Klingen an.

Eine Zeit der schweren Kriegsarbeit und der harten sozialen Not, der Hungerjahre; eine Zeit, in der umstürzende Erfindungen alles in Aufruhr setzen; in der Patriarchalität sinkt und Autorität schwindet; in der die schüngen-

den Mauern fallen und in der die Wege weit werden; in der von Revolution zu Revolution ein rauher Luftzug weht, in der Religiosität vielfach erstarrt und zu Aberglauben verwest; in Wahrheit eine Zeit abnehmender Geistigkeit — und dieselbe Zeit, in unserem, dem heutigen Empfinden gespiegelt, wie ein Bereich der Sammlung, des Gehütetseins, der harmonischen Lebensführung.

Es ist kein Zweifel: Zum großen Teil rührt der Widerspruch daher, daß alle Nöte jener Zeit — Krieg, Hunger, Lockerung der sozialen Bindungen — von der unseren überboten worden sind. Im Orkan von heute dünkt der Sturm von gestern harmlos.

Wenn aber unser Bild von jener Zeit mit den gegebenen Tatsächlichkeiten in Widerspruch steht — muß daraus wirklich und mit Notwendigkeit folgen, daß unsere Auffassung falsch sei?

Man prüfe unbefangen die Einwirkung der Schicksalstaschen auf die eigene Seelenstimmung, und man wird erstaunen und zugeben müssen, daß sie nicht unbedingt davon abhängig ist; daß sie sich ihre Freiheit wahrt; daß sie in ihrem letzten Dunkel in jener selben Melodie fort tönt, die schon an die Ohren des Knaben schlug; daß sie, einem Fluß vergleichbar, die tatsächlichen Geschehnisse umgleitet und sie wie Inseln, die immer erkenntlich aber doch ausgeschieden bleiben, fortfließend umschlingt.

Ein anderes kommt hinzu: Alle Vergangenheit lügt, weil man sie nur in den wenigen, die sie überlebt haben, sieht. Das Segenwartsleben ist fast ausschließlich an Tote gebunden, denn sie alle, deren Stimmungen auf uns einwirken, die unsere Stunden mit uns teilen, unser Mühen fördern oder beeinträchtigen, werden nahezu ausnahmslos schon nach fünfzig Jahren aus dem Gedächtnis der Menschheit ausge-

löscht sein. Wir aber lebten, den Geist jener Zeit zwischen den Revolutionen vergegenwärtigend, mit den Schleiermacher, Humboldt, Schinkel, und kennen sie sehr viel genauer, als es ihren Zeitgenossen vergönnt war. Die mögen einen Aufsatz von Humboldt gelesen, eine Predigt von Schleiermacher gehört haben — davon, wie jene beiden sich ihr Havelland entdeckten und welche Botschaft der Tod ihnen zutrug, werden sie schwerlich viel erfahren haben. Vergangenheit lügt, weil sie an Stelle des Durchschnittsmenschen den Vereinzelten und Auserwählten setzt.

Wie aber, wenn eben jene Lüge tiefste Wahrheit wäre? Es ist dem nicht so, daß man aus sich heraus dächte oder empfinde. Vielmehr scheint es, als bildete jede Zeit aus dem ihr Eigenen eine Gefühls- und Gedankenatmosphäre. Ungewiß, wie die Zustände kommt. Soviel nur weiß man, daß das Werk der ihre Zeit wahrhaft Lebenden und deshalb Überlebenden, dieser Bevorzugten, diese Atmosphäre wesentlich speist. Sicher, daß die vielen und Namenlosen (aber auch die führenden Geister) aus ihr gespeist werden; jeder seinem Verlangen und seiner Aufnahmefähigkeit gemäß.

Es ist dem also doch so und kann nicht anders sein: Tritt uns als wesentliches Merkmal der Zeit aus den lebendig gebliebenen Zeugnissen eine einzig geartete, aus der Epoche erwachsene und sie bedingende Musikalität des Gestaltungsvermögens, der Empfindungsweise, der Lebensführung entgegen, so muß sie sich auch dem Volksganzen mitgeteilt und dessen Daseinsrhythmus beschwingt und besänftigt haben.

Und diese Musikalität der Epoche zwischen den Revolutionen ist es auch, die unsere Auffassung dieser nahen, uns holden Vergangenheit schuf. Das ist es: Noch hören wir, und sie ist zu uns gedrungen, die Melodie jener Zeit, die viele Dissonanzen löste. Zu einer Sehnsuchtsweise wurde sie uns.

Die Frage nach dem Mythos der Zeit hat aus sich heraus die Antwort gefunden. Es war nicht Zufall, wenn sehr verschieden geartete Dichter der Epoche die Gestalt der Lore Ley auf dem Felsen erschauten.

Nur ein singender Tod konnte einem melodisch eingesponnenen Leben Antwort geben.

Scheint es befremdlich, daß dieser ausgesprochen protestantischen Kultur aus dem spezifisch katholischen Landschaftsempfinden der Mythos erstand und daß es ein jüdischer Dichter war, der ihm die lebendige Fassung verlieh? Aber vielleicht stützt auch das die Erkenntnis, daß der Ruf jeder Zeit an alle ergeht, und daß Religion über den Religionen ist.

Die Lorelei mit ihrem Singen. Es ist wirklich vielleicht nicht das letzte, auf die Felsenriffe zu achten. Aber es scheint wichtig für die Zeit wie für den in ihr Wirkenden — und so nun auch für uns, die Nachgeborenen — daß eine Stimme aus der Höhe sei.

Namenverzeichnis

- Achard, Franz Karl 41.
Albert, Julius 41.
Alexander I., Kaiser von Ruß-
land 18, 52, 53, 170, 210.
Appert, François 42.
Arndt, Ernst Moritz 9, 31, 34,
36, 37, 38, 54, 59, 60, 62,
80, 83, 89, 90, 96, 169, 224,
228, 229, 282, 297.
Arnim, Achim von 59, 102, 242.
Ascher, Jul. Louis 69.
August, Herzog von Gotha 61.
- Bach, Sebastian 109, 297.
Basedow, Karl A. von 43.
Beethoven, Ludwig van 91.
Begas, Karl der Ältere 69.
Bernstorff, Graf Christian 99.
Berstett, Wilhelm Ludwig,
Leopold Reinhard 18.
Berzelius, Jacob 42.
Bismarck, Fürstin Johanne 65.
Blücher, Sebhard Leberecht,
Fürst von Wahlstatt 29, 36,
37.
Bonaventura (Nachtwachen
des) 291.
- Börne, Ludwig 25, 26, 54, 60,
64, 65, 77, 99, 103, 143, 169,
228, 250, 281.
Böttger, Rudolph Christian
42.
Braid, James 43.
Braille, Louis 44.
Braithwaite 41.
Brentano, Bettina 8, 49, 56,
78, 79, 102, 166, 214, 224,
253, 268, 282, 298, 299.
— Clemens 10, 32, 59, 77, 78,
79, 96, 139, 142, 166, 180,
182, 191, 192, 198, 242, 249,
267, 268, 274, 285, 286, 292,
298, 299, 300.
Bretonneau, Pierre 43.
Bright, Richard 43.
Brinkmann, Gustav von 99,
102.
Bromer (Ingenieur) 41.
Bülow, Heinrich, Freiherr von
24, 81.
—, Gabriele von, siehe Hum-
boldt.
Burgsdorff, Wilhelm von 102.
Busmann, Auguste 194.

- Byron, Lord George Noël
Gordon 131.
- Cambacères 42.
- Canova, Antonio 270.
- Carl August, Herzog von
Weimar 112.
- Carolath, Adelheid, Fürstin von
105.
- Caventou, Jean Baptiste 43.
- Chadwick 41.
- Chamisso, Adelbert von 141,
191.
- Chancel 42.
- Coindet, W. C. 43.
- Conolly, John 44.
- Contessa, Karl Wilhelm Salice
191.
- Cotta, Johann Friedrich von
50.
- Currie, James 44.
- Daguerre, Louis 42.
- Dahl, Joh. Chr. Cl. 284.
- Danhauser, Josef 67, 68.
- Davy, Humphry 43.
- Derosne, Charles 43.
- Devrient, Ludwig 110, 111.
- Diede, Charlotte 25.
- Diestel, Heinrich 177 ff.
- Drais, Carl von 40.
- Dubrunfaut, Augustin Pierre 42.
- Ebel, Johann Wilhelm 178 ff.
- Eichendorff, Joseph, Freiherr
von 11, 141, 142, 271, 277,
278, 279, 281, 291, 292, 294.
- Eichhorn, Johann Albrecht
Friedrich 15, 173.
- Elßler, Fanny 52, 119 ff.
- Emmerich, Katharina 159,
182 ff., 197, 198, 203, 219,
258, 283.
- Engel, Johann Jakob 98, 99.
- Engert, Erasmus 69.
- Ericson, John 41.
- Esquirol, Jean Etienne Domini-
que 44.
- Evans, Oliver 40.
- Eybl, Franz 67.
- Fairbairn, William 41.
- Ferrand 42.
- Feuchtersleben, Ernst, Freiherr
von 43.
- Fichte, Johann Gottlieb 15, 21,
24, 25, 31, 34, 39, 88, 99,
166, 224, 229, 230, 267.
- Fischer, Joseph 111.
- Fohr, K. Ph. 287.
- Follen, Adolf Ludwig 226, 227.
—, Karl 226, 227.
- Fontane, Theodor 276.
- Fouqué, Friedrich Heinrich
Karl, Freiherr von 102, 108.
- Fowler, John 41.
- Franchot 42.
- Francis, Joseph 40.
- Fresnel, Augustin Jean 40.
- Friedrich, Caspar David 6, 27,

- 39, 115, 166, 167, 168, 244,
267, 279, 281, 284, 287, 293,
294, 301.
- Friedrich II., König von Preußen
13, 33, 240, 254, 298.
- Friedrich Wilhelm II., König
von Preußen 13.
- Friedrich Wilhelm III., König
von Preußen 14, 16, 30, 32,
38, 85, 88, 94, 95, 114, 174,
175, 176, 179, 187, 240.
- Friedrich Wilhelm IV., König
von Preußen 16, 28, 31, 95,
174, 175, 240, 241, 258.
- Friedrich I., König von Würt-
temberg 259.
- Friesen, Karl Friedrich 284.
- Frotiep, Ludwig Friedrich von
259.
- Fulton, Robert 40.
- Galizin, Fürstin 174.
- Gall, Ludwig 41.
- Gallenberg, Marie, Gräfin 120.
- Galloway, Elijah 42.
- Gauß, Karl Friedrich 41.
- Gautier, Théophile 123.
- Geiß, Philipp Heinrich Moritz
42.
- Gensler, Günther 67.
- Geng, Friedrich von 27, 39, 50,
99, 119 ff., 221.
- Serhardt, Paul 181.
- Serlach, Ludwig von 177, 198,
199, 200.
- Servinus, Georg Gottfried 251.
- Slagbrenner, Adolf 66.
- Sneisenau, Neithardt, Graf
von 36, 191.
- Sörres, Johannes Joseph von
60, 228.
- Goethe, Wolfgang 8, 26, 94,
103, 104, 107, 112, 115,
117, 136, 139, 148, 150 ff.,
160, 162, 167, 168, 188, 198,
207, 208, 213, 216, 224, 231,
246 ff., 262, 267, 268, 270,
271, 275, 277, 292, 296, 297.
- , Ottilie von 64.
- Grassi, Joseph 68, 143.
- Grimm, Brüder 88, 108, 242,
252.
- Grimmelshausen, Hans Jakob
Christoffel von 147.
- Grisebach, August 257, 288.
- Günderode, Karoline von 56,
166.
- Guglow, Karl 155, 156.
- Hahn=Hahn, Ida Gräfin 156,
157, 158, 296.
- Hahnemann, Christian Friedrich
Samuel 43.
- Händel, Georg Friedrich 109.
- Hardenberg, Karl August Fürst
von 20, 29, 32, 41, 57, 87,
113, 213, 230.
- Hartmann 284.
- Hausser, Kaspar 220, 221.
- Haydn, Joseph 123, 132.

- Hedemann, August von 181.
 Hegel, Georg Wilhelm Friedrich 21, 27, 34, 36, 39, 88, 102, 108, 252, 269.
 Heilmann, Josua 42.
 Heine, Heinrich 12, 102, 103, 108, 131, 148, 149, 234, 237, 247, 248, 250, 278, 286, 292, 294, 307.
 Heinrich, Prinz von Preußen 223.
 Hengstenberg, Ernst Wilhelm 172, 173, 249.
 Hensel, Luise 142, 190 ff., 221, 249, 258.
 —, Wilhelm 107, 191.
 Herder, Johann Gottfried 160, 162.
 Herwegh, Georg 241.
 Herz, Henriette 93, 98, 99, 100, 101, 102.
 —, Marcus 98, 99, 100.
 —, Moritz 98.
 Heyne, Moritz 147.
 Hitzig, Eduard 191.
 Hoffmann, E. T. A. 24, 26, 57, 64, 107, 110, 111, 116, 191, 213, 214, 277, 283, 286, 290, 295, 296, 299, 300.
 Hohenlohe, Alexander, Prinz 219.
 Houwald, Christoph Ernst, Freiherr von 191.
 Howe, Elias 42.
 Hufeland, Christian Wilhelm 43.
 Humboldt, Adelheid von 82.
 —, Alexander von 27, 41, 88, 98, 99, 102, 108, 226, 267.
 —, Caroline von 22, 25, 26, 34, 49, 56, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 117, 136, 137, 166, 208, 213, 214, 223, 239, 265, 272, 275.
 —, Gabriele von 50, 55, 82, 83, 215, 241.
 —, Wilhelm von 16, 21, 24, 25, 26, 27, 34, 35, 38, 39, 49, 51, 54, 56, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 80, 81, 83, 84, 88, 95, 98, 99, 102, 108, 113, 117, 136, 137, 138, 166, 208, 213, 223, 229, 231, 246, 255, 265, 267, 268, 269, 270, 272, 275, 282, 289, 306.
 Hummel, J. E. 293.
 Hunt, Seth 42.
 Jackson, Charles Thomas 43.
 Jacobi, Moritz Hermann 42.
 Jahn, Friedrich Ludwig 31, 44, 113.
 Jenner, Edward 44.
 Joseph II., Kaiser von Österreich 91, 181.
 Jung-Stilling, Johann Heinrich 170, 171.
 Justi, Ludwig 244, 293.
 Kammerer, Jacob Friedrich 42.
 Kamps, Karl Albert Christoph Heinrich von 173.

Kanitz, Graf 179.
 Kant, Immanuel 165.
 Karl, Großherzog von Baden
 30.
 —, Herzog von Braunschweig
 30.
 —, Herzog von Mecklenburg
 37, 241.
 Keller, Friedrich Gottlob 42.
 Kerner, Justinus 215 ff., 217.
 Kersting, Georg Friedrich 284.
 Kimsly, Frau von 213.
 Kleist, Heinrich von 81, 139,
 140, 141, 158, 259 ff., 264,
 265.
 Klopstock, Friedrich Gottlieb
 73, 137.
 Koch, J. A. 287.
 Koreff, David Ferdinand 213.
 Körner, Theodor 284.
 Kornhäusel, Josef 304.
 Kozebue, August Friedrich
 Ferdinand von 16, 60, 177,
 226, 227.
 Krüdener, Barbara Juliane von
 209, 210 ff., 219, 221.
 Krug (Professor) 210.
 Krüger, Franz 69, 293.
 Kugelgen, Gerhard von 68.
 —, Wilhelm von 26, 170, 171,
 215.
 Kühn, Sophie von 265.
 Laffitte, Jacques 40.
 Langerhans (Baurat) 24.

Laroche, Karl von 98.
 Leistikow, Walter 276.
 Lenau, Nikolaus 286, 292.
 Lessing, Gotthold Ephraim 146,
 147, 148, 162.
 Liebig, Justus von 41.
 Liegnitz, Fürstin von 293.
 Ligne, Fürst von 102.
 Lind, Jenny 69.
 Ling, Peter Heinrich 44.
 Liszt, Franz von 67, 107.
 Logau, Friedrich von 147.
 Louis Ferdinand, Prinz von
 Preußen 102, 104.
 Luise, Königin von Preußen
 27, 63, 68, 111, 114, 138 ff.,
 141, 143, 144, 266 ff., 301.
 Luther, Martin 165, 168, 169,
 199, 227.
 Lutter & Wegner 110.
 Lützow, Ludwig Adolf Wil-
 helm, Freiherr von 108.
 Madersperger 42.
 Manderstjerna, General von
 206, 210.
 Marsais 42.
 St. Marsan, Graf 94.
 Marmitz, Alexander von 9, 25,
 49, 54, 138, 166, 169, 177,
 252, 261, 266, 276.
 Melcher 174.
 Mendelssohn, Abraham 106,
 142.
 —, Fanny 252.

- Mendelssohn, Felix 59, 107,
 109, 113.
 —, Lea 23.
 Menzel, Wolfgang 250.
 Merckel, von (Oberpräsident)
 23.
 Mereaue, Sophie 194.
 Mesmer, Franz Anton 43.
 Metternich, Clemens Lothar
 Wenzel, Fürst von 16, 35,
 91, 124, 125, 126, 131.
 Mirabeau, Honoré Gabriel
 Viktor Riquetti, Graf 57,
 125.
 Mohr, J. 186.
 Monby, George William 40.
 Montgelas, Maximilian Joseph
 Graf von 57.
 Moritz, Karl Philipp 99.
 Morse, Samuel Finlay 41.
 Mos, Friedrich Christian Adolf
 von 20.
 Mozart, Wolfgang Amadeus
 91.
 Mundt, Theodor 263.
 Nägeli, Hans Georg 109.
 Napoleon 19, 33, 114, 209, 211.
 Nasmyth, James 41.
 Naundorff, Karl Wilhelm 220.
 Newall 41.
 Nixon, C. 40.
 Novalis 95, 100, 137, 139,
 160, 161, 162, 200, 248,
 262, 265, 280, 291.
 Oldach, Julius 66.
 Olfers, Hedwig von 193.
 Overbeck, Johann Friedrich 67.
 Owen, Sir Richard 43.
 Paalzow, Henriette von 117.
 Paganini, Nicolo 107.
 Pelletier, Joseph 43.
 Pepys, William Hasledine 42.
 Perrot 41.
 Perry, James 42.
 Pichler, Karoline 300.
 Pleischl, Adolph 42.
 Plewe (Leutnant) 239.
 Prevorst, Seherin von 215 ff.,
 219.
 Pückler = Muskau, Hermann
 Ludwig Heinrich, Fürst von
 8, 115, 174, 213, 236, 256,
 268, 288, 289, 297.
 Pustkuchen, Johann Friedrich
 Wilhelm 248.
 Radziwill, Anton Heinrich,
 Fürst 111, 113.
 —, Elise, Prinzess 112.
 Raimund, Ferdinand 117.
 Ramboux, Johann Anton 67.
 Ramler, Karl Wilhelm 98, 99.
 Ranke, Leopold von 102, 108,
 133.
 Rauch, Christian Daniel 27, 36,
 108, 266, 270, 301.
 Raumer, Friedrich von 56.
 Raufsch, Bernhard 69.

Récamier, Jeanne Françoise
Julie 117.
Reichardt, Johann Friedrich 99.
Reinhart, Joh. Chr. 287.
Ressel, Joseph 40.
Reuß, Fürst 102.
Richter, Jean Paul Friedrich
99, 103, 107, 251, 291, 300,
301.
—, Ludwig 168, 243, 244, 278,
279, 283, 287.
Rietschel, Ernst 25, 27.
Rift, Johann 148.
Robert, Ludwig 105.
Roebeling, Johann August 40.
Rohr, Karl 84.
Rose, Valentin 44.
Rothschild, Familie 27.
Rottel, Karl Wenzeslaus Ro-
decker von 231, 232.
Runge, Philipp Otto 39, 66,
252, 271, 293.

Sailer, Johann Michael 181.
Sand, Karl Ludwig 60, 84, 177,
226, 227, 228, 229, 241.
Saufure, Théodore de 41.
Savigny, Karl Friedrich von
8, 24, 252.
Shadow, Friedrich Wilhelm
301.
—, Johann Gottfried 13, 19,
21, 49, 83, 111, 169, 301.
Scharnhorst, Gerhard Johann
David von 29, 114.

Schelling, Friedrich Wilhelm
Joseph von 88, 174, 252.
Schill, Ferdinand Baptista von
29.
Schiller, Friedrich 80, 92, 148,
248, 250, 251.
—, Lotte 72.
Schinkel, Carl Friedrich 7, 23,
26, 108, 115, 167, 243, 256,
257, 275, 277, 278, 284, 285,
287, 288, 289, 297, 302, 303,
304, 306.
Schlegel, Dorothea 7, 22, 25,
65, 93, 98, 99, 187, 188, 208,
209, 223, 240, 248, 249, 269,
273, 297.
—, August Wilhelm 107.
—, Friedrich 93, 99, 100, 187,
188, 249, 250, 297, 302.
Schleiermacher, Friedrich 15, 24,
25, 33, 35, 38, 39, 53, 54, 60,
72, 77, 80, 81, 88, 93, 94, 96,
100, 137, 142, 143, 160 ff.,
172, 174, 175, 176, 179, 180,
193, 202, 213, 225, 226, 264,
267, 268, 271, 272, 275, 290,
297, 306.
Schlieben, Karoline von 261.
Schmalz, Theod. Anton Hein-
rich 225.
Schmidt, Georg Philipp 283.
Schönherr, Jos. Heinrich 177,
178.
Schroedter, von (Staats-
minister) 111.

- Schubert, Franz 91.
 Schulze, Franz Ferdinand 42.
 Schuppius, Johann Balthasar 148.
 Schütz, von (Kriegsrat) 56.
 Schwaner, Theodor 43.
 Schwarzenberg, Pauline, Fürstin 208, 209.
 Schwind, Moritz von 49, 68, 69, 280, 281, 302.
 Schwingen, Peter 66.
 Semmelweiß, Ignaz Philipp 44.
 Senefelder, Alois 42.
 Severoli (Nuntius) 180, 181.
 Shakespeare, William 107.
 Simpson, James Young 43.
 Smith, Francis Pettit 40.
 Spaun, Josef Ritter von 302.
 Spinoza, Baruch 160, 161, 162.
 Spitzweg, Karl 287.
 Spontini, Gasparo 109, 111.
 Sprengel, Karl 41.
 Stägemann, Friedrich August von 191, 192.
 Stein, Heinrich Friedrich Karl, Freiherr vom 20, 29, 41, 112, 116, 169, 282.
 Stephenson, George 40, 41.
 Sternberg, Alexander von 37, 58, 61, 64, 106, 206, 215, 216, 236, 237, 258.
 Stieglitz, Charlotte 156, 251, 257, 259, 262 ff.
 Stieler 147.
 Strauß, David Friedrich 170, 219.
 Struve, Friedrich August Adolf 42.
 Ternite 266.
 Tettenborn, Friedrich Karl, Freiherr von 112.
 Thaer, Albrecht Philipp 20, 41.
 Theremin, Franz 174.
 Tholuf, Friedrich August 172, 173, 174.
 Tiedt, Friedrich 101, 108.
 —, Ludwig 97, 101, 105, 108, 116, 148, 154, 155, 156, 280, 282, 300.
 Tiedge, Christoph August 59.
 Tischbein, Joh. Friedrich August 68.
 Treitschke, Heinrich von 32, 37, 61.
 Uhland, Ludwig 97, 148.
 Varnhagen von Ense K. A. 13, 18, 20, 22, 23, 27, 29, 30, 84, 97, 99, 100, 104, 105, 106, 108, 111, 138, 173, 174, 179, 180, 234, 239, 240, 253, 276, 299.
 —, Rahel 7, 8, 13, 22, 25, 26, 37, 57, 62, 63, 94, 96, 99, 100 ff., 108, 113, 126, 127, 128, 131, 132, 133, 134, 166, 169, 180, 189, 192, 215, 238,

- 253, 254, 258, 261, 265, 269,
276, 297, 298.
Veit, Johann 67.
—, Philipp 67, 68, 180, 187,
235.
Vinde, Ludwig, Freiherr von
238.
Virchow, Rudolph 43.
Vogel, Henriette 261.
—, Samuel Gottlieb von 43,
272.
Voß, Johann Heinrich 53.
- Waagen, Gustav Friedrich 26.
Waldmüller, Ferdinand 70.
Walter (englischer Ingenieur)
40.
Weber, Carl Maria von 107,
109, 116.
Weber, Wilhelm Eduard 41.
- Wells, Horace 43.
Werner, Zacharias 168, 169,
188.
Wessenberg, Heinrich von 181.
Wieland, Christoph Martin
247.
Wilhelm, Prinz (nachmaliger
Kaiser Wilhelm I.) 112.
Winzler 42.
Wohl, Jeannette 143, 169.
Wöllner, Johann Christoph von
13, 14.
Wolzogen, Caroline von 72.
Woolf, Arthur 41.
- Yordt, Johann David Ludwig,
Sraf 29.
- Zelter, Karl Friedrich 27, 66,
107, 108, 168, 188, 275, 297.
-

Inhalt

Die Frage der Zeit	5
Der Schattenriß der Zeit	13
Das lebendige Kleid	45
Drei Generationen — Zwei Städte	71
Geselligkeit	92
Der Hofrat und die Tänzerin	119
Das Frauenideal	136
Die Geburt der Dame	145
Religiosität	160
Die Konvertitin	190
Das Zwischenreich	206
Der demokratische Geist	222
Das Goethe-Erlebnis	246
Die Todesbotschaft	258
Landschaft	272
Musikalität	295
Namenverzeichnis	309

[illegible]

UML 735

Richter DD66.H4

Zwischen zwei revolution, der geist der S



3 5051 00322 8592

FLARE

FLARE



35051003228592



S0-BVO-841